DIE VERGANGENHEIT EINES THOREN ...

August Strindberg

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·

SIGILLVM·UNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

Digitized by Google

Die
Vergangenheit eines Thoren

von

August Strindberg.

Erster Band.

Berlin, 1894.
Verlag des Bibliographischen Bureaus.
Alexanderstraße 2.

Digitized by Google

BURDACH

Digitized by Google

Entwickelungsgeschichte einer Seele.

(1849 — 1867).

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
1. Furchtsam und hungrig	1
2. Die Dressur beginnt	33
3. Fern von Haus	45
4. Berührung mit den unteren Klassen	58
5. Mit den oberen Klassen	85
6. Die Schule des Kreuzes	107
7. Die erste Liebe	135
8. Eisgang	163
9. Im Dienste fremder Leute	202
10. Charakter und Schicksal	222

Digitized by Google

PT 9814
T6 G5
1894
v. 1-3

I.

Furchtsam und hungrig.

Die vierziger Jahre waren zu Ende gegangen. Der dritte Stand, der sich durch die Revolution von 1792 einen Theil der Menschenrechte erkämpft hatte, war jetzt daran erinnert worden, daß es einen vierten und fünften gab, der vorwärts wollte. Die schwedische Bourgeoisie, die Gustav III geholfen hatte, die königliche Revolte auszuführen, war unter der Großmeisterschaft des früheren Jakobiners Bernadotte längst in die Oberklasse aufgegangen und bildete jetzt das Gegengewicht zum Adels- und Beamtenstande, den Karl Johann mit dem Instinkte der niederen Klasse haßte und ehrte. Nach den Wirren von 1848 nahm der aufgeklärte Despot Oscar I. die Bewegung in die Hand; er hatte die Unwiderstehlichkeit der Revolution eingesehen und wollte deshalb die Gelegenheit ergreifen, durch die Einführung von Reformen die Ehre für sich einzuheimsen. Er verpflichtet sich die Bürgerschaft durch Gewerbefreiheit und Freihandel, natürlich mit gewissen Einschränkungen, er entdeckt die Macht der Frauen und bewilligt den Schwestern gleiches Erbrecht wie den Brüdern, ohne zugleich die Lasten der Brüder als zukünftige Familienversorger zu erleichtern. Im Bürger-

M344372

Digitized by Google

stande findet seine Regierung ihre Stütze gegen den Adel mit Hartmansdorff und gegen die Priesterschaft, die die Opposition bilden.

Noch trennt sich die Gesellschaft in Klassen, in ziemlich natürliche Gruppen, die nach Profession und Beschäftigung geschieden sind, die gegen einander im Schach gehalten werden. Dieses System hält den Schein einer gewissen Demokratie, wenigstens in den höheren Klassen, aufrecht. Man hat die gemeinsamen Interessen noch nicht entdeckt, die die oberen Kreise zusammenhalten, und noch ist die neue Schlachtordnung der oberen und unteren Klassen nicht vorhanden. Deshalb giebt es auch noch keine besonderen Viertel in der Stadt, wo die oberen Klassen das ganze Haus bewohnen, durch hohe Miethen, vornehme Aufgänge und strenge Pförtner abgesondert sind. Deshalb ist das Haus am „Klara-Kirchhof“ in Stockholm, trotz seiner vortheilhaften Lage und seiner hohen Abschätzung, noch in der ersten Zeit der fünfziger Jahre eine ganz demokratische Mietskaserne. Das Gebäude bildet ein Viereck rings um einen Hof. Die Straßenseite wird im Parterre vom Baron bewohnt, im ersten Stock vom General, im zweiten vom Justizrath, der zugleich Hauswirth ist, im dritten vom Dampfschiffsspediteur und im vierten vom pensionirten Küchenmeister des seligen Karl Johann. Im linken Hofflügel wohnt der Tischler, der Vicewirth, ein armer Teufel; im andern Flügel wohnt der Lederhändler und ein paar Wittwen; im dritten Flügel wohnt die Kupplerin mit ihren Mädchen.

Im dritten Stock des Hauptgebäudes erwachte der Sohn des Dampfschiffsspediteur und der Dienstmagd zum Selbstbewußtsein und zum Bewußtsein des Lebens

Digitized by Google

und seiner Pflichten. Die ersten Wahrnehmungen des Kindes waren, wie er sich später erinnerte, Furcht und Hunger. Er fürchtete sich vor dem Finstern, vor Prügel, er fürchtete zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu stehen. Er fürchtete sich vor den Fäusten der Brüder, dem Zausen der Dienstmädchen, vor dem Schelten der Großmutter, der Ruthe der Mutter und vor dem Rohrstock des Vaters. Er fürchtete sich vor dem Burschen des Generals, der mit Pickelhaube und Faschinenmesser im Hausflur stand, vor dem Vicewirth, wenn er auf dem Hofe am Müllkasten spielte, vor dem Justizrath, weil er der Wirth war. Ueber ihm Machthaber mit Privilegien, von den Altersprivilegien der Brüder an bis hinauf zum höchsten Richterstuhl des Vaters, über dem doch der Vicewirth stand, der immer mit dem Wirth drohte, der gewöhnlich unsichtbar war, weil er auf dem Lande wohnte und vielleicht darum der am meisten Gefürchtete war. Aber über allen, selbst über dem Burschen mit der Pickelhaube, stand der General, besonders wenn er in Uniform, mit Dreimaster und Federbusch, ausging. Das Kind wußte nicht, wie ein König aussieht, aber es wußte, daß der General zum König ging. Die Dienstmädchen pflegten auch Geschichten vom König zu erzählen und zeigten das Bild des Königs. Die Mutter pflegte das an Gott gerichtete Abendgebet vorzusprechen, aber einen klaren Begriff von Gott konnte er sich nicht machen, er mußte aber bestimmt höher stehen als der König.

Diese Furcht war vermuthlich keine Eigenthümlichkeit des Kindes, nur hatten vielleicht die Stürme, denen die Eltern ausgesetzt waren, während er im Mutterleibe getragen

wurde, einen besonderen Einfluß auf ihn ausgeübt. Und es hatte stark gestürmt. Drei Kinder waren vor der Ehe geboren, und Johann kam bald nach der Hochzeit zur Welt. Man hatte seine Geburt wahrscheinlich nicht gewünscht, zumal, da der Konkurs unmittelbar vorangegangen war, so daß er in einem jetzt verwilderten Hause zur Welt kam, in dem sich nur ein Bett, ein Tisch und ein Paar Stühle befanden. Der Bruder des Vaters war zur selben Zeit als sein Feind gestorben, weil der Vater sein Verhältniß zu seinem Weibe nicht lösen wollte. Der Vater liebte dieses Weib, und er zerriß das Band nicht, sondern knüpfte es fest fürs Leben.

Der Vater war eine verschlossene Natur und vielleicht darum von kräftigem Willen. Er war Aristokrat von Geburt und Erziehung. Es gab eine alte Geschlechtstafel, auf der die adlige Familie bis in das sechszehnte Jahrhundert zurückging. Dann wurden die Verwandten väterlicherseits Priester, die ganze väterliche Seite aus Jemtland mit Norwegen- vielleicht finnischem Blut. Auf der Wanderung hatte es sich vermischt. Des Vaters Mutter war von deutscher Geburt, aus einer Tischlerfamilie. Des Vaters Vater war Gewürzkrämer in Stockholm, Chef der Bürgerinfanterie und Freimaurer, außerdem ein Anhänger Karl Johanns. Ob es der Franzose, der Marschall oder der Freund Napoleons war, dem die Verehrung galt, ist noch nicht aufgeklärt. Johanns Mutter war eine arme Schneiderstochter, vom Stiefvater als Dienstmädchen in die Welt geschickt, dann als Kellnerin, in welcher Stellung sie von Johanns Vater entdeckt wurde. Sie war aus Instinkt demokratisch, aber sie sah zu ihrem Manne auf, weil er aus „gutee

Familie" war, und sie liebte ihn, ob als Retter, als Gatten oder Familienversorger, das weiß man nicht, und so etwas ist auch schwer zu entscheiden.

Der Vater nannte den Hausknecht und die Darlekarlierin Du, und wurde von den Mädchen Patron tituliert. Er war trotz seiner Niederlagen nicht zu den Unzufriedenen übergetreten, sondern verschanzte sich hinter religiöser Resignation: Es ist Gottes Wille, und indem er sich in seinem Hause isolirte. Außerdem behielt er immer die Hoffnung, sich wieder erheben zu können.

Aber er war bis auf den Grund Aristokrat, selbst in seinen Gewohnheiten. Sein Gesicht hatte einen aristokratischen Typus angenommen; bartlos, feinhäutig, das Haar wie Louis Philipp. Dazu trug er eine Brille, kleidete sich immer elegant und liebte reine Wäsche. Der Hausknecht, der seine Stiefel putzte, mußte bei dieser Prozedur Handschuhe tragen, weil seine Hände zu schmutzig waren, um in die Stiefel des Patrons gesteckt zu werden.

Die Mutter blieb in ihrem Innersten demokratisch. Sie war stets einfach, aber sauber gekleidet. Die Kinder sollten immer ganz und rein sein, nicht mehr. Sie war mit den Dienstboten vertraut und strafte ein Kind, das unhöflich gegen einen derselben gewesen war, ohne Urtheil und Untersuchung, auf die bloße Anzeige hin. Gegen Arme war sie immer barmherzig, und wie knapp es auch im Hause zuging, ein Bettler durfte nie ohne einen Bissen auf die Straße geschickt werden. Die alten Ammen, vier an der Zahl, kamen oft zum Besuch und wurden dann wie alte Freunde empfangen.

Der Sturm war gewaltig über die Familie dahin-

gebraust, und wie erschreckte Hühner waren die zerstreuten Mitglieder der Verwandtschaft zusammengekrochen, Feind und Freund bunt durcheinander, denn sie fühlten, daß sie einander bedurften, daß sie einander schützen konnten.

Die Tante miethete zwei Zimmer der Wohnung. Sie war die Wittwe eines berühmten englischen Erfinders und Fabrikbesitzers, der zu Grunde gegangen war. Sie erhielt eine Pension, von der sie mit zwei Töchtern von feiner Erziehung lebte. Sie war Aristokratin, hatte ein glänzendes Haus besessen und mit Notabilitäten verkehrt. Sie hatte ihren Bruder geliebt, seine Ehe nicht gebilligt, aber seine Kinder zu sich genommen, als der Sturm hereinbrach.

Sie trug eine Spitzenhaube, und man küßte ihr die Hand. Sie lehrte die Kinder, auf dem Stuhl gerade sitzen, hübsch grüßen und sich gebildet ausdrücken. Ihre Zimmer trugen die Schatten des vergangenen Luxus und zahlreicher vermögender Freunde; es waren gepolsterte Jakaranda Möbel mit gestickten Ueberzügen in englischem Muster. Die Büste des verstorbenen Mannes, im Frack der Akademie der Wissenschaften und mit dem Wasaorden schmückt die Räume. An der Wand ein großes Oelbild des Vaters in der Uniform eines Bürgermajors. Diesen Mann hielten die Kinder immer für einen König, denn er hatte viele Orden, die später als Freimaurer-Insignien erkannt wurden.

Die Tante trank Thee und las englische Bücher.

Ein anderes Zimmer wurde von dem Bruder der Mutter bewohnt, einem Kleinhändler am Neumarkt, sowie einem Vetter, dem Sohn des verstorbenen Onkels, einem Schüler am technologischen Institut.

Im Kinderzimmer hielt sich die Großmutter auf. Sie war eine strenge alte Frau, die Hosen und Blousen ausbesserte, das ABC las, die Wiege schaukelte und gezaust wurde. Sie war religiös und kam des Morgens um acht Uhr, nachdem sie zur Morgenandacht in der Klara-Kirche gewesen war. Im Winter hatte sie ihre Laterne bei sich, denn Gaslaternen gab es damals nicht.

Sie hielt sich auf ihrem Platz, liebte wahrscheinlich weder den Schwiegersohn, noch dessen Schwester. Sie waren ihr zur vornehm. Der Vater behandelte sie mit Achtung, aber nicht mit Liebe.

In drei Zimmern wohnte der Vater mit sieben Kindern und Frau sowie zwei Dienstboten. Das Mobiliar bestand zumeist aus Wiegen und Betten. Kinder lagen auf den Plättbrettern und auf den Stühlen, Kinder in den Wiegen und in den Betten. Der Vater hatte kein Zimmer für sich, obgleich er immer zu Hause war. Er nahm nie eine Einladung seiner vielen Geschäftsfreunde an, weil er sich nicht revanchiren konnte. Er ging nie ins Restaurant und nie ins Theater. Er hatte eine Wunde, die er verbergen und heilen wollte. Sein Vergnügen war das Klavier. Die eine der Nichten kam an jedem zweiten Abend, und dann wurden Haydns Symphonien vierhändig gespielt, nichts anderes, später auch Mozart, nie etwas modernes. Er hatte später auch noch ein anderes Vergnügen, als die Verhältnisse es gestatteten. Er pflegte Blumen an den Fenstern, aber lauter Pelargonien. Warum Pelargonien? Johann glaubte später, als er älter geworden und die Mutter gestorben war, immer seine Mutter neben einer Pelargonie oder beide

zusammen zu sehen. Die Mutter war bleich, sie war zwölfmal niedergekommen und wurde lungenkrank. Ihr Gesicht glich den durchsichtig weißen Blättern der Pelargonien mit ihren Blutstreifen, die nach dem Stempel zu dunkel wurden, wo sie eine fast schwarze Pupille bildeten, schwarz wie die der Mutter.

Der Vater kam nur bei den Mahlzeiten zum Vorschein. Trist, müde, streng, ernst, aber nicht hart. Er erschien strenger, weil er bei seiner Heimkehr immer eine Reihe von Dingen zu entscheiden hatte, die er nicht beurtheilen konnte. Daneben wurde sein Name stets benutzt, um die Kinder zu schrecken. „Das werde ich dem Papa sagen“ war gleichbedeutend mit Prügel. Es war grade keine angenehme Rolle, die ihm zufiel. Gegen die Mutter war er immer sanft. Er küßte sie stets nach der Mahlzeit und dankte ihr für das Essen. Dadurch gewöhnten sich die Kinder, ungerechterweise in ihr die Geberin aller guten Gaben und in dem Vater den Spender alles Bösen zu erblicken. Man fürchtete den Vater. Wenn der Ruf: Papa kommt! ertönte, liefen alle Kinder fort, versteckten sich oder rannten in das Kinderzimmer, um sich zu kämmen und zu waschen. Bei Tische herrschte Totenstille, und der Vater sprach nur wenig.

Die Mutter hatte ein nervöses Temperament. Sie flammte auf, wurde aber bald wieder ruhig. Sie war verhältnißmäßig mit ihrem Leben zufrieden, denn sie war auf der sozialen Leiter emporgestiegen und hatte ihre Stellung, die ihrer Mutter und ihres Bruders verbessert. Des Morgens trank sie den Kaffee im Bette; als Hilfe standen ihr Ammen, zwei Dienstboten und die Groß-

mutter zur Verfügung. Wahrscheinlich überanstrengte sie sich nicht.

Aber für die Kinder war sie die Vorsehung. Sie schnitt Neidnägel ab, verband beschädigte Finger, tröstete, beruhigte und besänftigte immer, wenn der Vater strafte, trotzdem sie die öffentliche Anklägerin war. Die Kinder mochten sie nicht, wenn sie „klatschte", und Achtung errang sie sich nicht. Sie konnte ungerecht sein, heftig, zur Unzeit strafen, auf die bloße Angabe eines Dienstboten hin, aber die Kinder bekamen aus ihrer Hand Essen, und Trost, und deshalb hatte man sie lieb, während der Vater immer ein Fremder blieb, eher ein Feind wie ein Freund.

Das ist die undankbare Stellung des Vaters in der Familie. Der Versorger aller, der Feind aller. Kam er müde, hungrig, verbittert nach Hause und fand den Fußboden frisch gescheuert, das Essen schlecht zubereitet und wagte eine Bemerkung darüber, so wurde ihm eine kurze Antwort gegeben. Wie aus Gnade lebte er in seinem Hause, und die Kinder verbargen sich vor ihm.

Der Vater war mit seinem Leben weniger zufrieden, denn er hatte hinabsteigen müssen, seine Stellung verschlechtert, entsagt. Und wenn er diejenigen, denen er Leben und Essen geschenkt hatte, unzufrieden sah, wurde auch er nicht froh.

Aber die Familie ist keine vollkommene Institution. Mit der Erziehung wurde keiner fertig, die Schule griff da ein, wo die Dienstmädchen aufgehört hatten. Die Familie ist eigentlich eine Speiseinstitution, eine Wasch- und Plättanstalt, aber eine unökonomische. Nichts als Zubereiten von Speisen, Markteinkäufe, Besorgungen beim Kauf-

mann und beim Milchhändler, Waschen, Plätten, Stärken, Scheuern. So viele Kräfte in Bewegung für so wenig Personen. Ein Restaurationswirth, der hunderte von Personen speist, benutzt kaum mehr. Die Erziehung bestand aus Zausen und Schelten und Gehorchen. Das Leben nahm das Kind mit Pflichten, nichts als Pflichten, mit keinen Rechten in Empfang. Die Wünsche aller durften sich geltend machen, die des Kindes werden unterdrückt. Es konnte nichts anfassen, ohne ein Unrecht zu thun, nirgends gehen, ohne im Wege zu stehen, kein Wort sprechen, ohne zu stören. Schließlich wagte es sich nicht zu bewegen. Seine höchste Pflicht und seine höchste Tugend war: still auf einem Stuhl zu sitzen und ruhig zu sein.

— Du hast keinen Willen! — So lautete es immer. Und damit wird der Grund zu einem willenlosen Charakter gelegt.

— Was werden die Menschen sagen, — hieß es später. Und damit wird sein Ich zernagt, so daß er sich nie treu sein kann, immer abhängig ist von den schwankenden Meinung andrer und sich selbst nie etwas zutraut, außer in den wenigen Augenblicken, wo er seine energische Seele unabhängig von seinem Willen arbeiten fühlt.

Der Knabe war sehr gefühlvoll. Er weinte so oft, daß er deshalb einen besonderen Spitznamen erhielt. Er war empfindlich gegen die geringste Bemerkung, und in ständiger Unruhe, einen Fehler zu begehen, aber wachsam für Ungerechtigkeiten, und indem er an sich selbst hohe Forderungen stellte, bewachte er sorgfältig die Fehler der Brüder. Wenn diese unbestraft blieben, fühlte er sich tief gekränkt; wenn sie zu ungelegener Zeit belohnt wurden, litt sein

Rechtsgefühl. Deßhalb wurde er für neidisch gehalten. Er ging dann zur Mutter, um sich zu beklagen. Manchmal wurde ihm Gerechtigkeit zu Theil, aber für gewöhnlich erhielt er eine Ermahnung, nicht so streng zu sein. Aber man war ja streng gegen ihn, und man forderte, daß er streng gegen sich sei. Er zog sich zurück und wurde bitter. Dann wurde er schüchtern und zurückhaltend. Er verbarg sich, wenn etwas gutes ausgesprochen wurde, und empfand einen Genuß, wenn man ihn übersah. Er fing an, Kritik zu üben und fand an Selbstquälereien Geschmack, er war abwechselnd melancholisch und muthwillig. Sein älster Bruder war hysterisch. Wenn er beim Spiel geärgert wurde, bekam er oft Erstickungsanfälle mit konvulsivischem Lachen. Dieser Bruder war der Liebling der Mutter und der zweite Bruder der des Vaters. Lieblinge giebt es in allen Familien. Es ist nun einmal so, daß das eine Kind mehr Sympathie gewinnt als das andere. Johann war Niemandes Liebling. Das fühlte er, und das bekümmerte ihn. Aber die Großmutter sah es und nahm sich seiner an. Er las das ABC mit ihr und half ihr beim Wiegen. Aber er war mit dieser Liebe nicht zufrieden. Er wollte die Mutter gewinnen. Und er suchte sich einzuschmeicheln, betrug sich dabei ungeschickt und wurde zurückgestoßen.

Im Hause wurde strenge Zucht geführt. Lügen wurden schonungslos verfolgt, ebenso Ungehorsam.

Kleine Kinder lügen oft aus mangelndem Gedächtniß.

„Hast Du das gethan?“ fragt man sie. Es war nun vor zwei Stunden geschehen, und das Kind denkt nicht soweit zurück. Da die That den Kindern gleichgiltig

erschien, haben sie ihr keine Beachtung geschenkt. Deshalb können kleine Kinder lügen, ohne es zu wissen, und darauf muß man achten.

Sie können auch sehr bald aus Nothwehr lügen. Sie wissen daß ein Nein von Strafe befreit und ein Ja Prügel mit sich führt.

Sie können auch lügen, um einen Vortheil zu gewinnen. Die ersten Entdeckungen des erwachenden Verstandes sind die, daß ein gut angebrachtes Ja oder Nein ihm Vortheil verschaffen kann.

Das Häßlichste ist, wenn sie andere beschuldigen. Sie wissen, daß der Fehler bestraft wird, gleichviel an wem, es gilt einen Sündenbock zu schaffen. Das ist ein Fehler des Erziehers. Diese Strafe ist reine Rache. Der Fehler soll nicht bestraft werden, das hieße einen neuen Fehler begehen.

Diese Gewißheit, daß das Versehen bestraft wird, ruft bei dem Kinde die Furcht hervor als der Schuldige angesehen zu werden, und Johann schwebte in ständiger Furcht, daß irgend ein Versehen entdeckt werden würde.

Eines Mittags besichtigt der Vater die Weinflasche der Tante.

„Wer hat den Wein ausgetrunken?“ fragte er und sieht sich rings im Kreise herum.

Niemand antwortet. Aber Johann errötet.

„Also Du bist's,“ sagt der Vater.

Johann, der den Versteck der Weinflasche nie beobachtet hat, weint und schluchzt:

„Ich habe den Wein nicht ausgetrunken.“

„So, Du leugnest also noch!“

Also noch!

„Wenn wir vom Tisch aufgestanden sind, sollst Du Dein Theil bekommen.“

Der Gedanke an das, was er bekommen wird, wenn man vom Tisch aufgestanden sein wird, sowie die fortgesetzten Betrachtungen über Johanns verschlossenes Wesen rufen andauernd seine Thränen hervor. Man steht vom Tische auf.

„Komm herein,“ sagt der Vater und geht in das Schlafzimmer.

Die Mutter folgt ihm.

„Bitte den Papa um Verzeihung,“ sagt sie.

„Ich habe nichts gethan,“ schreit er jetzt.

„Bitte den Papa um Verzeihung,“ sagt die Mutter und zaust ihn.

Der Vater hat die Ruthe hinter dem Spiegel hervorgeholt.

„Lieber Papa, verzeih mir!“ brüllt der Unschuldige. Aber jetzt ist es zu spät. Das Bekenntniß ist abgelegt. Die Mutter hilft bei der Exekution.

Das Kind heult aus Unwillen, aus Zorn, aus Schmerz, aber hauptsächlich vor Schimpf und Demüthigung. „Bitte den Papa jetzt um Verzeihung,“ sagt die Mutter.

Das Kind sieht sie an und verachtet sie. Er fühlt sich einsam, verlassen von der, zu der er immer geflüchtet war um Trost und Milde, aber so selten, Gerechtigkeit zu suchen.

„Lieber Papa verzeih,“ sagt er mit festgebissenen, lügenden Lippen.

Und dann stiehlt er sich hinaus in die Küche zu

Louise dem Kindermädchen, die ihn zu kämmen und zu waschen pflegte, und an ihrer Schürze weint er sich aus.

„Was hast Du gemacht, Johann," fragt sie theilnehmend.

„Nichts!" antwortet er. — „Ich habe es nicht gethan."

Die Mama kommt heraus.

„Was sagt Johann," fragt sie Louise.

„Er sagt, daß er es nicht gethan hat."

„Leugnet er noch!"

Und nun wird Johann wieder hinein geführt, um zu dem Bekenntniß dessen, was er nie gethan hat, gefoltert zu werden.

Und jetzt bekennt er etwas, was er nie gethan hat. Herrliche, sittliche Institution, heilige Familie, unantastbare göttliche Stiftung, die Mitbürger zur Wahrheit und Tugend erziehen soll!

Du behauptest, das sei in der Jugend, wo unschuldige Kinder zu ihrer ersten Lüge gefoltert werden, wo die Willenskraft durch Despotie zerbröckelt und das Selbstgefühl durch engen Egoismus getötet wird. Familie, du bist das Heim aller sozialen Laster, eine Versorgungsanstalt aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienversorgers und die Hölle der Kinder!

Nach diesem Tage lebte Johann in ewiger Unruhe. Nicht der Mutter, nicht Louise, noch weniger den Brüdern und am allerwenigsten dem Vater wagte er sich anzuschließen. Feinde überall. Gott kannte er nur durch das „Gott der Du bist." Er war Atheist wie jedes Kind, aber im Finsteren ahnte er wie der Wilde und das Thier böse Geister.

Wer hat den Wein ausgetrunken? fragte er sich, wer war der Schuldige, für den er litt? Neue Eindrücke, neue Sorgen ließen ihn die Frage bald vergessen, aber die aufregende Handlung blieb fest in seiner Erinnerung.

Er hatte das Vertrauen der Eltern verloren, die Achtung der Geschwister, die Gunst der Tante; die Großmutter war ruhig. Vielleicht schloß sie aus anderen Gründen seine Unschuld, denn sie zankte ihn nicht aus und schwieg. Sie hatte nichts zu sagen. Er kam sich wie eine bestrafte Person vor. Bestraft wegen Lüge, die im Hause so sehr verabscheut wurde, und wegen Diebstahls ein Wort, das nicht einmal genannt werden durfte. Verlustig des bürgerlichen Vertrauens, beargwöhnt und von den Geschwistern verhöhnt, weil er ertappt worden war. Dies alles mit seinen Folgen, die für ihn volle Wirklichkeit annahmen, war auf etwas gegründet, was nicht existirte: seine Schuld.

Es herrschte nicht direkte Armuth im Hause, aber Übervölkerung, Kindtaufe, Begräbniß. Mitunter zwei Taufen ohne Begräbniß dazwischen.

Das Essen wurde genau abgetheilt und war nicht gerade kräftig: Fleisch gab es nur am Sonntag, aber Johann wuchs doch tüchtig heran und war seinem Alter voraus.

Er wurde nun zum Spielen in den Hof geschickt, ein Raum, wie ein gepflasteter Brunnen, wohin die Sonne niemals schien. Die Schatten blieben über der ersten Wohnung stehen, weiter hinab kamen sie nicht. Ein großer Müllkasten, der einer alten Kommode mit Aufschlägen glich, getheert, aber geborsten, stand auf vier

Füßen an der Wand. Hier wurden die Spüleimer und der Kehricht abgelagert, und aus den Ritzen floß eine schwarze Jauche über den Hof. Große Ratten hielten sich unter dem Kasten auf und blickten von Zeit zu Zeit hervor, um dann in den Keller zu fliehen. Holzböden und Abtritte begrenzten die eine Hofseite, hier war schlechte Luft, Feuchtigkeit und kein Licht. Sein erster Versuch, den Sand zwischen den großen Feldsteinen auszugraben, wurde durch den jähzornigen Vicewirth abgeschnitten. Dieser hatte einen Sohn. Johann spielte mit ihm, aber er fühlte sich nie bei ihm sicher. Der Knabe war ihm an physischer Stärke und Verstand unterlegen, aber er wußte bei streitigen Fragen immer an seinen Vater, den Vicewirth, zu appelliren. Seine Ueberlegenheit bestand darin, eine Autorität zur Seite zu haben.

Der Baron im Parterre hat eine Treppe mit einem Eisengeländer. Es macht ihm Spaß darauf zu spielen, aber alle Versuche auf die Eisenstangen zu klettern, wurden durch einen herausstürzenden Diener unterdrückt.

Das Hinausgehen auf die Straße war streng verboten. Aber wenn er durch den Thorweg blickte und die Kirchhofsthür sah, so hörte er die Kinder oben spielen. Er hatte keine Sehnsucht dabei zu sein, denn er fürchtete sich vor den Kindern; unten, das Gäßchen hinauf, sah er den Klara-See und die Zugbrücken. Das sah neu und geheimnißvoll aus, aber er fürchtete sich vor dem See. Er hatte an stillen Winterabenden Hilferufe von Ertrinkenden gehört. Diese hörte man recht oft. Man saß bei der Lampe im Kinderzimmer — ruhig! sagte eins der Dienstmädchen. Alle lauschten.

Man hörte lange, anhaltende Rufe — jetzt ertrinkt jemand, sagte eins der Mädchen. Man lauschte, bis es ruhig wurde. Und nun folgte eine Reihe Geschichten von Ertrunkenen.

Das Kinderzimmer lag nach dem Hofe, und durch die Fenster sah man ein Zinkdach und ein paar Dachkammern, darinnen standen alte abgelegte Möbel und anderes Hausgeräth. Diese Möbel ohne Menschen wirkten unheimlich. Die Dienstmädchen sagten, daß es hier spuke. Was „spuken" sei, das konnten sie nicht sagen, aber es sei wohl so, daß gestorbene Menschen umgehen. So werden wir alle von der Unterklasse erzogen. Es ist eine unfreiwillige Rache, daß sie unsern Kindern den von uns abgelegten Aberglauben einimpfen. Vielleicht hindert dies in so hohem Grade die Entwickelung, wenn es auch den Klassenunterschied ein wenig ausgleicht. Warum giebt die Mutter dieses wichtigste Amt aus den Händen, die Mutter, die vom Vater Brod empfängt, damit sie ihre Kinder erziehen soll? Johanns Mutter betete nur bisweilen das Abendgebet mit ihm, am häufigsten that es das Dienstmädchen. Diese hatte ihn ein altes katholisches Gebet gelehrt, das folgendermaßen lautete:

„Durch unser Haus ein Engel geht,
In jeder Hand ein Licht er trägt."

Wenn es der Traum der Menschen ist, der Arbeit zu entgehen, so scheint die Frau durch die Ehe diesen Traum realisirt zu haben. Daher steht die Familie als soziale Institution der Heerde sehr nahe: Das Männchen, das Weibchen und die Jungen, und nicht einen Grad über der Volks-Horde, nachdem die Sklaven d. h. die Dienstboten, hinzu

gekommen sind. Deshalb wird man für die Familie, d. h. die Speiseeinrichtung, erzogen und nicht für die Gesellschaft, wenn man überhaupt erzogen wird.

Die übrigen Zimmer gingen nach dem Klara-Kirchhof hinaus. Ueber die Linden erhob sich das Schiff der Kirche wie ein Berg, und auf dem Berge saß der Riese mit dem Kupferhut der ein nie ruhendes Geräusch verursachte, um den Lauf der Zeit anzugeben. Er schlug die Viertel im Diskant und die Stunden im Baß. Er leierte das Morgengebet um 4 Uhr durch leises Gebimmel, und er läutete um 8 Uhr und Abends um 7 Uhr. Er tutete alle Stunden von zehn bis vier des Nachts, er läutete mitten in der Woche bei Begräbnissen und that es jetzt oft bei der Cholerazeit. Des Sonntags läutete er so, daß die ganze Familie dem Weinen nahe war, und Niemand hörte, was der Andere sagte. Das Tuten des Nachts, wenn Johann wach lag, war unheimlich, aber am schlimmsten war die Sturmglocke bei Feuersbrunst. Als er den tiefen dumpfen Klang des Nachts zum ersten Mal hörte, überkam ihn ein Fieberschauer, und er weinte. Das Haus erwachte immer — es brennt! hörte man jemand flüstern — wo? — Man zählte die Schläge, und dann schlief man wieder ein, er aber nicht. Er weinte, da kam die Mutter hinauf, bettete ihn um: Fürchte Dich nicht, Gott beschützt die Unglücklichen! — So etwas hatte er früher von Gott nicht gedacht. Des Morgens lasen die Mädchen in der Zeitung, daß es auf Söder gebrannt habe, und daß zwei Menschen dabei umgekommen seien — das ist Gottes Wille, sagte die Mutter.

Sein erstes Erwachen zum Leben vermengte sich mit Glockenklang, Thurmblasen und Sturmläuten. Seine ersten Gedanken und Wahrnehmungen waren von Begräbnißglocken begleitet, und seine ersten Lebensjahre wurden durch Angabe der Viertelstunden eingetheilt. Es machte ihn zum wenigsten nicht froh, wenn es seinem späteren Nervenleben auch keine entschiedene Farbe gab. Aber wer weiß es! Die ersten Jahre sind ebenso wichtig wie die neun Monate vorher.

Mit fünf Jahren kam er in eine Kinderschule. Er konnte seine Lektionen und las gut. Das Zusammenleben mit den Kameraden verdrängte die Einförmigkeit im Hause, und der Verkehr mit Gleichaltrigen aus anderen Gesellschaftsklassen erweiterte sein Denken, nahm die monotone Kritik über Geschwister und Eltern fort und gab ihm eine Erziehung. In späteren Jahren blieben ihm, wenn er an diese Zeit zurückdachte, nur zwei Erinnerungen von Bedeutung im Gedächtniß. Die eine erweckte seine Verwunderung: daß ein siebenjähriger Knabe im geschlechtlichen Verhältniß zu einem gleichaltrigen Mädchen gestanden haben sollte. Sein Geschlechtsleben war noch nicht erwacht, so daß er nicht wußte, um was es sich handelte; des Wortes, das die Handlung bezeichnete, erinnerte er sich. Dieses Phänomen soll jedoch nicht allein dastehen, nach dem, was Aerzte in Büchern berichten, und seine eigenen späteren Beobachtungen an den Kindern der Bauern bewiesen, daß diese Angabe zum mindesten glaublich war.

Die zweite war folgende: ein Knabe hatte auf seine Schiefertafel einen alten Mann gezeichnet und darunter ge-

schrieben: Gott, wofür er bestraft wurde. Dieser Knabe, der schon Gebete kannte und im Katechismus las, hatte sich also keine höheren Begriffe von dem höchsten Wesen erworben als den, der durch die Figur ausgedrückt wird, die Gott Vater darstellt und den zehn Geboten im Katechismus vorgedruckt ist. Der rechte Gottesbegriff scheint also nicht angeboren zu sein, und wenn er demnach durch Erziehung erworben werden soll, dann dürfen die Lehrbücher der Regierung nicht so niedrige Vorstellungen einflößen wie die Vorstellung von dem alten Mann, der nach sechstägiger Arbeit ruhen mußte.

Die Jugenderinnerungen lehren, wie zum Theil die Sinne erst erwachen und die lebhaftesten Eindrücke absorbiren, wie die Gefühle durch den geringsten Hauch berührt werden, und wie später die Beobachtungen sich hauptsächlich auf grelle Erscheinungen, und erst in letzter Reihe auf moralische Verhältnisse, auf das Gefühl von Recht und Unrecht, auf Gewalt und Barmherzigkeit richten.

Die Erinnerungen liegen ungeordnet, ungestaltet gezeichnet wie die Bilder in den Thaumatropen, läßt man aber das Rad sich drehen, so schmelzen sie zusammen und bilden ein Gemälde, bedeutungslos oder bedeutungsvoll, je nach dem Umständen.

Er sieht eines Tages große, prächtige Bilder von Kaisern und Königen in blauen und rothen Uniformen, die die Dienstmädchen im Kinderzimmer aufhängen. Er sieht ein anderes, welches ein Gebäude darstellt, das in die Luft fliegt und mit Türken besetzt ist. Es hört jemand laut aus einem Blatte vorlesen, wie man in einem ent-

fernten Lande mit brennenden Kugeln auf Städte und Dörfer schießt, und erinnert sich sogar mancher Einzelheit, wie die Mutter zum Beispiel weint, wenn von armen Fischern berichtet wird, die mit ihren Kindern die brennenden Hütten verlassen müssen. Diese Bilder sollen vorstellen: Kaiser Nikolaus und Napoleon III., die Erstürmung Sebastopols und das Bombardement der finnischen Küste.

Der Vater ist einen ganzen Tag zu Haus. Man stellt alle Trinkgläser des Hauses auf die Fensterbretter. Man füllt die Gläser mit Sand und steckt Stearinlichter hinein. Am Abend werden alle Lichter angezündet. Es ist so warm in den Zimmern und so hell. Und hell im Klara-Schulhaus und in der Kirche und im Pfarrhof, und aus der Kirche dringt Musik heraus.

Was ist das? Es ist die Illumination bei der Genesung König Oskars.

Großer Lärm in der Küche. Die Glocke war geschellt, und die Mutter hinausgerufen worden.

Hier steht ein Mann in Uniform mit einem Buch in der Hand und schreibt. Die Köchin weint, die Mutter bittet und spricht laut, aber der Mann mit dem Tschako spricht noch lauter.

Es ist die Polizei.

Die Polizei, so lautet es im ganzen Hause. Die Polizei. Und den ganzen Tag wird von der Polizei gesprochen. Der Vater wird zur Polizei gerufen. Wird er verhaftet werden? Nein, er soll drei Reichsthaler und 16 Schilling Banko bezahlen, weil die Köchin am Tage den Eimer in den Rinnstein ausgegossen hatte.

Eines Nachmittags sieht er, wie man die Laternen auf der Straße anzündet. Eine der Cousinen lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß sie kein Oel und keinen Docht haben, nur einen Metallstift. Es sind die ersten Gaslaternen.

Er liegt viele Nächte zu Bett, ohne am Tage aufzustehen. Er ist müde und schläfrig. Ein barscher Herr kommt ans Bett und sagt, daß er die Hände nicht auf die Decke legen dürfe. Man giebt ihm mit einem Löffel schlechtschmeckende Dinge ein; er ißt nicht. Man flüstert im Zimmer, und die Mutter weint. Dann sitzt er wieder im Schlafzimmer am Fenster. Es läutet den ganzen Tag. Grüne Tragbahren werden über den Kirchhof getragen. Bisweilen steht eine dunkle Menschenmasse um einen schwarzen Kasten. Die Totengräber kommen und gehen mit ihren Spaten. Er muß eine Kupferplatte mit einem blauen seidenen Bande auf der Brust tragen und den ganzen Tag an einer Wurzel kauen. Das ist die Cholera im Jahre vier und fünfzig. Eines Tages geht er mit einer der Jungfern weit fort. So weit, daß er sich nach Hause sehnt und nach der Mutter weint. Die Jungfer geht mit ihm in ein Haus. Sie sitzen in einer dunklen Küche neben einer grünen Wassertonne. Er glaubt nie wieder nach Hause zu kommen. Aber sie gehen immer weiter. An Schiffen und Prahmen, an einem düsteren Ziegelhaus mit langen, hohen Mauern vorbei, hinter denen Gefangene sitzen. Er sieht eine neue Kirche, eine lange Allee mit Bäumen, eine staubige Landstraße, an deren Rande Löwenzahn blühen. Jetzt trägt ihn das Mädchen. Schließlich kommen sie an ein großes steinernes Gebäude, an

welches ein gelbes Holzhaus mit einem Kreuz stößt, und ein großer Garten mit grünen Blumen liegt dabei. Sie sehen weiß gekleidete, lahme trauernde Menschen. Sie gelangen in einen großen Saal mit braun gemalten Betten. Lauter Betten mit alten Frauen. Die Wände sind kalkweiß, die alten Frauen sind weiß, die Betten sind weiß. Und es riecht so schlecht. Sie gehen an einer Reihe Betten vorüber und bleiben mitten im Zimmer zur rechten Hand an einem Bette stehen. Hier liegt eine jüngere Frau mit schwarzem krausen Haar in einer weißen Nachtjacke. Sie liegt halb auf dem Rücken. Ihr Gesicht ist ausgemergelt, und sie trägt ein weißes Tuch über Kopf und Ohren. Ihre mageren Hände sind zur Hälfte mit weißen Lappen umwickelt, und die Arme zittern unaufhörlich an den Ellbogen, sodaß sich die Fingerknöchel aneinander reiben. Als sie das Kind erblickt, werden Arme und Knie gewaltsam geschüttelt; und sie bricht in Thränen aus. Sie küßt den Kopf des Knaben. Der Knabe fühlt sich nicht wohl. Er ist schüchtern und dem Weinen nah. — Kennst Du die Christine nicht wieder, sagt sie. — Er muß es wohl nicht thun. Und da trocknete sie ihre Augen wieder, sie beschreibt der Jungfer, die einem Körbchen Eßwaaren entnimmt, ihre Leiden.

Die weißen alten Weiber beginnen nun halblaute Gespräche, und Christine bittet die Jungfer nicht zu zeigen, was sie im Korbe habe, denn die anderen seien so neidisch. Deßhalb schiebt die Jungfer einen gelben Reichsthaler in das Psalmbuch auf dem Nachttisch. Die Zeit wird dem Knaben zu lang. Sein Herz sagt ihm nichts; es sagt nicht, daß er das Blut dieser Frau getrunken, das einem

andern gehört hat, es sagt nicht, daß er seinen besten Schlaf an diesem eingefallenen Busen geschlafen hatte, nicht daß diese zitternden Arme ihn gewiegt, getragen, mit ihm getanzt hatten; das Herz sagt ihm nichts, denn das Herz ist nur ein Muskel, der das Blut pumpt, gleichviel aus welchem Brunnen. Aber als er ihre letzten brennenden Küsse empfangen hatte, als er endlich, nachdem er sich vor den alten Frauen und der Krankenpflegerin verbeugt hatte, aus der Krankenstubenluft herauskommt und unter den Bäumen auf dem Hofe aufathmete, da fühlte er gleichsam eine Schuld, eine schlecht plazirte Schuld, die nur durch ewige Dankbarkeit, durch ein wenig Eßwaren und einen Reichsthaler im Psalmbuch bezahlt werden kann, und er schämt sich, weil er froh ist, von den braungemalten Betten der Leiden entfernt zu sein.

Es war seine Amme, die dann fünfzehn Jahre lang an Krämpfen und Auszehrung in demselben Bette gelegen hat, bis sie starb, und er bekam sein Bild von der Direktion des Sabbathberg-Krankenhauses zurückgeschickt, wo es viele Jahre gehangen hatte, nachdem der erwachsene Jüngling der Amme schließlich nur einmal im Jahre eine Stunde unbeschreiblicher Freude geopfert hatte, eine Stunde, um seine eigenen Gewissensqualen zu erleichtern. Wenn er auch von ihr Entzündung des Blutes, Krampf in den Nerven bekommen hatte, so fühlte er doch eine Schuld, eine repräsentative Schuld, denn persönlich war er ihr nichts schuldig, da sie ihm nur das geschenkt hatte, was sie zu verkaufen gezwungen war. Daß sie ihr Blut zu verkaufen gezwungen war, das war das Verbrechen der Gesellschaft. Als Mit-

glied der Gesellschaft fühlte er sich auch in gewissem Sinne schuldig.

Auf dem Kirchhof ist er bisweilen. Hier ist ihm alles fremd. Die Grüfte mit den steinernen Denksteinen, auf denen Buchstaben und Figuren abgebildet sind, das Gras, das man nicht betreten darf, die Bäume mit dem Laub, das man nicht berühren darf. Der Onkel reißt eines Tages ein Blatt ab, aber sofort ist die Polizei zur Stelle. Das große Gebäude, gegen dessen Fuß er überall anprallt, versteht er nicht. Hier gehen Leute ein und aus; von innen hört man Gesang und Musik; und es läutet und schlägt und stürmt. Es ist geheimnißvoll. Und am östlichen Giebel ist ein Fenster mit einem vergoldeten Auge. — Das ist Gottes Auge. — Das versteht er nicht, es ist jedenfalls ein großes Auge, das weit sehen muß.

Unter dem Fenster ist ein Kellerloch mit einem Gitter. Der Onkel zeigt den Knaben, daß hier unten blanke Särge stehen. — Hier wohnt die Klosterschwester Klara. — Wer ist das? — Das wisse er nicht, aber es sei sicher ein Gespenst.

Er steht in einem ungeheuer großen Zimmer und weiß nicht, wo er ist. Es ist hier schön; Alles in weiß und Gold. Eine Musik, wie von hundert Pianinos ertönt über seinem Kopfe, aber er sieht das Instrument oder die Spielleute nicht. Bänke stehen in langen Reihen, und ganz vorn ist ein Bild, vermuthlich aus der biblischen Geschichte. Zwei weiße Menschen liegen auf den Knieen und haben Flügel, daneben stehen zwei große Leuchter. Das sind vermuthlich die Engel mit den zwei vergoldeten Lichtern, die um unser Haus gehen. In den Bänken

beugen sich die Menschen nieder, als ob sie schliefen. — „Nehmt die Mützen ab" sagt der Onkel und hält den Hut vor das Gesicht — die Knaben blicken sich um, nun sehen sie dicht bei sich eine braun gemalte große Bank, auf der zwei Männer in grauen Kappen und Kaputzen auf dem Kopfe liegen; an Händen und Füßen tragen sie eiserne Ketten, und Soldaten stehen neben ihnen. —

„Das sind Diebe," flüsterte der Onkel.

Dem Knaben erscheint hier alles unheimlich, unerklärlich, ungewöhnlich, streng und auch kalt. Das glauben die Brüder sicher auch, denn sie bitten den Onkel gehen zu dürfen. Und er geht sofort.

Unbegreiflich! Das sind die Eindrücke desjenigen Kultus, der die einfachen Wahrheiten des Christenthums schildern soll!

Grausam, grausamer als die milde Lehre Christi! Der Anblick der Diebe war das Schlimmste.

Eisenketten und solche Röcke!

Eines Tages, als die Sonne warm schien, herrscht im Hause Unruhe. Möbel werden von der Stelle gerückt, Schubläden geleert, Kleider überall umher geworfen. Eines Morgens kommt ein Wagen, um die Sachen abzuholen, und so geht die Reise fort; einige fahren im Ruderboot von „den rothen Buden" ab, andere in der Droschke. Am Hafen riecht es nach Oel, Talg und Steinkohlenrauch; die frisch gemalten Dampfboote leuchten in hellen Farben, und die Flaggen flattern im Wind; Wagen rasseln an den großen Linden vorüber, das gelbe Reithaus liegt staubig und unsauber neben dem Holzschuppen.

Er wird auf dem Wasser fahren. Aber erst begrüßen sie den Vater auf dem Comptoir. Er ist erstaunt, in ihm einen frohen, munteren Mann zu treffen, der mit den braun gebrannten Dampferkapitänen scherzt und ein angenehmes, freundliches Lachen zeigt. Ja, er erscheint ihm sogar jugendlich, und er hat einen Bogen, wie ihn die Kapitäne zum Schießen gegen die Fenster des Reithauses zu benutzen pflegen. Im Comptoir ist es eng, aber sie dürfen hinter den grünen Verschlag kommen und ein Glas Porter hinter einer Gardine trinken. Die Buchhalter sind höflich, aber aufmerksam, wenn der Vater zu ihnen spricht. Er hatte den Vater früher nie in seiner Wirksamkeit gesehen; nur zu Haus den müden hungrigen Familienversorger und Richter, der es vorzog, mit neun Personen in drei Zimmern zu wohnen anstatt allein in zweien. Er hatte nur den beschäftigungslosen, essenden, zeitungslesenden Vater bei seinen nächtlichen Besuchen im Hause gesehen, aber nie den Mann in seinem Wirkungskreis. Er bewunderte ihn, aber er fühlte, daß er ihn jetzt auch weniger fürchtete, und er glaubte, daß er ihn einmal auch lieben könne.

Er fürchtete sich vor dem Wasser, aber ehe er es recht weiß, sitzt er in einem ovalem Zimmer mit weißem und vergoldetem Schmuck und mit rothen Sammt-Sophas. Ein so feines Zimmer hat er noch nie gesehen. Aber alles poltert und schüttelt. Er blickt durch ein kleines Fenster hinaus, und nun sieht er grüne Ufer, blaugrüne Wogen, Heuschuten und Dampfboote vorüberziehen. Es war wie ein Panorama, oder wie es auf dem Theater sein soll. An den Ufern ziehen kleine rothe Häuser vorüber;

die Sonne dreht sich in der Runde, und nun gelangt man an Bäume mit gelben Fransen und braunen Maschen, an Brücken mit wimpelnden Segelbooten, Hütten mit Hühnern und einem bellenden Hund davor. Die Sonne scheint auf Fensterreihen, die auf dem Boden liegen, und Männer und Frauen gehen mit Gießkannen und Rechen; dann tauchen wieder grüne Bäume auf, die sich über das Wasser neigen, gelbe und weiße Badehäuser; über seinem Kopfe wird ein Kanonenschuß abgefeuert, das Poltern und Schütteln hört auf; die Ufer bleiben stehen; über seinem Kopfe sieht er eine Steinmauer, Hosen und Röcke von Menschen, sowie eine Menge Schuhzeug. Er wird die Treppe hinaufgeführt, die eine goldene Leitstange hat, und er sieht ein großes, großes Schloß.

— Hier wohnt der König, sagt jemand.

Es war das Schloß Drottningholm; die schönste Erinnerung aus seiner Jugendzeit, die Märchenbücher eingerechnet.

Die Sachen werden in einem weißen Häuschen oben auf einem Berge abgeladen, und nun wälzen sich die Kinder im Gras, auf richtigem Rasen ohne Löwenzahn wie auf dem Klara-Kirchhof. Es ist so hoch und hell, und die Wälder sind grün, und das Wasser blaut in der Ferne.

Der Müllkasten ist vergessen, das Schulzimmer mit dem Geruch von Schweiß und Urin ist verschwunden, die schweren Kirchenglocken donnern nicht mehr, die Totengräber sind fort. Aber des Abends läutet es in einem kleinen Glockenstuhl ganz in seiner Nähe. Mit Verwunderung sieht er die kleine bescheidene Glocke, die in der

freien Luft schwingt und gerade stark genug über Park und Bucht ertönt. Er denkt an die schrecklichen Bässe im Thurm zu Haus, die er nur für einen Augenblick wie einen finsteren Schlund zu sehen bekam, wenn sie über den Glockenstuhl hinaus geschleudert wurden. Des Abends, wenn er müde und frisch gewaschen nach den Schweißbädern einschlummert war, dann hört er, wie die Schweigsamkeit ihm in die Ohren klingt, und er wartet vergebens auf das Schlagen der Glocken und das Tuten des Thurmwächters.

Am nächsten Morgen erwacht er, um aufzustehen und zu spielen. Er spielt Tag aus Tag ein, eine ganze Woche lang. Niemandem ist er im Wege, und alles ist so friedlich. Die Kleinen schlafen im Zimmer, und er ist im Freien den ganzen Tag. Der Vater zeigt sich nicht. Aber am Samstag kommt er hinaus, und dann trägt er einen Strohhut und ist fröhlich, kneift die Knaben in die Wangen, weil sie gewachsen und braun geworden sind. Er schlägt nicht mehr, denkt das Kind. Aber er versteht nicht, daß dies auf dem so einfachem Umstande beruht, daß hier draußen mehr freier Raum und die Luft reiner war.

Der Sommer verging glänzend, entzückend wie ein Zaubermärchen: in den Pappelalleen silberbesetzte Lakaien, auf dem Wasser himmelblaue Drachenschiffe mit richtigen Prinzen und Prinzessinnen, auf dem Wege goldene Kaleschen, purpurrothe Kutschen und arabische Pferde im Viergespann, die Peitsche war so lang wie die Zügel.

Das Schloß des Königs mit dem spiegelblanken Fußboden, den goldenen Möbeln, Marmoröfen und Bildern.

Der Park mit seinen Alleen wie lange, hohe, grüne Kirchen; die Springbrunnen mit unverständlichen Figuren aus den Märchenbüchern, das Sommertheater, das ihm ein Räthsel blieb, aber als Labyrinth benutzt wurde, der gothische Thurm, immer verschlossen, immer geheimnißvoll, ohne eine andere Aufgabe, als das Echo der Stimmen wieder zu geben.

Er wird im Park von einer Cousine, die er Tante nennt, spazieren geführt. Es war ein eben erwachsenes Mädchen mit schönen Kleidern und Sonnenschirm. Sie kommen in einen Wald von dunkeln Tannen, wo es düster ist, hier wandern sie ein Stück, immer weiter; jetzt vernehmen sie Stimmengemurmel, Musik und das Klappern von Tellern und Gabeln; sie stehen vor einem kleinen Schloß. Drachen und Schlangen winden sich vom Dachfirst herab, alte Männer mit gelben, eirunden Gesichtern, Zöpfe im Nacken, blicken mit schwarzen, schiefen Augen herunter, Buchstaben, die er nicht lesen kann, ziehen sich am Sims entlang. Aber unten im Schlosse bei geöffneten Fenstern sitzen Kaiser und Könige zu Tisch und essen auf Silber und trinken Wein.

— Da sitzt der König, sagt die Tante.

Er wird ängstlich und sieht nach, ob er auch das Gras nicht niedergetreten hat oder im Begriff ist, etwas Böses zu begehen. Er glaubt, der schöne König, der schöne, freundliche Züge hat, sehe mitten durch ihn hindurch; und er will fortgehen. Aber weder Oskar I., noch die französischen Marschälle oder die russischen Generale kümmern sich um ihn, denn sie denken jetzt an den Frieden von Paris, der dem orientalischen Kriege ein Ende

machen soll. Dagegen gehen Schutzleute wie gereizte Löwen umher, und von denen hatte er eine unangenehme Erinnerung. Er braucht nur einen zu sehen, und er fühlt sich sofort schuldig und denkt an drei Reichsthaler und sechzehn Schilling Banko.

Er hat jedoch die höchste Offenbarung der Macht gesehen, höher als die der Brüder, der Mutter, des Vaters, des Vicewirths, des Wirths, des Generals mit dem Federbusch und der Polizei.

Ein andermal. Wieder mit der Tante. Sie passiren ein kleineres Haus am Schlosse. Auf einem sandigen Hof steht ein Mann in Civil, Panamahut und Sommerkleidung. Er hat einen schwarzen Bart und sieht stark aus. Um ihn herum in einer Schnur läuft ein schwarzes Pferd. Der Mann bewegt eine Knarre, knallt mit der Peitsche und feuert Schüsse ab.

— Das ist der Kronprinz! sagt die Tante.

Er sah ja wie ein gewöhnlicher Mensch aus und war so gekleidet wie Onkel Janne.

Ein andermal, im Parke, tief im Schatten hoher Bäume, hielt ein Offizier auf dem Pferd. Er „macht Honneur" vor der Tante, hält das Pferd an, spricht die Tante an und fragt den Knaben, wie er heißt. Er antwortet der Wahrheit gemäß, nur ein wenig schüchtern. Das dunkle Gesicht mit den guten Augen sieht ihn an, und er hört ein tiefes, schallendes Gelächter. Darauf verschwindet der Reiter.

— Das war der Kronprinz!

Der Kronprinz hat zu ihm gesprochen!

Er fühlt sich gehoben und gleichsam sicherer. Der gefährliche Machthaber war ja nett.

Eines Tages erfährt er, daß Vater und Tante alte Bekannte eines Herren sind, der im großen Schlosse wohnt und einen Dreimaster und einen Säbel trägt. Das Schloß bekommt ein anderes, freundlicheres Aussehen. Er ist gleichsam mit den Menschen da oben bekannt, denn der Kronprinz hat mit ihm gesprochen, und Papa duzt sich mit dem Kämmerer. Jetzt begreift er, daß die geputzten Lakaien unter ihm stehen, besonders als er erfährt, daß die Köchin mit einem derselben des Abends spazieren geht.

Er ist über die soziale Stelle aufgeklärt und hat entdeckt, daß er wenigstens nicht auf der untersten Stufe steht.

Ehe er sich recht besonnen, ist das Zaubermärchen zu Ende. Der Müllkasten und die Ratten stehen wieder da, aber Vicewirths Karl benutzt seine Autorität nicht mehr, wenn Johann die Steine aufgraben will; denn Johann „hat mit dem Kronprinzen gesprochen", und die Herrschaft hat „auf Sommerwohnung" gewohnt.

Der Knabe hat die Herrlichkeit der oberen Klassen in der Ferne gesehen. Er sehnt sich danach wie nach einem Heimathlande, aber das Sklavenblut der Mutter empört sich dagegen. Aus Instinkt ehrt er die oberen Klassen, schätzt sie zu hoch, um die Hoffnung zu hegen, einmal dahin zu gelangen. Und er fühlt, daß er nicht dahin gehört. Aber er gehört auch nicht zu den Sklaven. Dies wird einer der Kämpfe in seinem Leben.

II.

Die Dressur beginnt.

Der Sturm war vorübergegangen. Die Geschlechtsgenossenschaft begann sich aufzulösen. Man konnte jetzt selbst gehen. Aber die Übervölkerung, das tragische Geschick der Familie, dauerte fort. Jedoch der Tod sortirte. Im Hause gab es immer schwarze Papiere von den Begräbnißbonbons, die an die Wände des Kinderzimmers angeklebt wurden. Die Mutter ging beständig in einer Jacke; sämmtliche Kousinen und Tanten waren als Gevattern bereits konsumirt, so daß jetzt die Buchhalter, Schiffskapitaine und Speisewirtinnen aushelfen mußten. Trotzdem schien der Wohlstand allmählich zurückzukehren. Da der Raum zu eng wurde, zog die Familie in eine der Vorstädte, wo man sechs Zimmer und Küche in der Norrtullsgata bekam. Zugleich tritt Johann mit sieben Jahren in die Klaraschule, eine höhere Lehranstalt, ein. Den Weg viermal am Tage zu machen, war für kurze Beine zuviel, aber der Vater wollte, daß die Kinder abgehärtet würden. Das ist richtig und lobenswert, aber soviel unnötiger Muskelverbrauch hätte durch kräftige Nahrung ersetzt werden müssen; soweit aber erstreckten sich die Mittel des Hauses nicht, und außerdem konnte die übertriebene Hirnarbeit nicht durch die einseitige Gangbewegung mit dem Tragen einer schweren Schultasche aufgewogen werden.

Es entstand ein Mangel an Gleichgewicht im Plus und Minus, und neue Kämpfe entstanden als Folge.

Im Winter um 6 Uhr wurde der Siebenjährige und die Brüder bei rabenschwarzer Finsterniß geweckt. Er hat nicht ausgeschlafen, sondern trägt noch das Schlaffieber im Körper. Vater, Mutter, die kleinen Geschwister und die Mädchen schlafen noch. Er wäscht sich in kaltem Wasser, trinkt eine Tasse Gerstenkaffee mit einem französischen Brot, während er die Endungen der vierten Deklination in Rabes Grammatik durchläuft, ein Stück von „Joseph wird von seinen Brüdern verkauft“ repetirt und den zweiten Artikel mit Erklärung eintönig hersagt.

Dann werden die Bücher in die Tasche gesteckt, und man geht. Auf der Straße ist es noch dunkel. Jede zweite Oellaterne wackelt an ihrer Schnur in Folge des kalten Windes, und der Schnee liegt tief. Die Hausknechte haben noch nicht geschaufelt. Ein kleiner Streit über die Schnelligkeit des Marschtempos entsteht unter den Brüdern. Nur die Bäckerwagen und die Polizei sind in Bewegung. Am Observatorium ist der Schnee so hoch, daß Stiefel und Hosen durchnäßt werden. Auf Kungsbacken tritt man bei einem Bäcker ein und kauft Frühstücksbrot, ein französisches Brot, das gewöhnlich auf dem Wege aufgegessen wird.

An der Heumarktsgasse trennt er sich von den Brüdern, die eine private Realschule besuchen. Als er schließlich an der Ecke der Klara Bergsgasse anlangt, schlägt die Uhr, die fatale Uhr in der Klara-Kirche. Flügel wachsen ihm an den Füßen, das Ränzel schlägt ihm gegen den Rücken, die Schläfen pochen, das Gehirn springt unter den

gewaltsamen Schlägen der Pulse. Als er in die Kirchhofsthür tritt, sieht er, daß die Klassenzimmer leer sind. Es ist zu spät.

Die Pflicht war für ihn ein gegebenes Versprechen, eine force majeure, eine zwingende Noth, nichts konnte ihn davon befreien. Der Kapitän hat auf dem Konossement vorgedruckt, daß er sich verpflichte, die Waaren an dem und dem Tage unbeschädigt abzuliefern, „wenn Gott will“. Wenn Gott Schnee oder Sturm schickt, ist er entbunden. Aber der Knabe hat solche Vorsichtsmaßregeln nicht getroffen. Er hat seine Pflicht versäumt und wird bestraft werden: Das ist alles.

Mit schweren Schritten betritt er die Klasse. Nur der Kustos ist anwesend, der ihn anlacht und seinen Namen auf die schwarze Tafel unter der Rubrik Sero anschreibt.

Eine qualvolle Stunde vergeht, und dann hört man starkes Schreien in der Quinta, und die Schläge eines Rohrstocks fallen dicht. Es ist der Rektor, der auf die Zuspätgekommenen eine Razzia unternimmt oder sich an ihnen Bewegung schaffen will. Johann bricht in heftiges Weinen aus und zittert am ganzen Körper. Nicht vor Schmerz, sondern vor Schande, daß er wie ein Schlachtthier oder ein Delinquent übergelegt werden soll. Da wird die Thür geöffnet. Er fährt auf, aber es ist nur die Aufwärterin, die die Lampe putzen soll.

— Guten Tag, Johann, sagt sie — „Bist Du zu spät gekommen, Du bist doch sonst so ordentlich. Wie geht's Hanna?“

Johann klärt sie darüber auf, daß es Hanna gut

gehe, und daß es auf der Norrtullsgata so heftig geschneit habe.

— „Herrje! ihr seid nach der Norrtullsgata gezogen."

Jetzt öffnet der Rector die Thür und tritt ein.

„Nun, Du!"

„Sie dürfen dem Johann nicht böse sein, Herr Rector, er wohnt in der Norrtullsgata.

„Ruhig, Karin," — sagt der Rektor — „und gehen Sie!"

„So, also Du wohnst in der Nortullsgata? Das ist allerdings weit. Aber Du kannst trotzdem auf die Zeit acht geben."

Er ging.

Es war Karins Verdienst, daß er den Prügeln entgangen war, und das Verdienst des Schicksals, daß Hanna zusammen mit Karin bei dem Rektor gedient hatte. Die Macht persönlicher Beziehungen rettete ihn vor einer Ungerechtigkeit.

Und dann die Schule und der Unterricht! Hat man über Latein und den Rohrstock schon genug geschrieben? Vielleicht! Denn er übersprang in späteren Jahren alle Stellen in den Büchern, die von den Schulerinnerungen handelten, und vermied alle Bücher, die dieses Thema behandelten. Seine schwersten Träume als Erwachsener, wenn er des Abends etwas Schweres gegessen oder einen besonders bekümmerten Tag gehabt hatte, bestanden darin, daß er sich in der Schule wiederfand.

Das Verhältniß ist so, daß der Schüler eine ebenso einseitige Vorstellung von einer Sache bekommt, wie die Kinder von den Eltern. Der erste Klassenlehrer, den er hatte, sah so aus wie der Menschenfresser in dem Märchen vom

Däumling. Er prügelte beständig und sagte, daß er die Kinder so schlagen werde, daß sie auf den Dielen kröchen, er würde sie „zu Brei" schlagen, wenn sie ihre Aufgaben schlecht gemacht hätten.

Ein anderer galt als Muster von Bosheit. Er schien wirklich aus Neigung zu schlagen.

„Den Rohrstock heraus," — so begann er den Unterricht und ging dann darauf aus, möglichst viele bei einer nicht repetirten Aufgabe zu überraschen. Er endete später in Folge eines scharfen Zeitungsartikels durch Selbstmord. Ein halbes Jahr vorher hatte Johann als Student ihn in Uggelvikswald getroffen, wo ihn die Klagen des alten Lehrers über die Undankbarkeit der Welt gerührt hatten. Ein Jahr vorher hatte er von einem früheren Schüler zu Weihnachten eine Kiste mit Steinen aus Australien erhalten. Auch die Kollegen des grimmigen Lehrers sprachen von ihm als von einem gutmütigen Narren, mit dem sie ihre Späße trieben. So viel Gesichtspunkte, soviel Urteile! Aber noch heute können alte Klaristen nicht zusammentreffen, ohne ihr Entsetzen, ihren Haß über die Unbarmherzigkeit in der Menschenbrust auszugießen, obgleich sie sammt und sonders anerkannten, daß er ein vortrefflicher Lehrer war.

Sie wußten es vielleicht nicht besser, waren so erzogen, die Alten, und wir, die wir alles verstehen lernen, sind auch verpflichtet, alles zu verzeihen.

Dies hinderte jedoch nicht, daß die erste Schulzeit als eine Lehrzeit für die Hölle und nicht für das Leben betrachtet wird; daß die Lehrer nur vorhanden zu sein schienen, um zu quälen, nicht zu strafen, daß das ganze

Leben wie ein schwerer, drückender Alp Tag und Nacht auf uns ruhte, da es nichts half, daß man seine Aufgaben gelernt hatte, als man vom Hause fortging. Das Leben war eine Strafanstalt für Verbrechen, die man begangen hatte, ehe man geboren war, und daher ging das Kind permanent mit einem bösen Gewissen umher.

Aber Johann lernte auch etwas fürs Leben.

Die Klara-Schule war eine Schule für die Kinder besserer Leute, denn die Gemeinde war reich. Der Knabe trug Lederhosen und Schnürlederstiefel, die nach Thran und Wichse rochen. Daher saß man nicht gern neben ihm, wenn man einen Sammetkittel trug.

Er machte auch die Beobachtung, daß die ärmlich gekleideten mehr Prügel bekamen als die gutgekleideten, ja, daß die hübschen Knaben ganz verschont blieben. Wenn er damals Psychologie und Aesthetik gelernt hätte, dann hätte er dieses Phänomen begriffen, aber damals verstand er es nicht.

Der Tag des Examens hinterließ eine schöne, unvergeßliche Erinnerung. Die alten, schwarzen Zimmer waren frisch gescheuert, die Kinder in Feiertagskleidern, die Lehrer im Frack mit weißem Halstuch; der Rohrstock war eingeschlossen, alle Strafen waren suspendirt. Ein Jubel- und Festtag, an dem man die Marterräume betreten konnte, ohne zu zittern. Die Versetzung innerhalb der Klasse, die am Morgen stattgefunden hatte, bereitete jedoch gewisse Ueberraschungen, und die Hinuntergesetzten stellten Vergleiche und Betrachtungen an, die dem Urteil der Lehrer nicht immer Ehre machten. Und die Zeugnisse fielen ziemlich summarisch aus, wie sie es auch sein mußten.

Aber der Urlaub winkte, und alles andere wird bald vergessen sein. Beim Schluß in der Tertia erhielten die Lehrer den Dank des Erzbischofs, die Schüler aber Tadel und Ermahnungen. Die Gegenwart der Eltern, besonders der Mütter, machte jedoch die kalten Räume warm, und ein unfreiwilliger Seufzer: warum kann es nicht immer so feierlich wie heute sein? stieg in den Kindern empor. Zum Teil hat man die Seufzer gehört, und die heutige Jugend sieht in der Schule nicht mehr eine Strafanstalt, wenn sie auch in dem vielen Luxuslernen keinen Nutzen erkennen kann.

Johann war keine Leuchte in der Schule, aber auch kein Taugenichts. Er hatte nur auf Grund seiner frühen Kenntnisse die Vergünstigung erlangt, in die Anstalt einzutreten; er hatte nämlich das erforderliche Alter noch nicht erreicht, daher war er immer der Jüngste. Bei der Versetzung in die Quinta auf Grund seiner Zeugnisse, wurde er noch ein Jahr in der Klasse zurückgehalten, um reifer zu werden. Dies war ein schwerer Rückschlag in der Entwickelung. Sein ungeduldiges Gemüt litt darunter, ein ganzes Jahr lang alte Lektionen zu lernen. Er gewann damit viel freie Zeit, aber seine Lernlust stumpfte sich ab, und er fühlte sich übergangen. Zu Hause war er der Jüngste, in der Schule ebenfalls, aber an Jahren, an Verstand war er älter.

Der Vater schien seine Lernlust bemerkt und daran gedacht zu haben, ihn studiren zu lassen. Er überhörte ihn, denn er hatte Elementarbildung genossen. Als der achtjährige aber einmal mit einer lateinischen Aufgabe zu ihm kam und bat, ihm zu helfen, mußte der Vater eingestehen, daß er Latein nicht gelernt habe. Das Kind fühlte seine

Oberhand, und unwahrscheinlich ist es nicht, daß auch der Vater sie empfunden hatte. Der ältere Bruder, der zugleich mit Johann in der Klara-Schule angefangen hatte, wurde sofort herausgenommen, weil Johann eines Tages der Mentor des älteren geworden war, der sich stehend von dem jüngeren die Aufgabe abhören lassen mußte. Dieses Arrangement des Lehrers war unverständig, und es war klug vom Vater gehandelt, als er dieses Mißverhältniß verbesserte.

Die Mutter war stolz über die Gelehrsamkeit des Sohnes und prahlte damit vor ihren Freundinnen.

In der Familie spukte oft das Wort: Student. Bei dem Studentenkongreß zu Anfang der fünfziger Jahre war die Stadt mit weißen Mützen überschwemmt.

„Denke doch, wenn Du erst die weiße Mütze tragen wirst!" — sagte die Mutter.

Als die Studentenkonzerte stattfanden, sprach man Tagelang davon. Bekannte aus Upsala kamen bisweilen aus Stockholm und erzählten von dem fröhlichen Studentenleben. Sein Kindermädchen, das in Upsala gedient hatte, nannte Johann den Studenten.

Mitten in dem furchtbar geheimnißvollen Schulleben, in dem das Kind keinen Kausalzusammenhang zwischen der lateinischen Grammatik und dem Leben entdecken konnte, tauchte für eine kurze Zeit ein neues geheimnißvolles Moment auf, um dann zu verschwinden. Die neunjährige Tochter des Rektors wohnte dem französischen Unterricht bei. Sie wurde absichtlich auf die unterste Bank gesetzt, damit sie nicht gesehen wurde, und sich auf dem Platz umdrehen galt als grobes Versehen. Ihre Gegenwart wur-

de jedoch im Klassenzimmer gefühlt. Das physische Geschlechtsleben des Knaben war noch nicht erwacht, aber er, wie vermuthlich die ganze Klasse, verliebte sich. Die Lektionen gingen immer gut, wenn sie anwesend war, der Ehrgeiz war angespornt, und keiner wollte in ihrer Gegenwart gedemütigt oder geprügelt werden. Sie war zwar häßlich, aber vornehm gekleidet. Ihre weiche Stimme klang durch die mutirende der Jungen, und das strenge Gesicht des Lehrers lächelte, wenn er zu ihr sprach. Wenn er ihren Namen aufrief, wie schön das klang! Und ein Vorname unter all den Familienamen!

Seine Liebe äußerte sich in einer stillen Melancholie: Er sprach nie mit ihr und hätte es auch nicht gewagt. Er fürchtete und ersehnte sie. Aber wenn jemand ihn gefragt hätte, was er von ihr wolle, hätte er es nicht sagen können. Er wollte nichts von ihr. Sie küssen? Nein, in seiner Familie küßte man sich nicht. Sie anfassen? Nein! Noch viel weniger sie besitzen. Besitzen? Was sollte er mit ihr anfangen? Er fühlte, daß er ein Geheimniß hatte. Dies quälte ihn so, daß er darunter litt, und daß sein ganzes Leben verdüstert wurde. Eines Tages ergriff er zu Hause ein Messer und sagte: ich will mir den Hals abschneiden. Die Mutter glaubte, er sei krank. Er vermochte es nicht zu sagen. Er war damals neun Jahre alt.

Wären nun aber ebensoviel Mädchen wie Knaben in der Schule und in allen Stunden gewesen, dann wären wahrscheinlich unschuldige Freundschaftsverhältnisse entstanden, man hätte die Elektricität abgeleitet und den Madonnenkultus reducirt, und seine unrichtigen Begriffe vom

Weibe wären ihm und anderen Kameraden nicht durch das Leben gefolgt.

Das kontemplative Gemüt des Vaters, die Scheu der Menschen nach der Niederlage, das auf ihm ruhende Urteil der öffentlichen Meinung über seine anfangs ungesetzliche Verbindung mit der Mutter, hatten ihn bewogen, sich nach der Norrtullsgata zurückzuziehen. Hier hatte er ein Gehöft mit großem Garten gemietet, weitgestreckte Ländereien mit einer Kuhweide, Ställen, Meierei und Orangerie. Er hatte das Land und den Ackerbau stets geliebt. Schon früher besaß er einmal eine Besitzung vor der Stadt, konnte sie aber nicht leiten. Jetzt erwarb er einen Garten, um seinetwillen und der Kinder wegen, die Erziehung derselben erinnerte ein wenig an Rousseaus Emile. Durch einen langen Zaun war das Haus von den Nachbarn isolirt. Die Norrtullsgata war eine baumbesetzte Avenue, die noch kein Trottoir besaß und wenig bebaut war. Bauern und Milchwagen befuhren hauptsächlich die Straße, wenn sie nach dem Heumarkt zogen. Außerdem sah man noch Leichenwagen, die sich langsam nach dem „Neuen Kirchhof" bewegten, Schlittenpartien nach Brunnsviken und junge Leute, die nach Norrbucka oder Stallmästargården fuhren.

Der Garten, der das kleine, einstöckige Haus umgab, war sehr ausgedehnt. Lange Alleen mit mindestens hundert Apfelbäumen und unzähligen beerentragenden Sträuchern kreuzten einander. Hier und da standen dichte Flieder- und Jasminlauben, und eine mächtige, alte Eiche stand noch in einer Ecke. Hier war es schattig, geräumig und

gerade verfallen genug, um stimmungsvoll zu sein. Östlich vom Garten erhob sich ein Kieshügel, der mit Ahorn, Birken und Vogelbeerbäumen bewachsen war; und auf der Spitze stand ein Tempel aus dem vorigen Jahrhundert. Die Rückseite des Hügels war an einigen Stellen abgegraben, hatte aber schöne Partien von kleinen Thälern, die mit Faulbäumen, mit Dorn- und Weidenbüschen besetzt waren. Von dieser Seite sah man weder die Straße, noch das Haus. Die Aussicht erstreckte sich von hier über Bellevue, Cederdalsberg und Silljansskog. Nur vereinzelte, zerstreute Häuser sah man in weiter Entfernung, Tabaksscheunen und Gärten dagegen ins Unendliche.

Man würde also das ganze Jahr hindurch auf Sommerwohnung wohnen, dagegen hatten die Kinder nichts einzuwenden. Jetzt bekam er aus nächster Nähe die Geheimnisse und Schönheiten des Pflanzenlebens zu sehen, und das erste Frühjahr war eine Zeit wunderbarer Überraschungen.

Wenn die frisch aufgegrabene Erde mit ihrer tiefen Schwärze unter dem weißen, zarten Sonnenzelt der Apfelbäume lag, wenn die Tulpen in ihrer orientalischen Farbenpracht leuchteten, da schien es ihm so feierlich, im Garten umherzugehen, feierlicher als beim Examen und in der Kirche, die Weihnachtsmesse nicht ausgenommen. Aber dies war mit einem starken, körperlichen Leben verbunden. Die Knaben wurden mit Schiffsstriegeln hinausgeschickt, um die Bäume von Moos zu befreien, sie säuberten das Land, schaufelten die Gänge, bewässerten und harkten. Im Stall stand eine Kuh, die kalbte; die Heuboden wurde zur Schwimmschule, wo sie von den Balken sprangen, und das

Pferd im Stalle wurde zur Tränke am Brunnen geritten.

Die Spiele auf dem Hügel nahmen einen wilden Charakter an; Steinblöcke wurden gerollt, Baumwipfel geentert und Streifzüge unternommen.

Wald und Busch im Hagapark wurden durchsucht, in den Ruinen stieg man auf junge Bäume und fing Fledermäuse, die Eßbarkeit von Sauerklee und Tüpfelfarn wurde entdeckt, Vogelnester geplündert. Bald wurde auch das Pulver erfunden, nachdem die Armbrust bei Seite gelegt war, und zu Haus auf den Feldern wurden bald Krammtsvögel geschossen. Diesen Beschäftigungen folgte bald eine gewisse Verwilderung. Die Schule wurde immer unangenehmer, die Straßen in der Stadt immer garstiger.

Zugleich begannen die Jugendbücher einen civilisirenden Einfluß zu üben. Robinson war epochemachend, die Entdeckung von Amerika, der Skalpjäger und Anderes weckten einen in ihm aufrichtigen Widerwillen gegen die Schulbücher.

Während der langen Sommerferien nahm die Wildheit dermaßen zu, daß die Mutter die unbändigen Jungen nicht mehr regieren konnte. Zum Versuch wurden sie zunächst in die Schwimmschule bei Riddarholmen geschickt, aber den halben Tag verbrachten sie auf der Straße. Schließlich faßte der Vater den Entschluß, die drei ältesten auf das Land in Pension zu schicken, wo sie den Sommer über bleiben sollten.

III.

Fern von Haus.

Und nun steht er auf dem Verdeck eines Dampfschiffes weit draußen auf dem Wasser. Er hat auf der Reise so viel zu sehen gehabt, daß er keine Langeweile verspürt hat. Aber jetzt ist es Nachmittag, der stets melancholisch ist wie der Beginn des Alters.

Die Schatten der Sonne fallen und verändern Alles, ohne, wie die Nacht, Alles zu verbergen. Er beginnt etwas zu vermissen. Er hat das Gefühl der Leere, des Verlassenseins. Er will nach Hause, aber die Verzweiflung, daß er es nicht sofort kann, packt ihn mit Entsetzen, und er weint. Als die Brüder ihn nach dem Grunde fragen, antwortet er, daß er zur Mama nach Hause wolle. Sie lachen ihn aus. Aber nun taucht das Bild der Mutter auf. Er sieht sie ernst, mild, lächelnd. Er hört ihre letzten Worte beim Abschied: „Sei folgsam und höflich gegen alle Menschen, achte sorgfältig auf Deine Kleider und vergiß Dein Abendgebet nicht." Er denkt daran, wie unfolgsam er gegen sie gewesen sei, und fragt sich, ob sie wohl krank sei. Ihr Bild steigt geläutert, verklärt vor ihm auf und hält ihn mit den nie reißenden Fäden der Sehnsucht fest. Diese Einsamkeit und die Sehnsucht nach der Mutter folgte ihm durchs ganze Leben. War er zu zeitig oder zu unvollkommen auf die Welt gekommen? Was hielt ihn so fest an den Mutterstamm gebunden?

Darauf erhielt er weder in den Büchern, noch im Leben eine Antwort, aber die Thatsache stand fest; er war sich nie treu, er war nie frei, nie ein abgeschlossenes Individuum. Er blieb eine Mistel, die nicht wachsen konnte, ohne von einem Baume emporgetragen zu werden; er war eine Kletterpflanze, die eine Stütze suchen mußte. Von Natur war er schwach und furchtsam; er übte sich in allen körperlichen Künsten, er war ein guter Turner, sprang auf laufende Pferde, führte allerlei Waffen, schoß, schwamm, segelte kühn, aber nur um nicht schlechter zu sein als die Andern. Wenn niemand ihn beim Baden bemerkte, schlich er ins Wasser; sah jemand zu, dann stürzte er sich vom Dach des Badehauses kopfüber ins Wasser. Er fühlte seine Furchtsamkeit und wollte sie verbergen.

Er fiel Kameraden niemals an, wurde er aber angegriffen, dann schlug er zurück, auch einen Stärkeren. Er kam erschreckt zur Welt und lebte in beständigem Schrecken vor dem Leben und den Menschen.

Das Boot dampft hinaus in die Bucht, das Meer öffnet sich; ein blauer Streifen ohne Ufer. Das neue Schauspiel, der frische Wind, die Lustigkeit der Brüder muntern ihn auf, und er denkt daran, daß er bald achtzehn Meilen auf dem Wasser gefahren ist, als das Dampfboot in den Nyköpings-Fluß einschwenkt.

Nachdem die Landungsbrücke ausgelegt ist, erscheint ein Mann von mittleren Jahren mit blondem Backenbart, der nach einem kurzen Gespräch mit dem Kapitän die Knaben in Empfang nimmt. Er sieht freundlich aus und ist lustig. Es ist der Küster aus Widala. Am Ufer steht ein Wagen mit einer schwarzen Mähre, und bald sind sie

oben in der Stadt und halten auf dem Hofe des Handelsmannes. Es riecht nach Hering und Dünnbier auf dem Hof, und das Warten wird ihnen unerträglich. Er weint wieder. Endlich kommt Herr Lindén auf einem Bauernwagen mit den Reisesachen, und nach vielen Händedrücken und einigen kleinen Schnäpsen fährt man aus der Stadt. Es ist Abend, als man die Zollgrenze passirt. Brachfelder und Zaunpfähle eröffnen eine weite, öde Perspektive und über rothen Dörfern taucht in der Ferne der Rand eines Waldes auf. Durch diesen Wald müssen sie drei Meilen fahren. Die Sonne geht unter, und sie fahren durch den dunkeln Wald. Herr Lindén plaudert, um ihren Muth aufrecht zu halten. Er erzählt von den Spielkameraden, von den Badestellen und vom Erdbeerpflücken. Johann schläft. Er erwacht bei einem Gasthof mit betrunkenen Bauern. Die Pferde werden ausgespannt und getränkt. Die Fahrt geht weiter durch dunkle Wälder. Sie müssen absteigen und einen Berg hinauf gehen. Die Pferde dampfen und schnauben, die Bauern auf dem Gepäckwagen scherzen und trinken, der Küster plaudert mit ihnen und erzählt Witze. Und dann fährt man wieder weiter und schläft. Wieder Erwachen, wieder Absteigen, wieder Rast. Immer noch Wälder, in denen sich Räuber aufhielten, schwarze Tannenwälder unter dem Sternenhimmel, Hütten und Zäune. Der Knabe ist ganz verschüchtert und nähert sich dem Unbekannten mit Zittern.

Schließlich wird der Weg eben, es wird Tag, und die Wagen halten vor einem roten Hause. Dem Hause gegenüber steht ein hohes, schwarzes Gebäude. Eine Kirche. Wieder eine Kirche. Eine alte Frau, wie ihm scheint,

groß und mager, kommt heraus und nimmt die Kinder in Empfang, die sie in ein großes Zimmer des Erdgeschosses führt, wo ein gedeckter Tisch steht. Sie hat eine scharfe Stimme, die nicht freundlich klingt, und Johann fürchtet sich. Man ißt im Finstern, aber das Essen schmeckt nicht, denn es ist ungewöhnlich, und man ist müde, während einem die Thränen im Halse sitzen. Dann werden sie immer im Finstern in eine Dachstube geführt. Licht wird nicht angesteckt. Es ist eng; Betten auf Stühlen und auf dem Fußboden, und es riecht entsetzlich. Die Betten bewegen sich und ein Kopf richtet sich auf. Dann noch einer. Es flüstert und brummt, aber die Neuangekommenen können keine Gesichter sehen. Der älteste Bruder erhält ein eignes Bett, aber Johann und der ältere Bruder sollen Fuß an Fuß liegen. Das ist neu. Nun, sie kriechen in die Betten und ziehen an der Decke. Der große Bruder streckt sich ganz ungenirt aus, aber Johann protestirt gegen diesen Übergriff. Sie stoßen sich mit den Füßen, und Johann wird geschlagen. Er weint sofort. Der älteste Bruder schläft schon.

Jetzt hört man eine Stimme aus einem Winkel tief am Boden.

„Seid ruhig, ihr Schlingel, und schlagt Euch nicht.“

Was sagst Du da? antwortet der Bruder, der ein kecker Bursche ist.

Die Baßstimme antwortet:

„Was ich sage? Ich sage, daß Du den Kleinen nicht necken sollst.“

„Geht das Dich etwas an?“

„Ja, es geht mich an, komm blos her, dann sollst Du Haue haben.“

„Hauen — Du?“

Der Bruder steht im Hemde auf. Der Baß kommt ihm entgegen. Es ist eine kleine, vierschrötige Figur mit breiten Schultern, das ist Alles, was man sehen kann. Eine Anzahl Zuschauer sitzt aufrecht in den Betten.

Sie schlagen sich, und der große Bruder bekommt eine Tracht Prügel.

— „Nein, schlage ihn nicht; schlage ihn nicht.“

Der kleine Bruder wirft sich dazwischen. Er konnte es nicht sehen, daß jemand von seinem Blut Prügel bekommt oder leidet, ohne es in seinen Nerven zu spüren. Wieder seine Unselbständigkeit, die unlöslichen Blutsbande, die Nabelschnur, die nicht durchschnitten, sondern nur abgenagt werden konnte.

Dann wird es ruhig, und der Schlaf tritt ein, der bewußtlose, der dem Tode gleichen soll und deshalb so viele zu vorzeitiger Ruhe verlockt.

Jetzt beginnt ein kleines, neues Leben für sich. Die Erziehung ohne Eltern, denn das Kind ist draußen in der Welt unter fremden Menschen. Er ist furchtsam und vermeidet sorgfältig jeden Tadel. Er greift niemanden an, vertheidigt sich aber gegen Raufbolde. Es sind jedoch zu viele, um ein Gleichgewicht herzustellen, und die Gerechtigkeit wird von dem Breitschultrigen, der einen Buckel hat, gehandhabt, und er steht vielleicht deshalb immer auf der Seite des Schwächeren, weil er ungerechterweise angegriffen wird.

Am Vormittage wird gelernt, vor dem Essen gebadet und am Nachmittage gearbeitet. Der Garten wird ge-

säubert, Wasser aus der Quelle geholt, der Stall rein gehalten. Es ist der Wunsch des Vaters, daß die Kinder körperlich arbeiten sollen, obgleich sie die gewöhnliche Pension bezahlen.

Aber Johanns Gehorsam und Pflichtgefühl reichen nicht soweit, um ihm das Leben erträglich zu machen. Die Brüder setzen sich allerhand Ermahnungen aus, und darunter leidet er ebenso sehr. Er fühlt sich solidarisch und ist in diesem Sommer nur ein Dritteil eines Menschen. Andere Strafen als im Zimmer bleiben kommen nicht vor, aber schon die Ermahnungen beunruhigen ihn. Die Arbeit macht ihn körperlich stark, aber die Nerven sind für Eindrücke ebenso empfindlich. Bisweilen vermißt er die Mutter, bisweilen ist er äußerst lustig und führt am liebsten gewaltsame Spiele an: lose Steine gegen die Kalksteingrube stemmen, Feuer in ihrem Innern anzünden oder auf einem Brette steile Berge hinabfahren. Furchtsam und verwegen, lustig und grüblerisch, kein Gleichgewicht.

Die Kirche steht auf der andern Seite des Weges und wirft mit ihrem pechschwarzen Dache und ihren leichenweißen Mauern einen Schatten auf das sommerliche Bild. Gräberkreuze ragen über die Kirchenmauer hinaus und bilden seine tägliche Fensteraussicht. Die Kirche schlägt nicht Tag und Nacht wie die Klara-Kirche, aber des Abends um sechs Uhr dürfen die Knaben mit der Schnur, die vom Thurm herabhängt, läuten. Es war ein wichtiger Augenblick, als zum ersten Male die Reihe an ihn kam. Er kam sich wie ein Beamter der Kirche vor, und wenn er dreimal die drei Schläge zählte,

glaubte er, daß Gott, der Pastor und die Gemeinde Schaden leiden würde, wenn er einen Schlag zuviel thäte.

Am Sonntag durften die großen Knaben die Glocken läuten. Dann stand Johann bewundernd auf der dunklen Holztreppe. Im Laufe des Sommers kam eine Bekanntmachung mit schwarzem Rand. Als sie in der Kirche vorgelesen wurde, entstand große Bewegung. König Oscar war gestorben. Man sprach viel Gutes von ihm, wenn auch niemand ihn betrauerte. Aber nun wurde täglich zwischen zwölf und eins geläutet.

Die Kirchenglocken schienen ihn zu verfolgen.

Auf dem Kirchhof spielte man zwischen den Gräbern, und die Kirche wurde ihnen bald vertraut. Am Sonntag wurden sämtliche Pensionäre auf den Orgelchor gelassen. Wenn der Küster dann den Psalm anstimmte, wurden die Jungen bei den Registern aufgestellt, und sobald der Meister nickte, wurden sämtliche Register zugleich aufgezogen, und die Jugend fiel im Chor ein. Das machte stets großen Effekt auf die Gemeinde.

Dadurch aber, daß er die heiligen Dinge in nächster Nähe sah und mit den Requisiten des Kultus herumhantirte, wurde er bald mit den hohen Sachen familiär, und der Respect verminderte sich. So war das Abendmahl für ihn nicht erhebend, wenn er am Samstag Abend in der Küsterküche von dem heiligen Brote gegessen hatte, wo es gebacken und in einer Stampfe, auf der das Kruzifix eingravirt war, gestempelt wurde. Die Knaben aßen es und nannten es Mundlack. Nach dem Schluß des Abendmahls wurde ihm einmal in der Sakristei zusammen mit dem Kirchenvorsteher Wein angeboten.

Trotzdem begannen jetzt, nachdem er von der Mutter getrennt war und sich von Unbekannten umgeben fühlte, drohende Mächte, ein starkes Bedürfniß, sich einem Schutze anzuvertrauen. Er betete sein Abendgebet mit ziemlicher Andacht; des Morgens, wenn die Sonne schien und der Körper ausgeruht war, empfand er dieses Bedürfniß nicht.

Eines Tages, als die Kirche gelüftet wurde, spielten die Kinder in derselben. In einem Anfall des Muthwillens wurde der Altar erstürmt. Aber Johann, der zu größeren Thaten angefeuert wurde, rannte auf die Kanzel, kehrte das Stundenglas um und predigte aus der Bibel. Dieser Streich machte großes Glück. Darauf ging er hinunter und lief auf dem obersten Rande der Bänke durch die ganze Kirche. Auf der ersten Bank am Altar angelangt, es war die gräfliche Bank, trat er zu fest auf das Psalmbuchbrett, das mit einem Krachen zur Erde fiel. Panik. Sämtliche Kameraden stürzten aus der Kirche. Er stand einsam, vernichtet da. Jetzt hätte er zur Mutter laufen, seine Schuld bekennen und sie um Hilfe bitten mögen. Aber sie war nicht da. Er erinnert sich an Gott. Er fällt am Altar auf die Knie und betet das ganze Vaterunser. Stark und ruhig, als ob ihm von oben ein Gedanke gekommen wäre, steht er auf, untersucht die Bank und sieht, daß die Zapfen nicht abgebrochen sind; er nimmt die Leiste, paßt die Fugen und die Zapfen hinein, zieht den Schuh aus, den er in einen Hammer verwandelt, und mit einigen wohlgezielten Schlägen ist das Pult reparirt. Er prüft sein Werk; es hält. Und er geht, verhältnißmäßig ruhig, aus der Kirche. — Wie einfach, dachte er jetzt. Und er schämt sich, daß er das Vaterunser gebetet hat. Warum

schämt er sich? Vielleicht fühlte er dunkel, daß in diesem unklaren Komplex, das man Seele nennt, eine Kraft lebt, die, in der Stunde der Not zur Selbstverteidigung berufen, ein ziemlich beträchtliches Vermögen besitzt, sich zu klären. Daß er nicht an die Hilfe Gottes glaubte, ging daraus hervor, daß er nicht auf die Kniee fiel und ihm dankte, und jenes unsichere Schamgefühl entstand vermutlich daraus, daß er eingesehen hatte, er sei über den Fluß nach Wasser gegangen.

Aber dies war nur ein vorübergehender Moment des Selbstgefühls. Es bleibt ungleich und jetzt auch launenhaft. Laune, Caprice oder diables noirs, wie der Franzose es nennt, ist kein vollkommen erklärtes Phänomen. Das Opfer ist besessen: es will etwas, thut aber das Gegenteil; es leidet durch das Verlangen, sich Böses zuzufügen, und empfindet fast einen Genuß an Selbstquälereien. Das ist eine seelische Krankheit, eine Kränklichkeit des Willens, und ältere Psychologen wagten eine Erklärung durch das Betonen einer Zweiheit im Gehirn, dessen beide Hemisphären unter gewissen Verhältnissen selbstständig operiren können, jede für sich und im Kampf miteinander. Aber diese Erklärung hat man verworfen. Die Doppelheit der Persönlichkeit haben viele beobachtet, und Goethe hat dieses Thema im Faust behandelt. Bei launenhaften Kindern, die nicht „wissen, was sie wollen", löst sich die Nervenspannung schließlich in Thränen auf. Sie „betteln um Prügel" sagt man auch, und es ist eigentümlich, daß eine leichte Züchtigung bei solcher Gelegenheit gleichsam die Nerven ins Gleichgewicht bringt und dem Kinde fast willkommen ist, das sich sofort beruhigt, versöhnlich und durch-

aus nicht verbittert ist über die Strafe, die es nach seiner Meinung ungerechter Weise mußte erlitten haben. Es bettelte wirklich um Prügel als eine Medicin. Aber es giebt noch eine andere Art, die schwarzen Geister auszutreiben. Man nimmt das Kind in seine Arme, daß es das Ausstrahlen eines freundlichen Menschen fühlt, und das beruhigt. Diese Art ist besser als jede andere.

Der Knabe hatte solche Anfälle. Wenn ein Vergnügen winkte, ein Ausflug mit Beerenpflücken zum Beispiel, bat er, zu Hause bleiben zu dürfen. Er wußte, daß es ihm zu Hause zum Sterben langweilig werden würde. Er wollte gern mitfahren, aber er wollte vor allen Dingen zu Hause bleiben. Ein anderer Wille, stärker als der seinige, befahl ihm zu Hause zu bleiben. Je mehr man mit ihm redete, desto fester wurde sein Widerstand. Aber kam dann Jemand frank und frei, packte ihn scherzhaft am Kragen und warf ihn auf den Heuwagen, dann gehorchte er und war froh, daß man ihn so von dem unerklärlichen Willen befreit hatte. Er gehorchte im allgemeinen gern und wollte sich nie hervorthun oder befehlen. Ihm war zu viel vom Sklaven angeboren. Die Mutter hatte in ihrer Jugend gedient und gehorcht und war als Kellnerin höflich gegen Alle gewesen.

Eines Sonntags waren sie im Pfarrhof, hier waren junge Mädchen. Er hatte sie gern, aber er fürchtete sich vor ihnen. Die ganze Kinderschaar ging ins Freie, um Erdbeeren zu pflücken. Irgend Jemand hatte den Vorschlag gemacht, man solle die Beeren zusammenthun und sie dann zu Hause mit Zucker essen. Johann pflückte fleißig und hielt die Uebereinkunft, er aß nicht eine Beere,

sondern lieferte seinen Tribut ehrlich ab. Aber er sah, wie Andere mogelten. Bei der Heimkehr werden die Beeren von der Tochter des Pfarrers vertheilt, und die Kinderschaar drängt sich um das Mädchen, damit ein Jedes auch einen vollen Löffel erhalte. Johann hält sich am Weitesten zurück. Er ist vergessen und ohne Beeren.

Uebergangen! Mit verbittertem Gemüth als ein Uebergangener geht er in den Garten und verbirgt sich in einer Laube. Er fühlt sich als den Letzten, den Schlechtesten. Aber jetzt weint er nicht, sondern fühlt, daß etwas Hartes, Kaltes sich in ihm erhebt. Und nachdem er die ganze Gesellschaft in seinem Innern kritisirt, findet er, daß er der Redlichste sei, denn er hat nicht eine einzige Beere draußen auf dem Felde gegessen, und nun — bums! jetzt kommt der Fehlschuß; weil er besser ist als die Anderen, wird er übergangen. Resultat: Er hält sich für besser als die Anderen. Und er empfand einen starken Genuß darin, übergangen zu sein.

Er hatte auch ein besonderes Geschick, sich unsichtbar zu machen oder sich versteckt zu halten, so daß er übergangen wurde. Der Vater kam einmal mit einem Pfirsich zum Abend nach Haus. Jedes Kind erhielt eine Scheibe der seltenen Frucht, aber Johann nicht, und zwar, ohne daß der sonst gerechte Vater es merkte. Er fühlte sich so stolz über diese neue Erinnerung an sein unfreundliches Geschick, daß er später am Abend vor den Brüdern damit prahlte. Sie glaubten ihm nicht, für so unwahrscheinlich hielten sie die Geschichte. Je unwahrscheinlicher, desto besser.

Er wurde auch durch Antipathien gequält. Eines

Sonntags auf dem Lande kam ein Wagen mit jungen Leuten zum Küster. Ein schwarzbrauner Junge mit tückischem, aber keckem Gesicht stieg aus. Johann lief bei seinem Anblick davon und verbarg sich auf dem Boden. Man suchte ihn auf, der Küster liebkoste ihn, aber er blieb in seinem Winkel sitzen und hörte zu, wie die Kinder spielten, bis der schwarze Junge abgereist war.

Kalte Bäder, wilde Spiele, harte körperliche Arbeit, nichts konnte seine beweglichen Nerven abhärten, die sich bisweilen für einen Moment aufs äußerste anspannten.

Er hatte ein gutes Gedächtniß, lernte ordentlich, besonders reale Disciplinen, wie Geographie und Naturwissenschaft. Die Arithmetik behielt er, aber die Geometrie haßte er, eine Wissenschaft der Unwirklichkeiten beunruhigte ihn; erst später, als ihm ein Handbuch der Landmessung in die Hände gefallen war und er den praktischen Nutzen der Geometrie eingesehen hatte, interessirte ihn der Gegenstand, und dann vermaß er Bäume und Häuser, maß den Garten aus und Alleen und construirte Pappfiguren.

Er trat jetzt in sein zehntes Lebensjahr. Er war breitschultrig und von gebräunter Gesichtsfarbe, das Haar war blond und über eine krankhaft hohe, vorstehende Stirn gestrichen, die oft den Gegenstand des Gesprächs bildete und den Verwandten Veranlassung zu dem Spottnamen „der Professor" gab.

Er war nicht mehr Automat, sondern begann eigene Beobachtungen zu sammeln und Schlußfolgerungen zu ziehen, er näherte sich dem Zeitpunkt, wo er sich von seiner Umgebung absonderte und allein ging. Aber die Einsamkeit mußte für ihn zur Wüstenwanderung wer-

den, denn seine Individualität war nicht stark genug ausgeprägt als daß er seinen eignen Weg gehen konnte. Seine Sympathie für die Menschen wird nicht erwidert werden, weil ihre Gedanken mit seinen nicht gleichen Schritt halten können; und dann wird er umhergehen und dem Erstkommenden sein Herz anbieten, aber Niemand wird es annehmen wollen, denn es ist ihnen fremd, und so wird er sich verletzt, gedemütigt, übersehen und hintangesetzt, in sich selbst zurückziehen.

Der Sommer ging zu Ende, und er fuhr zum Beginn der Schule nach Hause. Doppelt öde erschien ihm jetzt das dunkle Gebäude am Klara-Kirchhof, und wenn er die lange Reihe von Zimmern sah, durch die er sich in bestimmt festgesetzten Jahren schleppen mußte, ehe er sich durch eine neue Reihe von Zimmern auf dem Gymnasium mühsam hindurcharbeiten würde, da erschien ihm das Leben nicht grade verlockend. Zugleich beginnt er gegen den Unterricht zu revoltiren. Die Folge davon sind schlechte Zeugnisse. Ein Semester später, nach einer Rückversetzung in der Klasse, nimmt ihn der Vater aus der Klaraschule und giebt ihn in die Jakobsschule, während man zugleich aus der Norrtullsgata aufbricht und ein Vorstadtgehöft auf Stora Gårbergsgata in der Nähe des Sabbatsberges bezieht.

IV.

Berührung mit den unteren Klassen.

Christinenberg, so wollen wir das Gehöft nennen, hatte eine noch einsamere Lage als das Haus auf Norrtullsgata. Gråbergsgata war nicht gepflastert. Während mancher Stunde ließ sich höchstens ein einsamer Wanderer sehen, und Wagengeräusch war ein Ereigniß, das die Menschen an die Fenster lockte. Das Haus lag in einem mit Bäumen bewachsenen Hof und glich einer Pfarre auf dem Lande. Es war von Gärten und Tabaksplantagen umgeben; weitläufige Besitzungen erstreckten sich bis nach Sabbathsberg, aber der Vater pachtete kein Land, so daß die freie Zeit durch Müßiggang ausgefüllt wurde. Die Spielkameraden bestanden jetzt aus den Kindern ärmerer Leute, den Knaben des Müllers und des Milchhändlers. Die Spielplätze waren hauptsächlich die Mühlberge, und die Flügel der Mühle waren das Spielzeug.

Die Jakobsschule war die Schule ärmerer Kinder. Hier trat er in Verkehr mit den unteren Klassen. Die Kameraden sind schlechter gekleidet, wund an den Nasen, haben häßliche Gesichtszüge und riechen schlecht. Seine eigenen Lederhosen und Schmierstiefel machen hier keinen schlechten Effect. In dieser Umgebung, die ihm gefiel, fühlte er sich ruhiger, er wurde mit diesen Kindern vertrauter als mit den hochmütigen in der Klaraschule.

Digitized by Google

Aber viele dieser Kinder sind wahre Teufelskerle im Lernen, und das Genie der Schule ist ein Bauernjunge. Zugleich giebt es in den unteren Klassen sogenannte Tölpel, die gewöhnlich in der Quinta die Schule beschließen. Er war jetzt in der Quarta und kam mit ihnen nicht in Berührung. Diese Kinder hatten nebenbei noch eine Beschäftigung, hatten schmutzige Hände und waren ziemlich alt, bis vierzehn, fünfzehn Jahre. Viele von ihnen segelten im Sommer auf der Brigg Carl Johann und traten dann im Herbst in theerigen Leinwandhosen, mit Schwungriemen und Messer auf. Sie prügelten sich mit Schornsteinfegern und Tabaksbindern und besuchten Kneipen und Kaffehäuser. Diese Knaben waren unaufhörlichen Untersuchungen und Ausweisungen ausgesetzt und wurden im Allgemeinen, aber mit großem Unrecht, für schlechte Kinder gehalten. Viele von ihnen sind später tüchtige Bürger geworden, und Einer, der auf der „Tölpelbrigg" gesegelt hatte, wurde schließlich Offizier bei der Garde. Er wagte nie von seinen Seereisen zu sprechen, aber wenn er die Wachtparade über den Nybrohamn führt und die berüchtigte Brigg da liegen sieht, überläuft ihn ein Schauer, sagt er.

Eines Tages begegnet Johann einen früheren Kameraden aus der Klaraschule und suchte ihm auszuweichen. Aber dieser kommt auf Johann zu und fragt ihn, in welche Schule er jetzt gehe.

„Ach so, Du gehst in die Tölpelschule" sagte der Kamerad.

Johann fühlte, daß er „herunter" gekommen sei, aber er hatte es selbst gewünscht. Er ragte unter den Kame-

raden nicht hervor, aber er fühlte sich bei ihnen zu Haus, mit ihnen befreundet und wohler als in der Klaraschule, denn hier drückte Nichts von oben auf ihn. Er selbst wollte nicht emporsteigen und andere niederdrücken, aber er litt durch den Druck von oben. Er wollte nicht hinauf, aber er empfand das Bedürfniß, daß es oben keine Menschen geben dürfe. Trotzdem wurmte es ihn, daß die alten Kameraden glaubten, er sei hinuntergestiegen. Und wenn er beim Turnen in dem dunklen Trupp der Jakobisten erschien und den leichten Scharen der Klaristen in ihrer vornehmen Sommerkleidung mit den hellen Gesichtern begegnete, da sah er den Klassenunterschied; und wenn aus dem andern Lager das Wort „Tölpel“ fiel, dann lag der Krieg in der Luft. Die beiden Schulen prügelten sich bisweilen, aber Johann beteiligte sich nicht daran. Er wollte die alten Freunde nicht sehen und seine Erniedrigung nicht zeigen.

Der Examenstag in der Jakobs-Schule gewährte einen andern Anblick als in der Klara-Schule. Handwerker, ärmlich gekleidete alte Weiber, herausgeputzte Restaurationsfrauen, Kutscher und Schankwirthe bildeten das Publikum. Und die Rede, die der Schulinspektor hielt, war eine ganz andere, als die frohe, blumenreiche Rede des Erzbischofs. Er verlas die Namen der Trägen (oder der wenig Begabten), schalt die Eltern, weil ihre Kinder zu spät gekommen oder die Schule versäumt hatten, und die Aula hallte von dem Weinen armer Mütter wieder, die wahrscheinlich die leicht erklärlichen Versäumnisse gar nicht verschuldet hatten, und die in ihrer Einfalt glaubten, schlechte Söhne zu besitzen. Dann wurden die Prämien vertheilt. Es

waren immer satte Bürgersöhne, die Muße gehabt hatten, sich ausschließlich ihren Lektionen zu widmen, die jetzt als Muster der Tugend begrüßt wurden.

Die Moral, die doch wohl eine Lehre von Rechten und Pflichten sein sollte, aber schließlich eine Lehre der Pflichten unseres Nächsten gegen uns geworden ist, tritt jetzt ausschließlich als eine große Statutensammlung von Pflichten auf. Noch hatte das Kind nicht von einer einzigen menschlichen Gerechtigkeit erzählen hören; Alles geschah aus Gunst; man lebte aus Gunst, aß aus Gunst, ging aus Gunst in die Schule. Hier in der Schule der Armen verlangte man noch mehr von den Kindern. Man verlangte von den Armen, sie sollten ganze Kleider haben. Woher sollten sie sie nehmen? Man machte Bemerkungen über ihre Hände, weil sie bei der Berührung mit Theer und Pech schwarz geworden waren; man verlangte Aufmerksamkeit, feine Sitten, Höflichkeit, das heißt, lauter Unsinn. Der Schönheitssinn der Lehrer verleitete sie oft zu Ungerechtigkeiten. Johann hatte einen Nebenmann, der nie gekämmt war, eine wunde Nase und Ohrenfluß hatte, der einen üblen Geruch verbreitete. Seine Hände waren unsauber, seine Kleider fleckig und zerrissen. Selten konnte er seine Aufgabe und bekam Tadel und Schläge auf die Handfläche. Eines Tages zeigte ein Kamerad ihn an, daß er Ungeziefer in die Klasse mitgebracht habe. Er erhielt einen besonderen Platz; er war ausgestoßen. Er weinte bitterlich, ach so bitterlich. Dann blieb er fort. Johann wurde abgeschickt, um ihn zu Hause aufzusuchen. Er wohnte im Totengräbergäßchen. In einem Zimmer hauste die Malerfamilie mit der Großmutter und vielen

kleinen Kindern. Georg, um den es sich handelte, hielt eine kleine Schwester, die verzweifelt schrie, auf den Knien. Die Großmutter trug ein Kleines auf dem Arm. Vater und Mutter waren auf Arbeit. In diesem Zimmer, das niemand zu reinigen Zeit hatte, und das nicht gereinigt werden konnte, roch es nach den Schwefeldämpfen des Coaks und den Unsauberkeiten der Kinder, hier wurden die Kleider getrocknet, Essen gekocht, Ölfarben gerieben, Kitt geknetet. Hier lagen die Motive zu Georgs Inmoralität zu Tage. Aber, so wird immer irgend ein Moralist einwenden, man ist nicht so arm, daß man sich nicht sauber und rein halten könnte. Wie einfältig! Als ob das Nähgeld (wenn man etwas Ganzes zu nähen hat), Seife, Wäsche und Zeit nichts kostete! Ganz sauber und satt zu sein, das ist das Höchste, wohin der Arme gelangen möchte. Georg konnte es nicht und wurde deshalb ausgestoßen.

Jüngere Moralisten haben die Entdeckung zu machen geglaubt, daß die unteren Klassen unmoralischer sind als die oberen. Unter Unmoralität versteht man hier, daß sie soziale Übereinkünfte nicht so gut halten wie die oberen Klassen. Das ist ein Irrtum, wenn nicht etwas Schlimmeres. In allen Fällen, in denen die unteren Klassen nicht durch Not gezwungen werden, sind sie pflichttreuer als die oberen. Sie sind auch barmherziger gegen Ihresgleichen, milder gegen die Kinder und vor allem geduldiger. Wie lange haben sie nicht geduldet, daß ihre Arbeit von den oberen Klassen ausgebeutet wurde, ehe sie schließlich angefangen haben, ungeduldig zu werden!

Übrigens hat man stets die Moralgesetze so schwan-

kend wie nur möglich zu halten gewußt. Warum werden sie nicht durch Schrift und Druck erhalten wie die göttlichen und bürgerlichen Gesetze? Vielleicht deshalb, weil ein ehrlich geschriebenes Moralgesetz genötigt sein würde, auch die Rechte der Menschen in sich aufzunehmen.

Die Revolte gegen den Unterricht nahm jetzt bei Johann zu. Zu Hause lernte er alles Mögliche, aber den Unterricht vernachlässigte er. Die hauptsächlichsten Lehrgegenstände der Schule waren jetzt Latein und Griechisch. Die Unterrichtsmethode war absurd. Ein halbes Jahr verging mit der Erklärung eines Feldherrn im Cornelius. Der Lehrer hatte noch eine besondere Art, den Gegenstand zu verwickeln, die darin bestand, daß die Schüler „die Konstruction" analysiren sollten. Aber er erklärte nicht, was darin enthalten sein sollte. Es bestand nämlich in dem Lesen des Textes in einer gewissen Ordnung, aber er sagte nie, in welcher. Sie fiel mit der schwedischen Übersetzung nicht zusammen, und wenn der Knabe den Versuch gemacht hatte, den Zusammenhang zu erfassen, aber zu keiner Klarheit kam, zog er es vor zu schweigen. Er wurde halsstarrig, und wenn er zum Erklären aufgerufen wurde, schwieg er, auch wenn er seine Aufgabe wußte. Denn so bald er zu lesen begann, hagelte es Tadel über die Accente der Worte, das Tempo, die Stimme, über alles.

„Kannst Du nicht, verstehst Du nicht?" — rief der Lehrer außer sich. Der Knabe schwieg und sah den Pedanten verächtlich an.

„Bist Du stumm?"

Er schwieg. Um Schläge zu bekommen, dazu war er zu alt; diese Strafe wurde außerdem allmählich beseitigt. Er mußte sich also setzen.

Er konnte den Text schwedisch übersetzen, aber nicht auf die Art, wie es der Lehrer wollte. Daß der Lehrer nur die eine Art zuließ, erschien ihm albern. In einigen Wochen hätte er den ganzen Cornelius durchstürmt, und dies absichtliche, unvernünftige Kriechen, wenn man laufen kann, drückte ihn nieder. Er sah keinen Sinn darin.

Die gleiche Erscheinung zeigte sich beim Geschichtsunterricht.

„Nun, Johann,“ sagt der Lehrer ungefähr, — erzähle mal, was Du von Gustav I. weißt.“

Der Knabe steht vom Platz auf, und seine zügellosen Gedanken nehmen folgende Richtung an:

„Was ich von Gustav I. weiß? O! Sehr viel. Aber das habe ich schon in der Sexta gewußt, (jetzt ist er in Tertia), und das weiß der Magister auch. Was hat es also für einen Sinn, alles noch einmal herunterzuplärren?“

„Nun? Ist das alles, was Du weißt?“ —

Er hatte kein Wort gesagt, und die Kameraden lachen. Jetzt wird er böse. Er versucht zu sprechen, aber die Worte bleiben ihm im Halse stecken. Womit soll er beginnen? Gustav wurde auf Lindholm in Roslagen geboren. Ja, aber das wußte er, und der Lehrer doch vorher. Wie albern, das wiederholen zu müssen.

„Ach so, Du kannst Deine Aufgabe nicht, Du weißt garnichts von Gustav I.“

Jetzt öffnet er den Mund und sagt kurz und bestimmt: „Ja, ich kann sie wohl!“

„So, Du kannst sie, warum antwortest Du da nicht?“

Ihm kommt es vor, als ob der Magister sehr dumm gefragt habe, und nun will er nicht antworten. Er verjagt alle Gedanken an Gustav I. und denkt mit Gewalt an etwas andres, an die Karten an der Wand, an die Lampe an der Decke; er stellt sich taub.

„Setze Dich, Du kannst Deine Aufgabe nicht,“ — sagt der Magister. Er setzt sich und läßt die Gedanken fortschweifen, nachdem er festgestellt, daß der Magister gelogen hat.

Darin lag eine gewisse Aphasie, das Unvermögen oder der Unwille zu sprechen, der ihm lange im Leben folgte, bis die Reaktion in der Form von Plauderhaftigkeit eintrat, als das Unvermögen, den Mund zu halten, der Trieb, alles auszusprechen, was die Gedanken producirten. Die Naturwissenschaften lockten ihn, und in der Stunde, wo der Lehrer die kolorirten Bilder der Pflanzen und Bäume zeigte, glaubte er, das düstere Zimmer helle sich auf; und wenn der Lehrer aus Nilssons Fauna über das Leben der Thiere vorlas, da lauschte er und prägte alles dem Gedächtniß ein. Der Vater aber bemerkte, daß es mit den übrigen Lehrgegenständen schlecht stand, besonders im Lateinischen. Aber Johann mußte Latein und Griechisch lernen. Warum? Er war dazu bestimmt, den gelehrten Weg zu gehen. Der Vater stellte eine Untersuchung an. Als er von dem Lehrer im Lateinischen erfahren hatte, daß dieser den Sohn für einen Idioten hielt, mußte sein Selbstgefühl wohl verletzt worden sein, denn er beschloß, den Knaben in eine Privatschule mit ratio-

nelleren Methoden zu schicken. Ja, er war so gereizt, daß er sich die Vertraulichkeit erlaubte, Johanns Verstand zu loben und zum ersten Male etwas schlechtes über seinen Lehrer zu sprechen.

Inzwischen hatte die Berührung mit den ärmeren Klassen in dem Knaben einen offenbaren Unwillen gegen die höheren hervorgerufen. In der Jakobs-Schule herrschte ein demokratischer Geist insofern, als Gleichaltrige sich stets auf gleichem Niveau stehend fühlten. Niemand zog sich aus der Gesellschaft anderer zurück aus anderen Gründen als aus persönlicher Antipathie. In der Klara-Schule herrschte ein Kasten- und Geburtsunterschied. In der Jakobs-Schule hätte das Geld sich zur Aristokratie emporschwingen können, aber es gab eben keine Reichen. Und die äußerlich Armen wurden von den Kameraden theilnehmend ohne Herablassung behandelt, wenn auch der dekorirte Schulinspector und die akademisch gebildeten Lehrer den Armen ihre Abneigung zeigten.

Johann fühlte sich mit seinen Kameraden solidarisch und befreundet, er sympathisirte mit ihnen, blieb aber schüchtern vor den höheren. Er vermied die großen Straßen. Er ging stets durch die öde Holländergata oder die ärmliche Badstugata. Aber durch die Kameraden lernte er die Bauern mißachten, die hier ihre Quartiere hatten. Das war der Aristokratismus der Städter, den selbst die unbedeutendsten Stadtkinder, sie mögen noch so arm sein, einsaugen. Diese kantigen Figuren in grauen Röcken, die auf Milchkarren oder Heuwagen schaukelten, wurden wie lächerliche Personen behandelt, wie untergeordnete Wesen, die unschuldigerweise mit Schneebällen beworfen wurden.

Hinten auf ihren Schlitten zu fahren, wurde als ein angeborenes Privilegium betrachtet. Sie schreiend aufzuklären, daß sich das Wagenrad drehe und sie zu veranlassen, das Wunder zu betrachten, galt als ständiger Witz.

Aber wie sollen Kinder, die nichts anderes sehen, als daß alles in der Gesellschaft kunterbunt durcheinander geworfen ist, wo das Schwerste unten und das Leichteste oben liegt, es vermeiden, dasjenige, was unten liegt, für das Schlechtere anzusehen? Aristokraten sind wir alle. Das ist theilweise wahr, aber es ist nichts desto weniger vom Uebel, und wir müßten vermeiden, es zu sein. Die unteren Klassen sind aber wirklich demokratischer als die oberen, denn sie wollen nicht zu ihnen hinübersteigen, sondern nur in ein kleines Niveau kommen; daher ihr behauptetes Verlangen, sich erhöhen zu wollen. Die unteren Klassen wollen das Gleichgewicht herstellen, indem sie das Niveau senken und der verzweifelten Anstrengung entgehen, sich zu „erheben." Es giebt Aristokraten mit dem Namen Demokraten, die sich zu erhöhen suchen, um einen Druck ausüben zu können, aber sie werden bald durchschaut. Ein wahrer Demokrat will eher das unberechtigt Erhöhte herabsetzen, als sich „erhöhen." Dies nennt man, etwas auf einen niedrigen Standpunkt herabziehen. Der Ausdruck ist korrekt, aber er hat eine falsche, häßliche Bedeutung erhalten.

Die Gesellschaft folgt dem Gesetze vom Gleichgewicht der Flüssigkeiten in kommunizirenden Röhren. Beide Schalen streben danach, in dieselbe Lage zu kommen. Aber das Gleichgewicht kann nur dadurch eintreten, daß die höhere Schale gesenkt, wodurch zugleich die untere erhöht wird. Danach strebt die moderne Gesellschaftsarbeit.

Und Sie kommt dahin! Sicher! Und dann wird es ruhig werden.

Da nunmehr zu Hause keine körperliche Arbeit verrichtet wurde, lebte Johann ausschließlich ein inneres, unwirkliches Gedankenleben. Er las zu Hause alles, was ihm unter die Finger kam. Am Mittwoch- oder Samstag-Nachmittag konnte man den Elfjährigen im Schlafrock und Käppchen, die er vom Vater bekommen hatte, eine lange Tabackspfeife im Munde, die Finger in die Ohren gestopft, in ein Buch, am liebsten in ein Indianerbuch vertieft sitzen sehen. Er hatte schon fünf verschiedene Robinsonaden gelesen und unglaublichen Genuß davon gehabt. Aber in der Bearbeitung von Campe hatte er wie alle Kinder alle Moralanwendungen übersprungen. Warum hassen alle Kinder die Moralanwendungen? Sind sie von Natur unmoralisch? Ja, antworten die neueren Moralisten, denn sie sind noch Thiere und erkennen den Gesellschaftsvertrag nicht an. Ja, aber die Moral tritt auch für das Kind nur mit Pflichten, nicht mit Rechten, auf. Die Moral ist daher ungerecht gegen das Kind, und das Kind haßt die Ungerechtigkeit.

Er hatte daneben ein Herbarium angelegt, eine Käfer- und eine Mineralsammlung, und Liljeblads Flora gelesen, die er im Bücherschrank des Notars gefunden hatte. Dies Buch war ihm lieber als die Schulbotanik, denn es enthielt eine Menge kleiner Geschichten über den Nutzen der Pflanzen, während das andere nur von Stempel und Staubfäden sprach.

Wenn die Brüder ihn beim Lesen absichtlich störten,

konnte er auf sie losfahren und ihnen mit Schlägen drohen. Man sagte dann, er sei überspannt.

Das Band, das ihn an die Wirklichkeiten des Lebens knüpfte, löste er auf, er lebte ein Scheinleben in fremden Ländern, in seinen Gedanken, und war unzufrieden mit dem grauen, einförmigen täglichen Dasein und seiner Umgebung, die ihm immer fremder wurde. Aber der Vater wollte ihn seinen Phantasien nicht überlassen, sondern übertrug ihm kleine Besorgungen, er mußte die Zeitung holen und Briefe abliefern, Besorgungen, die er als einen Eingriff in seine persönlichen Rechte betrachtete und stets mit Unwillen ausführte.

Man redet gegenwärtig so viel von der Wahrheit und dem wahrhaftig Sprechen, als ob das eine schwierige Sache sei, die Lob verdiente. Wenn man vom Lob absieht, so ist es zweifellos, daß es schwierig ist, thatsächliche Verhältnisse begreifen zu können, was in dieser Bedeutung ja auch Wahrheit ist. Eine Person ist nicht immer die, für die ihr Ruf sie ausgiebt, ja, eine ganze öffentliche Meinung kann falsch sein; hinter jedem Gedanken lauert eine Leidenschaft, jedes Urteil ist durch einen Geschmack kolorirt. Aber die Kunst, den Sachverhalt vom Geschmack zu trennen, ist grenzenlos schwer, deshalb können sechs Zeitungsreferenten zugleich sechs verschiedene Farben auf dem Krönungsmantel des Kaisers sehen. Neue Gedanken werden von unserm automatischen Gehirn nicht gern aufgenommen, ältere Personen glauben nur sich allein, und ungebildete Menschen bilden sich ein, daß sie ihren eigenen Augen wohl trauen können,

worauf sie sich nicht immer verlassen dürfen, da es so viele Gesichtstäuschungen giebt.

In Johanns Elternhaus wurde die Wahrheit verehrt.

„Sprich immer die Wahrheit, geschehe, was geschehen will, — wiederholte der Vater so oft, und dabei erzählte er eine Geschichte von sich. Wie er einmal einem Kunden versprochen hatte, eine Waare an einem bestimmten Tage abzusenden. Er vergißt es, muß aber wohl Entschuldigungen zur Verfügung gehabt haben, denn als der wüthende Kunde in das Kontor kommt und ihn mit Scheltworten überhäuft, bekennt der Vater demüthig seine Vergeßlichkeit, bittet um Verzeihung und erklärt sich bereit, den Verlust zu ersetzen. Die Moral: der Kunde gerät in Erstaunen, reicht ihm die Hand und bezeugt seine Achtung. Kaufleute dürften nicht so hohe Forderungen an einander stellen!

Nun! Der Vater hatte gesunden Verstand und war als alter Mann seiner Schlußfolgerungen sicher.

Johann, der nicht beschäftigslos sein konnte, hatte eine Entdeckung gemacht: daß man sich die Zeit auf dem weiten Wege in und aus der Schule vertreiben und dabei reicher werden könne. Er hatte einmal auf der trottoirlosen Holländergata eine eiserne Schraubenmutter gefunden. Das gefiehl ihm, denn an einer Schnur wurde sie ein vortrefflicher Schleuderstein. Von jetzt ab ging er immer in der Mitte der Straße und hob alles Eisen auf, das er sah. Da die Straßen schlecht gepflastert und schnelles Fahren verboten war, so wurden die Geräte arg mißhandelt. Deshalb konnte ein aufmerksamer Wanderer sicher sein, täglich ein paar Hufnägel, ein Vorsteckeisen oder wenigstens eine Mutter,

bisweilen auch ein Hufeisen zu finden. Johann hatte die Mutter am liebsten, die er denn auch zu seiner Specialität machte. In ein paar Monaten hatte er wohl ein halbes Maß gesammelt.

Eines Abends spielt er mit ihnen, als der Vater in das Zimmer trat.

„Was hast du denn da?“ — fragt der Vater und macht große Augen.

„Das sind Schraubenmuttern, — antwortet Johann sicher.

„Woher hast du sie!“

„Ich habe sie gefunden.“

„Gefunden? Wo?“

„Auf der Straße.“

„An einer Stelle?“

„Nein, an vielen. Man geht mitten auf der Straße und guckt hinunter,“ — sagt er.

„Nein, hör mal, das leuchtet mir nicht ein. Das lügst Du. — Komm hinein, ich werde mit Dir reden.“

Die Rede wurde mit dem Rohrstock gehalten.

„Willst du jetzt bekennen?“

„Ich habe sie auf der Straße gefunden.“

Er wird geprügelt bis, er „bekennt.“

Was sollte er bekennen? Der Schmerz und die Furcht, daß sonst dem Auftritt kein Ende gemacht wurde, zwang ihm folgende Lüge ab:

„Ich habe sie gestohlen.“

„Wo?“

Nun wußte er nicht, wo die Mutter am Wagen sitzt, aber er vermuthete sie unter dem Wagen.

„Unter den Wagen — also.“

„Wo?“

Seine Phantasie bezeichnete ihm einen Platz, wo viele Wagen standen.

„Beim Bauplatz, der Schmiedehofgasse gegenüber.“

Diese Specificierung der Straße machte die Sache wahrscheinlich. Der Alte glaubte nun sicher, aus ihm die Wahrheit herausgebracht zu haben. Und nun folgten die Reflexionen:

„Wie hattest du sie mit bloßen Fingern fortnehmen können?“

Das hatte er sich nicht träumen lassen. Plötzlich sah er die Werkzeugkasten vor sich:

„Mit einem Schraubenzieher.“

Nun kann man Muttern mit dem Schraubenzieher nicht fassen, aber die Phantasie des Vaters war in Bewegung, und er ließ sich täuschen.

„Aber das ist ja entsetzlich! Du bist ja ein Dieb! Wenn nun die Polizei gekommen wäre.“

Johann dachte einen Augenblick daran, ihm die Beruhigung zu geben, daß alles Lüge sei, aber die Aussicht, noch mehr Prügel und kein Abendbrot zu bekommen, hielt ihn dann zurück.

Als er sich des Abends zu Bett gelegt, die Mutter zu ihm gekommen war, und ihn ermahnt hatte, sein Abendgebet zu errichten, sagte er pathetisch und mit erhobener Hand:

„Ich habe, hol' mich der Teufel, die Schraubenmuttern nicht gestohlen.“

Die Mutter sah ihn lange an, dann sagte sie:

„Du sollst nicht so fluchen!“

Die körperliche Strafe hatte ihn gekränkt, gedemütigt, er war wütend auf Gott, auf die Eltern und besonders auf die Brüder, die ihm nicht als Zeugen beigestanden hatten, trotzdem sie den Verlauf kannten. Er betete an diesem Abend nicht, aber er wünschte, es sollte Feuer entstehen, ohne daß er es anzuzünden brauchte. Und dann noch Dieb!

Seit der Zeit war er verdächtig, oder richtiger, sein schlechter Ruf befestigt, und er wurde lange mit der Erinnerung an einen Diebstahl geärgert, den er nie begangen hatte.

Ein andermal machte er sich selbst einer Lüge schuldig, aber ohne daß er es selbst wußte, was er sich lange nicht erklären konnte. Dieses Faktum wird den Eltern zur Erwägung anheimgegeben. Ein Schulkamerad mit seiner Schwester kam eines Sonntags Morgens im Frühjahr zu ihm und fragte ihn, ob er mit nach Haga-Park gehen wolle. Ja, er wollte, aber er wird erst die Mutter um Erlaubniß fragen. (Der Vater war fortgegangen.)

„Aber beeile dich!“

Er will ihnen aber erst sein Herbarium zeigen.

„Wollen wir jetzt gehen?“

„Ja, aber ich muß erst zur Mama hinein.“

Ein kleiner Bruder kommt herein und nimmt sein Herbarium. Das wird verhindert, aber nun müssen sie erst seine Mineralien sehen.

Inzwischen wechselt er seinen Kittel. Darauf holt er sich ein Stück Brot aus dem Schrank. Die Mutter begrüßt die Kameraden; endlich geht man nach Haga. Er,

ruhig in dem sichern Glauben, daß er die Mutter um Erlaubniß gebeten habe.

Der Vater kommt nach Hause.

„Wo bist du gewesen?“

„Ich bin mit Freunden im Haga-Park gewesen.“

„Hattest du Erlaubniß von der Mama?“

„Ja!“

Die Mutter protestirt. Johann ist stumm vor Bestürzung.

„Ah, du fängst zu lügen an.“

Er ist sprachlos. Er war ganz sicher, daß er die Mutter um Erlaubniß gebeten hatte, um so mehr, als eine ablehnende Antwort nicht zu befürchten war. Er hatte es thun wollen, aber Nebenumstände waren dazwischen getreten, er hatte es vergessen und wollte sterben, wenn er log.

Kinder fürchten sich im allgemeinen zu lügen, aber ihr Gedächtniß ist kurz, die Eindrücke wechseln zu schnell, und sie vermengen Wünsche und Entschlüsse mit vollzogenen Handlungen.

Indessen lebte der Knabe lange in dem Glauben, daß die Mutter gelogen habe. Als er später häufig über diese Erscheinung nachgedacht hatte, glaubte er, sie habe es vergessen oder seine Bitte überhört. Viel, viel später erst stieg in ihm der Verdacht auf, daß sein Gedächtniß ihn vielleicht im Stiche gelassen habe. Aber man hatte ihn so oft wegen seines guten Gedächtnisses gelobt, und es lag nur ein Zeitraum von zwei oder drei Stunden dazwischen.

Sein Argwohn an der Wahrhaftigkeit der Mutter (und warum sollte sie keine Unwahrheit sagen können, da Frauen so leicht ihre Hallucinationen mit der Wirklichkeit

verwechseln?) wurde kurz darauf noch bestärkt. Die Familie hatte ein Möbel gekauft: eine große Begebenheit! Die Knaben sollten gerade zur Tante gehen. Die Mutter wollte die Neuigkeit noch geheim halten und die Tante bei ihrem nächsten Besuche überraschen. Deshalb bat sie die Kinder, von dem Ereigniß nicht zu sprechen.

Sie kommen zur Tante. Diese fragt sofort: hat Mama die gelben Möbel gekauft?

Die Brüder schweigen, aber Johann antwortet froh: nein.

Nach der Rückkehr bei Tisch fragt die Mutter:

„Nun, hat die Tante nach den Möbeln gefragt?"

„Ja!"

„Was habt ihr geantwortet?"

„Ich habe: nein gesagt!" — antwortet Johann.

„So, Du hattest den Mut zu lügen," fällt der Vater ein.

„Ja, Mama hat's doch gesagt", — antwortet der Knabe.

Die Mutter erbleicht, und der Vater ist ruhig.

An sich war dies ja recht unschuldig, aber im Zusammenhange war es nicht so bedeutungslos. Leise Zweifel an der Wahrheitsliebe „Anderer" erwachen in dem Kinde und eröffnen einen neuen Belagerungszustand der Gegenkritik.

Die Kälte gegen den Vater nimmt zu, und nun spürt er Unterdrückungen nach und macht trotz seiner Schwäche kleine Versuche der Empörung.

Die Kinder werden jeden Sonntag in die Kirche kommandirt; die Familie besaß einen Schlüssel zur Bank.

Der ungewöhnlich lange Gottesdienst und die unverständlichen Predigten hörten bald auf, Eindruck zu machen. Bevor die Heizung eingeführt war, war es eine vollständige Tortur, im Winter zwei Stunden in der Bank zu sitzen und an den Füßen zu frieren, aber man mußte trotzdem hin, ob des Seelenheils oder der Ordnung wegen oder um Ruhe im Hause zu haben, wer weiß es. Der Vater selbst war ein Theist. Er las die Predigten Wallins lieber, als daß er in die Kirche ging. Die Mutter fing an, mehr nach dem Pietismus zu neigen.

Eines Sonntags bekommt Johann den Einfall, vielleicht nach einer unvorsichtigen Bibelerklärung in der Schule, in der von der Freiheit der Geister oder Aehnliches gesprochen wurde, nicht in die Kirche zu gehen. Er bleibt einfach zu Hause. Des Mittags, ehe der Vater nach Hause kommt, erklärt er den Geschwistern und Tanten, daß niemand das Gewissen eines anderen zwingen könne, und deshalb ginge er nicht in die Kirche. Man fand dies komisch, und deshalb entging er für diesmal den Prügeln, wurde aber dann in die Kirche geschickt.

Der Verkehr der Familie konnte außer mit den Verwandten nicht groß sein, in Folge der mangelhaften Form der Ehe. Aber Genossen im Unglück suchen sich, und so wurde der Verkehr mit einem Jugendfreund des Vaters unterhalten, der mit seiner Geliebten eine Mesalliance eingegangen war und darum von Eltern und Freunden verstoßen wurde. Er war Jurist und Beamter. Bei ihm traf man eine andere Beamtenfamilie, die das gleiche Eheschicksal trug. Die Kinder wußten natürlich nichts

von der Tragödie, die hier gespielt wurde. Die Familien hatten Kinder, aber Johann fühlte sich nicht zu ihnen hingezogen. Seine Schüchternheit und Menschenfurcht hatte nach den Torturgeschichten zu Hause und in der Schule zugenommen, und das Fortziehen nach der Peripherie der Stadt, sowie der mehrmalige Sommeraufenthalt auf dem Lande hatten ihn verwildert. Tanzen wollte er nicht lernen und hielt die Jungen für albern, die um die Mädchen herumscharwenzelten. Als die Mutter ihn bei einer Gelegenheit ermahnte, höflich gegen die Mädchen zu sein, fragte er: warum? — Er war eine kritische Natur geworden und wollte bei allen Dingen wissen: warum? —

Bei einem Ausflug ins Freie suchte er die Knaben, als sie den Mädchen die Schirme und Tücher trugen, zur Meuterei zu bewegen.

— Warum sollen wir die Diener dieser Mädchen sein? — sagte er, allein die Knaben hörten nicht auf ihn.

Schließlich war ihm das Ausgehen so verleidet, daß er sich krank stellte oder die Kleider beschmutzte, um zur Strafe zu Hause bleiben zu müssen. Er war kein Kind mehr, und deshalb fühlte er sich unter den anderen Kindern nicht mehr wohl, aber die älteren sahen in ihm nur ein Kind. Er blieb für sich allein.

Mit zwölf Jahren wurde er im Sommer in eine andere Küsterei bei Mariefred geschickt. Hier befanden sich viele Pensionäre, sämmtlich von sogenannter unehelicher Geburt. Da der Küster keine größeren Kenntnisse besaß, reichte sein Wissen nicht aus, um Johann bei seinen Aufgaben zu überhören. Bei dem ersten Versuch in der Geo-

metrie fand der Lehrer, daß Johann fähig genug sei, um am besten allein zu studiren. Jetzt war er Matador. Er studirte allein. Die Küsterei stieß an den Park des Rittergutes, und in dessen königlichen Umgebung promenirte er, frei von Arbeit, frei von Aufsicht. Die Flügel wuchsen, und die Mannbarkeit näherte sich.

In Folge erworbener und vielleicht natürlicher Scheu hat man so lange die wichtige Frage des Eintritts der Mannbarkeit und der damit zusammenhängenden Erscheinungen verborgen gehalten. Schlechte Bücher, Spekulanten in medicinischen Büchern und Pietisten, die um jeden Preis Propaganda machen wollten, furchtsame und unwissende Eltern haben sämmtlich, und manche in guter Absicht, alles gethan, um junge Sünder vom Weg der Untugend abzuschrecken. Spätere und aufgeklärtere Untersuchungen erfahrener Ärzte wiederum haben sich die Aufgabe gestellt, die Ursachen der Erscheinung und vernünftige Heilmittel zu entdecken, sowie vor allen Dingen die übertriebene Furcht der Kinder vor den Folgen zu beseitigen, weil es erwiesen wurde, daß gerade die Furcht und die Qualen des aufgeschreckten Gewissens die Ursachen zu den verhältnißmäßig wenigen Fällen von Wahnsinn und Selbstmord, die man verzeichnet hatte, gewesen seien. Ferner hat man die Entdeckung gemacht, daß nicht die Untugend an sich, sondern der unbefriedigte Trieb die Krankheitserscheinungen hervorgerufen habe, und ein jüngerer französischer Arzt ist sogar so weit gegangen, daß er die That als eine nicht schädliche Unterstützung der Natur ansieht. Dafür möge er selber stehen. Eine Thatsache ist es indessen, daß man die Geisteskranken konstant mit der üblen Gewohnheit behaftet finden wird.

Aber der falsche Schluß liegt darin, daß man Ursache und Wirkung verwechselt.

Geisteskranke werden eingesperrt; was sollen sie beginnen?

Bei Geisteskranken hat mit dem Erlöschen des Seelenlebens das vegetative und animalische Leben die Oberhand gewonnen, und daher bricht der Trieb unaufhaltsam hervor und sucht seine Befriedigung, wie er kann. Ein zweiter Fehlschluß: jeder Geisteskranke wird ausgeforscht, ob er sich früher an seinem Körper vergriffen habe. Alle Geisteskranken haben es gethan, aber darum ist dies nicht die Ursache der Krankheit, denn es ist jetzt aufgedeckt, daß fast alle Menschen sich einmal an ihrem Körper vergriffen haben. Aber dies wird geheim gehalten, und daher glaubt eine ganze Menge junger Sünder, das eingebildete Verbrechen allein begangen zu haben, und ist der Meinung, daß die strengen Richter, die ihnen den Schrecken einjagen, unschuldig gelebt haben. Nun kann andererseits nicht geleugnet werden, daß in diesem Falle ein Uebermaß Krankheiten im Gefolge haben kann, aber dann ist es das Uebermaß, das sie verschuldet hat. Man behauptet, die fortgesetzte Gewohnheit, die es verhindere, daß die natürliche Art zu ihrem Rechte kommt, verursache gerade dadurch Ungelegenheiten, daß Abneigung gegen das Geschlecht eine Folge davon sei, aber das ist nicht wahr, denn leichtsinnige Jungen sind später tüchtige Weiberfreunde, gute Ehegatten und glückliche Väter geworden. Eigentümlich ist es auch, daß die Frauen sich Unschuldigen nicht günstig zeigen.

Wie ging es nun zu? Auf die gewöhnlichste Art. Ein älterer Kamerad ging beim Baden mit dem Beispiel

voran, und die jüngeren folgten. Ein Gefühl der Scham oder der Sünde wurde nicht gespürt, und niemand machte ein Geheimniß daraus [1]). Die ganze Sache schien kaum einen Zusammenhang mit dem höheren Geschlechtsleben zu haben, denn verliebt in ein Mädchen war der Knabe mit acht Jahren gewesen, wo der Trieb noch vollständig schlummerte.

Zugleich erfuhr er auch, daß die Schulkinder des Dorfes im Walde Umgang pflegten, wenn sie aus der Schule kamen. Diese Kinder waren acht bis neun Jahre alt, und die Eltern wußten darum, mengten sich aber nicht hinein. Dieses Verhältniß oder Mißverhältniß soll auf dem Lande die Regel sein und muß in Betracht gezogen werden, wenn man so selbstbewußt über das Laster und die Aufforderungen zum Laster schreibt.

Einen Wendepunkt im Seelenleben des Knaben bildete dieses Ereigniß nicht, denn als Grübler war er geboren, und seine neuen Gedanken machten ihn zum Einsiedler. Uebrigens legte er die Untugend bald ab, als ihm ein Buch zum Abschrecken in die Hand fiel, aber an dessen Stelle trat ein Kampf gegen die Begierden, die er nicht zu besiegen vermochte, weil sie ihn im Traume in der Form von Gaukelbildern überfielen, wo seine Kraft zu Ende war, und einen ruhigen Schlaf konnte er nicht mehr genießen, als bis er mit achtzehn Jahren Umgang mit dem anderen Geschlechte zu pflegen begann.

[1]) Das oben bezeichnete, in den Schulen oft vorkommende Unwesen hatte um diese Zeit gerade Aufsehen erregt und Untersuchungen sowie selbst öffentliche Besprechungen in der Presse veranlaßt.

Im Laufe des Sommers verliebte er sich in die zwanzigjährige Tochter des Inspektors, die bei den Küsterleuten verkehrte. Er sprach nie mit ihr, aber er kundschaftete ihre Wege aus und kam oft in die Nähe ihrer Wohnung. Die ganze Geschichte war eine stille Verehrung ihrer Schönheit aus der Entfernnng, ohne Verlangen, ohne Hoffnung. Die Neigung glich eher einem stillen Kummer und wäre ebenso gut auf eine Andere gefallen, wenn Mädchen hier verkehrt hätten. Es war eine Madonnenverehrung, die nichts verlangte, außer der Angebeteten ein großes Opfer bringen zu dürfen, etwa einen Selbstmord im Wasser, aber in ihrer Gegenwart, es war in ihm ein dunkles Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit als halber Mensch, der nicht leben wollte, ohne sich mit der anderen „besseren" Hälfte kompletirt zu haben.

Der Kirchendienst wurde weiter geübt, machte aber gar keinen Eindruck. Er war nur langweilig.

Dieser Sommer war für seine Entwickelung insofern wichtig, als er ihn von der Heimat loslöste. Keiner der Brüder war mit. Ihm fehlten also die vermittelnden Blutsbande mit der Mutter. Dies machte ihn abgeschlossener und härtete seine Nerven ab, zwar nicht sogleich, denn bei Gelegenheit packte ihn das Heimweh mit harter Faust. Die Mutter stieg dann in dem üblichen verklärten Licht von Schutz und Milde auf als die Wärmequelle, die pflegende Hand.

Im Herbst, zu Anfang des August, erhielt er die Nachricht, daß der ältere Bruder Gustav nach Paris in eine Pension kommen sollte, um seine Studien für das Geschäft zu vollenden und die Sprache zu lernen, vorher aber sollte er

einen Monat auf dem Lande zubringen und den Bruder ablösen. Der Gedanke an die bevorstehende Trennung, der Abglanz der großen, glänzenden Stadt, die Erinnerung an so viele frohe Heldenthaten, die Sehnsucht nach Hause, die Freude, jemanden von seinem Blute wiederzusehen, alles vereinigte sich jetzt, um Johanns Gefühle und die Phantasie in Bewegung zu setzen. In der Woche, in der er den Bruder erwartete, dichtete er ihn zu einem Freunde um, zu einem überlegenen Manne, zu dem er aufsah. Und Gustav war ihm als Mensch überlegen. Er war ein mutiger, frischer Jüngling, zwei Jahre älter als Johann und mit dunkeln, starken Zügen; er grübelte nicht und besaß ein thatkräftiges Temperament; er war klug, konnte schweigen, wo es nötig war, und zuhauen, wenn es verlangt wurde. Er verstand Oekonomie und sparte. Er ist zu klug, dachte der träumende Johann. Seine Aufgaben führte er mangelhaft aus, denn er achtete sie gering, aber die Kunst des Lebens verstand er.

Johann hatte jetzt ein Bedürfniß zu verehren, aus einer anderen Materie als seinem schwachen Thon ein Bild zu kneten, in das er seine schönen Wünsche hineinlegen konnte, und nun übte er seine Kunst acht Tage lang. Er bereitete die Ankunft des Bruders dadurch vor, daß er ihn vor den Freunden vorteilhaft ausmalte, ihn dem Lehrer empfahl, Spielplätze mit kleinen Ueberraschungen aussuchte, bei der Badestelle ein Sprungbrett anbrachte und so weiter.

Am Tage vor der Ankunft ging er in den Wald und pflückte Brombeeren und Blaubeeren, durch die er den Gast erfreuen wollte. Darauf deckte er einen Tisch mit weißem Papier. Auf dieses Papier breitete er die Beeren

aus, eine gelbe und eine blaue, und in der Mitte ordnete er sie zu der Form eines großen G. Das Ganze wurde mit Blumen umgeben.

Der Bruder kam, warf einen raschen Blick auf die Anordnung und aß, bemerkte aber die Finesse mit der Namenschiffre nicht oder hielt sie für kindisch. In der Familie wurde nämlich jeder Gefühlsausbruch für kindisch gehalten.

Darauf wurde gebadet. Als Gustav das Hemd ausgezogen hatte, lag er im nächsten Augenblick im Wasser und schwamm sofort in einer Strecke nach der Boje. Johann bewunderte ihn und wäre ihm gerne gefolgt, aber diesmal machte es ihm mehr Spaß, daß der Bruder den Ruhm behielt und er der schlechtere war. Beim Mittagstisch ließ Gustav ein fettes Stück Schinken auf dem Teller liegen. Das hatte noch keiner gewagt. Er wagte alles. Als des Abends geläutet wurde, bot Johann Gustav das Läuten an. Er that mindestens zehn Schläge. Johann entsetzte sich, als ob die Gemeinde einer Gefahr ausgesetzt wäre, und halb im Lachen bat er ihn aufzuhören.

„Ach, was liegt daran,“ sagte Gustav.

Dann stellte er ihn seinem Freunde, dem erwachsenen Sohn des Tischlers, vor. Es entstand sofort eine Intimität zwischen den Gleichaltrigen, und der Freund verläßt Johann, der zu klein war. Aber Johann fühlte keine Bitterkeit, obwohl die beiden Großen ihn zum besten hatten und mit der Büchse in der Hand allein Ausflüge machten. Er wollte nur geben, und er hätte seine Geliebte hingegeben, wenn er eine gehabt hätte. Ja, er gab sogar Anweisungen auf die Inspektorstochter, an der der

Bruder wirklich Gefallen fand. Aber anstatt hinter den Bäumen zu sitzen, ging Gustav auf sie zu und sprach mit ihr, jedoch in aller Unschuld. Das war die verwegenste That, die Johann in seinem Leben hatte ausführen sehen, und er kam sich vor, als wäre er selbst gewachsen. Er vergrößerte sich, seine schwache Seele handelte gleichsam durch die starken Nerven des Bruders, und er identificirte sich mit ihm. Er war ebenso glücklich, als wenn er selbst das Mädchen angesprochen hätte. Er schlug Ausflüge und Ruderpartieen vor, und der Bruder setzte sie ins Werk. Er entdeckte Vogelnester, die der Bruder plünderte.

Aber das ging nur eine Woche. Am letzten Tage sagte Johann zu Gustav:

„Wir wollen der Mama einen schönen Blumenstrauß kaufen."

„Schön."

Sie gingen zum Garten. Gustav bestellte, aber es mußte fein sein. Während des Bindens pflückte er ganz offen Beeren im Garten. Johann wagte nichts zu berühren.

„Iß", — sagte der Bruder.

Nein, er konnte nicht. Als das Bouquet fertig war, bezahlte es Johann mit vierundzwanzig Schilling. Gustav gab kein Zeichen von sich. Dann trennten sie sich.

Bei der Heimkehr übergab Johann den Strauß von Gustav.

Die Mutter war gerührt. Beim Abendbrot erweckten die Blumen des Vaters Aufmerksamkeit.

„Die hat mir Gustav geschickt," — sagte die Mutter. — „Er ist doch immer ein guter Junge," — und Johann

bekam einen traurigen Blick, denn er war so kaltherzig. Des Vaters Augen glänzten unter der Brille.

Johann fühlte keine Bitterkeit. Die schwärmerische Opferlust des Jünglings hatte ausgeschlagen, der Kampf gegen Ungerechtigkeiten hatte ihn zum Selbstpeiniger gemacht, und er schwieg. Er schwieg auch, als der Vater Gustav eine Handkasse schickte und ihm in ungewöhnlich gerührten Ausdrücken erklärte, wie tief er den schönen Zug seines guten Herzens empfunden habe. Diese Geschichte verschwieg er sein ganzes Leben lang, auch als er Veranlassung hatte, Bitterkeit zu fühlen, und er redete erst, als er übermannt, gefallen, in den schmutzigen Sand der Arena getreten war und sich ihm ein brutaler Fuß auf die Brust setzte, und er die Hand nicht sah, die sich erhob, um ihm Gnade zu winken. Und da war es keine Rache, nur die Vertheidigung des Sterbenden.

V.

Mit den oberen Klassen.

Die Privatlehranstalten waren als eine Opposition gegen die Schreckensherrschaft der öffentlichen Anstalten erstanden. Da ihr Dasein von der Gewogenheit der Schüler abhing, so hatte man ihnen große Freiheiten bewilligt und einen äußerst humanen Geist eingeführt. Körperliche

Strafen waren verboten und die Schüler daran gewöhnt, zu interpelliren, sich zu äußern und gegen Anklagen zu vertheidigen, mit einem Worte, sie wurden wie denkende Wesen behandelt. Erst hier fühlte Johann, daß er menschliche Rechte habe. Wenn ein Lehrer sich in einer faktischen Angabe geirrt hatte, so brauchten sie ihm nicht nachzubeten und auf seine Autorität zu schwören; er wurde von der Klasse, die ihn von seinem Irrtum überzeugte, korrigirt und unkörperlich gelyncht. Rationelle Methoden waren gleichfalls in dem Unterricht eingeführt. Es gab wenig häusliche Arbeiten. Kursorische Auseinandersetzungen in den Sprachen gaben den Schulen einen Begriff von dem Sinne des Unterrichts, nämlich übersetzen zu können. Außerdem hatte man für die lebenden Sprachen Ausländer angestellt, damit sich das Ohr an den richtigen Accent gewöhne und die Schüler einen Begriff von der Aussprache bekämen.

Hierher war nun eine Anzahl junger Leute aus den staatlichen Lehranstalten übergegangen, und Johann traf hier viele seiner alten Kameraden aus der Klara-Schule. Aber er fand auch Lehrer aus dieser sowie aus der Jakobs-Schule wieder. Diese spielten hier eine ganz andere Figur und nahmen eine ganz andere Art an. Er begriff nun, daß sie in derselben Verdammung gewesen waren wie ihre Opfer, denn sie hatten den Rektor und den Schulrat über sich. Endlich schien der Druck von oben sich zu vermindern, sein Wille und seine Gedanken bekamen Freiheit, und er hatte ein Gefühl von Glück und Wohlbefinden. Zu Hause lobte er die Schule, dankte den Eltern für die Befreiung und erklärte, daß es ihm nirgends

so gefalle wie in der Schule. Er vergaß alte Ungerechtigkeiten und wurde weicher und freimütiger in seinem Wesen. Die Mutter fing an, seine Gelehrsamkeit zu bewundern. Er lernte fünf Sprachen außer der Muttersprache und hatte nur noch ein Jahr zur Gymnasial-Abteilung. Der älteste Bruder war draußen in der Welt in einem Kontor, der zweite Bruder in Paris. Johann wurde zu Hause gewissermaßen in eine höhere Altersklasse versetzt und stiftete mit der Mutter eine persönliche Bekanntschaft. Er erzählte ihr aus den Büchern von der Natur und der Geschichte, und sie, die sich keine Kenntnisse erworben hatte, lauschte mit Andacht. Aber wenn sie eine Weile zugehört hatte, sei es, daß sie sich erheben mußte, oder daß sie die Weisheit der Welt wirklich fürchtete, kam sie mit der einzigen Kenntniß hervor, die den Menschen glücklich machen könne. Sie sprach von Christus; Johann kannte diese Rede sehr gut, aber die Mutter verstand es, sie an ihn persönlich zu richten. Er sollte sich vor geistigem Hochmut hüten und immer einfältig bleiben. Der Knabe verstand das Wort „einfältig" nicht, und die Rede von Jesus glich nicht der der Bibel. Es lag etwas Ungesundes in ihrer Anschauung, und er glaubte den Widerwillen des Ungebildeten gegen die Bildung zu spüren. Warum dieser lange Schulkursus, fragte er sich, wenn er für nichts angesehen wurde im Vergleich zu den dunkeln unzusammenhängenden Lehren von Jesu teurem Blut? Er wußte auch, daß die Mutter diese Sprache aus den Unterhaltungen mit Ammen, Nähmädchen und alten Frauen hatte, die in die Separatisten-Kirche gingen. Sonderbar, dachte er, daß gerade solche Menschen die allerhöchste Weisheit umfassen

sollten, von der weder der Priester in der Kirche, noch der Lehrer in der Schule eine Ahnung hat. Er fand, daß gerade diese Demütigen geistig ziemlich hoffärtig, und daß der Weg zur Weisheit durch Jesus ein erfundener Schleichweg sei. Dazu kam, daß sich unter seinen Schulkameraden Grafen und Barone befanden, und wenn er in seinen Geschichten aus der Schule Namen erwähnte, die auf „helm“ oder „schwert“ endigten, dann wurde vor Hochmut gewarnt.

War er hochmütig? Vermutlich! In der Schule suchte er die Vornehmen nicht. Er sah sie lieber an als die Bürgerlichen, denn sie entsprachen seinem Schönheitssinn durch ihre schönen Kleider, ihre vornehmen Gesichter und ihre glänzenden Brillantnadeln. Er fühlte, daß sie von anderer Rasse seien, eine Stellung inne hatten, wohin er nie kommen würde, wohin er nie strebte, denn er wagte vom Leben nichts zu fordern. Aber als ihn eines Tages ein Baron um seine Hilfe bei einer Schulaufgabe bat, fühlte er sich diesem wenigstens gleich oder in diesem Falle über ihm. Er hatte dabei entdeckt, daß es etwas gab, das ihn an die Seite der Höchsten in der Gesellschaft setzen konnte, und das er sich verschaffen konnte: Kenntnisse.

An dieser Lehranstalt herrschte gerade in Folge ihres liberalen Geistes eine Demokratie, die er in der Klara-Schule nicht gespürt hatte; Grafen und Barone, die meisten faul, hatten vor den anderen keinen Vorzug. Dem Rektor, der selbst ein Bauernsohn aus Småland war, fehlte jede Ehrfurcht vor der Geburt, ebensowenig wie er ein Vorurtheil gegen die Adligen hatte oder die Neigung, sie zu ducken. Er duzte alle, groß und klein, war mit allen gleich ver-

traut, studirte jedes Individuum, nannte sie beim Vornamen und interessirte sich für die Jugend.

Durch den täglichen Verkehr zwischen bürgerlichen und adligen Kindern wurde der Respekt vermindert. Kriecher gab es nur in der Gymnasial-Abteilung, wo die erwachsenen Adelssöhne mit Reitpeitsche und Sporen in die Klasse kamen, während ihnen ein Soldat das Pferd vor der Thüre hielt. Diese Jünglinge wurden von den Klugen gesucht, die bereits in die Kunst des Lebens hineingeblickt hatten, aber weiter als bis ins Caffé oder ins Junggesellenzimmer ging der Weg nicht.

Im Herbst kehrte ein Teil der vornehmen Jünglinge von ihren Expeditionen als Extra-Seekadetten zurück. Sie traten dann in der Klasse in Uniformen mit dem Degen auf. Man bewunderte sie, viele beneideten sie, aber Johanns Sklavenblut war in dieser Beziehung nicht vermessen: er erkannte das Privilegium an, träumte sich nie dahin, hatte das Gefühl, daß er dort mehr gedemütigt werden würde als hier, und deshalb wollte er nicht in ihre Kreise eindringen. Aber mit ihnen auf anderen Wegen in gleiche Höhe zu gelangen, durch Verdienst und Arbeit, davon träumte er kühn. Und wenn im Frühjahr die Abiturienten in die Klasse kamen, um sich von den Lehrern zu verabschieden, wenn er ihre weißen Mützen, ihre ungebundene Art, ihre freien Mienen sah, dann sehnte er sich an ihre Stelle, denn er merkte, wie auch die Seekadetten die weißen Mützen mit Bewunderung betrachteten.

In der Familie war ein gewisser Wohlstand eingetreten. Man war wieder nach der Norrtullsgata gezogen.

Hier war es freundlicher wie am Sabbathsberg, und die Söhne des Wirthes waren Schulkameraden. Den Garten hatte der Vater nicht mehr, und Johann beschäftigte sich jetzt zumeist mit den Büchern. Er führte das Leben eines vermögenden Jünglings. Im Hause ging es fröhlich zu, erwachsene Kousinen und die Buchhalter aus dem Kontor kamen am Sonntag zum Besuch, und Johann wurde trotz seiner Jugend in ihre Gesellschaft aufgenommen. Er trug jetzt eine Jacke, pflegte sein Aeußeres und genoß als hoffnungsvoller Gymnasiast ein höheres Ansehen, als es sonst seine Jahre mit sich brachten. Er ging im Garten spazieren, aber weder die Beeren, noch die Apfelbäume führten ihn besonders in Versuchung.

Von Zeit zu Zeit kamen Briefe vom Bruder aus Paris. Sie wurden laut und mit großer Andacht vorgelesen: Sie wurden auch den Verwandten und Bekannten vorgelesen, und das war der Triumph der Familie. Zu Weihnachten kam eine Photographie des Bruders in französischer Schul-Uniform. Das war der höchste Triumph. Johann hatte einen Bruder, der Uniform trug und französisch sprach. Er zeigte das Bild in der Schule und gewann soziales Ansehen. Die Seekadeten grinsten und sagten, es sei keine richtige Uniform, denn es sei kein Degen dabei. Aber er hatte ein Käppi und blanke Knöpfe und etwas Gold am Kragen.

Zu Hause wurden Stereoskopbilder aus Paris gezeigt, und man lebte nur in Paris. Die Tuillerien und der Triumphbogen waren so bekannt wie das Schloß und das Standbild Gustav Adolfs. Es schien, als ob die

Redensart, daß der Vater in seinen Kindern lebe, wirklich eine Berechtigung besaß.

Das Leben lag nun klar vor dem Jüngling da; der Druck der Presse hatte sich vermindert, er athmete leichter und wäre vermutlich einen leicht gebahnten Weg durch das Leben gegangen, wenn es die Umstände nicht so gefügt hätten, daß die Segel back gelegt wurden.

Die Mutter war zwölf Mal niedergekommen, und in Folge dessen schwach geworden. Jetzt mußte sie das Bett hüten und stand nur zeitweilig auf. Sie wurde launischer, und bei einer Widerrede stiegen ihr rote Flammen in die Wangen. Beim letzten Weihnachtsfest war sie mit ihrem Bruder in einen heftigen Disput über die Lehrpriester geraten. Dieser hatte den Scharfsinn an Fredmanns Episteln hervorgehoben und sie in Bezug auf Gedankentiefe weit über die Predigten der Lehrpastoren gesetzt. Das fing bei der Mutter Feuer, und sie bekam einen hysterischen Anfall. Dies war nur ein Symptom.

Nun fing sie an, wenn sie aufgestanden war, das Leinenzeug und die Kleider der Kinder auszubessern und alle Schubläden zu säubern. Sie sprach oft mit Johann über Religion und andere hohe Fragen. Eines Tages zeigte sie ihm einige goldene Ringe.

„Die werdet ihr bekommen, wenn Mama tot ist," sagte sie. „Welcher ist meiner?" fragte Johann, ohne sich bei dem Gedanken an den Tod aufzuhalten. Sie zeigte ihm einen geflochtenen Mädchenring mit einem Herzen darauf. Er machte einen starken Eindruck auf den Knaben, der noch nie einen goldenen Gegenstand besessen hatte, und er dachte oft an den Ring.

Zu Hause wurde für die Kinder ein Fräulein angestellt. Sie war jung, sah gut aus, sprach wenig und hatte mitunter ein kritisches Lächeln. Sie war bei einem Grafen in der „Großen Gartenstraße" gewesen und glaubte wahrscheinlich, in ein ärmliches Haus gekommen zu sein. Sie sollte die Kinder und die Mädchen beaufsichtigen, verkehrte aber mit den letzteren fast vertraulich. Es waren jetzt drei Mädchen, ein Fräulein, eine Haushälterin und eine Darlekarlierin im Hause. Die Mädchen hatten ihre Liebsten, und man lebte lustig in der großen Küche, die mit ihren Kupfer- und Zinnsachen prächtig blitzte. Man aß und trank, und die Jungen wurden mit eingeladen. Sie wurden „Herr" titulirt, und man trank auf ihr Wohl. Nur der Hausknecht war nicht dabei: er hielt es für „gemein", so zu leben, während die Frau krank war. Das Haus erschien in beständiger Auflösung, und der Vater hatte mit den Dienstboten einen schweren Stand, seitdem die Mutter zu Bette lag. Die Mutter aber blieb die Freundin der Mädchen bis zum Tode. Aus Instinkt gab sie ihnen Recht. Und diese mißbrauchten ihre Parteinahme. Es war streng verboten, die Kranke aufzuregen, aber die Mädchen intriguirten gegen einander und sicherlich auch gegen den Patron. Eines Tages hatte Johann in einem silbernen Löffel Blei geschmolzen. Die Köchin klatschte es der Mutter; diese wurde heftig und erzählte es dem Vater. Aber der Vater war nur gegen die Angeberin gereizt. Er ging zu Johann und sagte freundlich, als ob er nötig hätte, sich zu beklagen. „In silbernen Löffeln sollst Du kein Blei schmelzen. Am Löffel liegt mir nichts, der kann reparirt werden, aber

diese Satans-Friederike hat die Mutter gekränkt. Zeige es den Mädchen nicht, wenn Du eine Dummheit begangen hast, sondern sag' es mir, dann werden wirs schon in Ordnung bringen."

Sie waren nun Freunde, der Vater und er, zum ersten Mal, und jetzt liebte er den Vater, da er zu ihm hinabstieg.

Eines Nachts wurde er durch die Stimme des Vaters aus dem Schlaf geweckt. Er fährt auf. Es ist finster im Zimmer. Im Finstern hört er die Stimme, die tief und zitternd spricht: wollt ihr an das Totenbett der Mama kommen! Wie ein Blitzschlag fuhr es auf ihn nieder. Er fror, daß ihm die Glieder klapperten, während er sich anzog, die Kopfhaut war eisig, die Augen standen weit geöffnet und trieften, so daß die Flamme des Lichts wie ein rotes Bläschen erschien.

Dann standen sie am Krankenbett. Sie weinten eine, zwei, drei Stunden. Die Nacht kroch vorwärts. Die Mutter war bewußtlos und erkannte niemanden. Der Todeskampf hatte mit Röcheln und Hilferufen begonnen. Die Kleinen wurden nicht geweckt. Johann dachte an alles Böse, das er gethan. Keine Gegenrechnung für die Ungerechtigkeit kam vor. Nach drei Stunden hörten die Thränen auf. Die Gedanken liefen dahin und dorthin. Das Sterben war beendet. Wie wird es sein, wenn Du die Mutter nicht mehr da ist? Öde, leer. Kein Trost, kein Ersatz. Ein tiefes Dunkel des Unglücks. Er spähte nach einem Lichtpunkt. Das Auge fällt auf die Kommode der Mutter, wo Linné in Gips mit einer Blume in der Hand stand. Hier lag der einzige Vorteil, den dieses bodenlose Unglück

mitsichbringen wird: er wird den Ring bekommen. Er sah ihn an seiner Hand. — Das ist ein Andenken an meine Mutter, wird er sagen können, und er wird bei der Erinnerung weinen, aber er konnte nicht unterlassen zu denken: ein goldener Ring sieht fein aus. — Pfui! Wer hatte diesen niedrigen Gedanken am Totenbette der Mutter? Ein schlaftrunkenes Gehirn, ein verweintes Kind? O nein, ein Erbe. War er habgieriger als Andere, hatte er Anlage zum Geiz? Nein, dann hätte er die Geschichte nie erzählt, denn sie war tief bei ihm begraben; aber sie war ihm sein ganzes Leben lang im Gedächtniß; sie tauchte immer wieder auf, und wenn sie hervorkam in schlafloser Nacht, in Stunden der Müdigkeit, da fühlte er, wie ihm die Röte heiß ins Gesicht stieg. Dann stellte er Betrachtungen über sich und sein Verhalten an und strafte sich als den niedrigsten aller Menschen. Erst als er älter wurde und eine große Anzahl Menschen sowie die Mechanik des Gedankenapparats kennen gelernt hatte, kam er auf die Idee, daß das Gehirn ein wunderliches Ding sei, das seinen eigenen Weg geht, und daß die Menschen sich auch in dem Doppelleben gleich bleiben, das sie führen: in dem, das sich zeigt, und dem, das sich nicht zeigt, in dem, das gesprochen, und dem, das stumm gedacht wird.

Aber zu jener Zeit fand er nur, daß er schlecht sei, und wenn er in den Pietismus hineingeriet, in dem vom Kampf gegen böse Gedanken gesprochen wird, sah er ein, daß er sehr böse Gedanken hatte. Woher kamen sie? Von der Erbsünde und vom Teufel, antworteten die Pietisten. Ja, das war ihm recht, denn er wollte für einen

so häßlichen Gedanken nicht verantwortlich sein, aber trotzdem konnte er davon nicht loskommen, daß er sich verantwortlich fühlte, denn er kannte die Lehre über den Determinismus oder die Unfreiheit des Willens nicht. Ein Verkündiger dieser Lehrer würde sagen: ein gesunder Gedanke bei Dir, mein Junge, in einem Übel das möglichst geringe Böse zu suchen; ein Gedanke, wie ihn alle Erben, groß und klein, gedacht haben und nach allen Gesetzen des Denkens gedacht haben müssen. Die Selbstverleugnungsmoral des Christentums mit dem Säulenheiligenideal in der Luft nennt die Gedanken schlecht, die auf Selbsterhaltung ausgehen, aber das ist ungesund, denn die erste, die heiligste Pflicht des Individiums ist, sein Ich zu schützen, soweit dies möglich ist, ohne dem andern zu schaden.

Aber seine ganze Erziehung war ja nach der niedrigen Vorstellungsweise der Zeit mit Rücksicht auf Himmel und Hölle eingerichtet. Einzelne Handlungen wurden für gut, andere für schlecht angesehen. Die ersteren wurden belohnt, die letzteren bestraft. So wurde es als eine Tugend betrachtet, eine Mutter heftig zu betrauern, ohne Rücksicht auf das Verhalten dieser Mutter gegen die Kinder. Eine solche Zufälligkeit wie die Langwierigkeit der Gefühle wird als eine Tugend betrachtet. Wer nicht so beschaffene Gefühle hat, gilt als minder tugendhaft. Diejenigen Unglücklichen, die diesen Mangel an sich spüren, wollen sich anders, besser machen. Hieraus entsteht Heuchelei, Falschheit gegen sich selbst. Jetzt ist man dahin gekommen, Empfindsamkeit als eine Schwäche zu betrachten, die in älteren Stadien zu einem Laster gestempelt werden würde.

Die französische Sprache hat dasselbe Wort vice

für Fehler und Laster. Uebergewicht des Gefühls oder der Phantasie, die die Wahrheit verbergen, werden jetzt als niedrigen Entwickelungsstadien zugehörig betrachtet: denen der Wilden, des Kindes, der Frau, und werden wie ein durch Ueberkultur ausgesogener Boden zugedeckt, und das Zeitalter des reinen Denkens steht vor der Thür.

Der Jüngling war aus Romantik, Pietismus, Realismus und Naturalismus zusammengesetzt. Deshalb war er nie etwas anderes als ein Flickwerk.

Johann dachte sicherlich nicht ausschließlich an den armseligen Schmuck; das Ganze war eine Zerstreuung des Augenblicks, zwei Minuten nach monatlanger Sorge, und als es schließlich ruhig im Zimmer wurde und der Vater sagte: Mama ist tot, da war er trostlos. Er schrie wie ein Ertrinkender. Wie kann der Tod so bodenlos verzweifelt für diejenigen sein, die an ein Wiedersehen glauben? Es muß doch mit dem Glauben in solchen Augenblicken, wo die Vernichtung der Persönlichkeit mit unerschütterlicher Konsequenz sich vor den Augen der Menschen vollzieht, schlecht bestellt sein.

Der Vater, der sonst die äußere Gefühllosigkeit des Isländers hatte, war jetzt weich. Er ergriff die Söhne an der Hand und sagte:

„Gott hat uns heimgesucht; wir wollen jetzt wie Freunde zusammenhalten. Die Menschen gehen in ihrer Selbstgenügsamkeit umher und glauben, sich genug zu sein, dann kommt der Schlag, und man sieht, wie wir alle einander brauchen. Wir wollen aufrichtig und nachsichtig gegen einander sein."

Die Trauer des Knaben ließ für einen Augenblick

nach. Er hatte einen Freund bekommen, und einen mächtigen, klugen männlichen Freund, den er bewunderte.

Das Haus wurde nun an den Fenstern mit weißen Laken verkleidet.

„Du brauchst nicht in die Schule zu gehen, wenn du nicht willst," — sagte der Vater.

Wenn du nicht willst! Das war eine Anerkennung seines Willens.

Dann kamen Tanten, Kousinen, Verwandte, Ammen, alte Dienstboten, und alle segneten die Tote. Alle boten ihre Hilfe zum Nähen der Trauerkleider an; es waren vier kleine und drei große Kinder. Junge Mädchen saßen bei dem krankhaften Lichte, das durch die weißen Laken fiel, und nähten, während sie halblaut mit einander sprachen. Das war ängstlich, und die Trauer führte ein ganzes Gefolge ungewöhnlicher Warnehmungen mit sich. Nie war der Knabe der Gegenstand so vieler Teilnahme gewesen, nie hatte er so viele, warme Hände gespürt, so viel freundliche Worte gehört.

Am Sonntag las der Vater eine Predigt Wallins über den Text: Unsere Freundin ist tot, aber sie schläft. Mit wie unglaublichem Trost faßte er diese Worte buchstäblich auf, und wie verstaud er es, die Wunden aufzureißen und zugleich zu heilen! Sie ist tot, aber sie schläft, wiederholte er froh. Die Mutter schlief wirklich dort drinnen in dem kalten Zimmer, und niemand erwartete, sie erwachen zu sehen.

Die Begräbnißstunde näherte sich. Der Platz für das Grab war gekauft. Die Schwägerin half beim Nähen. Sie nähte und nähte, die alte Mutter von sieben mittel-

losen Kindern, die frühere reiche Bürgerfrau, nähte für die Kinder aus der Ehe, die der Bruder verflucht hatte. Sie stand auf und bat den Schwager um eine Unterredung. Sie flüstert mit ihm in einer Ecke des Saales. Die beiden alten Leute umarmen sich und weinen. Der Vater giebt bekannt, daß die Mutter in dem Familien-Grab des Onkels beigesetzt werden würde. Das Grab des Onkels war ein viel bewundertes Monument auf dem Neuen Kirchhof, das aus einer eisernen Säule mit einer Urne bestand. Sie wußten, daß der Mutter hierdurch eine Ehre widerfahren sei, aber sie verstanden nicht, daß damit ein Bruderhaß erloschen, daß einem guten und pflichttreuen Weibe nach dem Tode Genugthuung gegeben war, einem Weibe, das um deswillen gering geachtet wurde, weil sie Mutter wurde, ehe sie den Titel Frau hatte.

Das Haus strahlte nun von Versöhnung und Frieden, und man überbot einander an Freundlichkeiten. Man suchte sich gegenseitig mit Blicken, vermied störende Beschäftigungen und las sich gegenseitig die Wünsche von den Augen ab.

Dann kam der Tag des Begräbnisses. Als der Sarg zugeschraubt und durch den Saal getragen wurde, der mit schwarzgekleideten Menschen angefüllt war, fing eine kleine Schwester zu schreien an und warf sich Johann in die Arme. Er nahm sie auf den Arm und drückte sie an sich, als wäre er ihre Mutter und wollte sie schützen. Und als er fühlte, wie der kleine, zitternde Körper sich fest an ihn anklammerte, empfand er eine Stärke, die er lange entbehrt hatte. Trostlos konnte er Trost spenden, und indem er sie beruhigte, wurde auch er ruhig. Der schwarze Sarg und die vielen Menschen hatten das Kind erschreckt; denn die

Kleinen vermißten die Mutter kaum, sie weinten nicht nach ihr und hatten sie in kurzer Zeit vergessen. Das Band der Mutter läßt sich nicht so schnell knüpfen, es geschieht nur durch eine lange, persönliche Bekanntschaft. Johanns wirklicher Verlust reichte kaum ein viertel Jahr. Er trauerte lange, aber das geschah mehr aus Bedürfniß, in der Stimmung fortzuleben, war sie doch ein Ausdruck seiner natürlichen Schwermut, die in der Trauer um die Mutter eine geeignete Form gefunden hatte.

Auf den Todesfall folgte ein langer Sommer in Beschäftigungslosigkeit und Freiheit. Johann verfügte über zwei Zimmer mit seinem ältesten Bruder zusammen, der erst des Abends aus dem Geschäft kam. Der Vater war den ganzen Tag fort, und wenn sie sich trafen, schwiegen sie. Die Feindschaft war niedergelegt, aber Freundschaft unmöglich. Der Jüngling war nun sein eigener Herr; er kam und ging und that, was er wollte. Das Fräulein fiel für ihn fort, und sie gerieten nie in Konflikt. Den Verkehr mit Kameraden vermied er, er schloß sich in sein Zimmer ein, rauchte Tabak, las und grübelte.

Er hatte immer gehört, daß Kenntnisse das Höchste seien, ein Kapital, das man nicht verlieren könnte, und daß man damit bestehen könne, wie tief man auch auf der Gesellschaftsskala sinken möge. Alles erklären, alles wissen, war bei ihm eine Manie. Er hatte die Zeichnungen des ältesten Bruders gesehen und sie loben hören. In der Schule hatte er nur geometrische Figuren gezeichnet. Er wollte also zeichnen, und in den Weihnachtsferien kopirte er wütend und in einem Zuge sämtliche Zeichnungen des

Bruders. Die letzte in der Sammlung war ein Pferd. Als er es fertig und gesehen hatte, daß es keine Kunst sei, war das Zeichnen für ihn abgethan.

Alle Kinder außer Johann spielten ein Instrument. Johann hörte Tonleiter und Uebungen auf dem Klavier, Violine und Cello, so daß ihm alles verleidet wurde und die Musik ihm das war, was die Kirchenglocken früher gewesen waren. Er hätte gern gespielt, aber er wollte die Tonleiter nicht üben. Heimlich nahm er die Noten und spielte sofort Stücke. Es ging natürlich schlecht, aber es machte ihm Vergnügen. Als Ersatz nahm er sich vor, die Komponisten, die die Geschwister spielten, kennen zu lernen, so daß er ihnen in der Kenntniß der Musiklitteratur überlegen war. Einmal wurde ein Notenschreiber gesucht, um die Zauberflöte, für Streichquartett arrangirt, zu kopiren. Johann erbot sich.

„Du kannst Noten schreiben?" — wurde er gefragt.

„Ich werd's versuchen," — sagte er.

Ein paar Tage übte er sich, dann schrieb er die vier Stimmen aus. Es war ein schwere, langweilige Arbeit, und er war dem Ermüden nahe, aber schließlich brachte er sie doch zu Ende. Sie war zwar an einzelnen Stellen gepfuscht, aber man konnte sie benutzen.

Er fand keine Ruhe, als bis er alle Pflanzen der Stockholmer Flora kennen gelernt hatte. Als er sie kannte, verwarf er den Gegenstand. Eine botanische Exkursion machte ihm keinen Spaß mehr; Wanderungen durch die Natur gewährten ihm nichts Neues. Er konnte keine unbekannte Pflanze finden. Mit den wenigen Mineralien war er bekannt. Käfer besaß er in seiner Sammlung.

Die Vögel unterschied er an der Stimme, den Federn und selbst an den Eiern. Das alles waren nur äußere Erscheinungen, Namen für Dinge, die bald an Interresse verloren. Er wollte in das Innere sehen. Man pflegte ihn der Zerstörungswut zu beschuldigen; denn er zerbrach alles, Spielsachen, Uhren, alles, was ihm in die Hände kam. Durch Zufall kam er in eine Vorlesung in der Akademie der Wissenschaften über Chemie und Physik mit Experimenten. Die ungewöhnlichen Instrumente und Geräthe fesselten ihn. Der Professor war ein Zauberkünstler, aber einer, der erzählte, wie das Wunder vor sich geht. Das war ihm neu, und er wollte selbst in das Verborgene eindringen.

Er sprach mit dem Vater von seiner neuen Neigung, und dieser, der sich in jüngeren Jahren mit Galvanoplastik beschäftigt hatte, lieh ihm Bücher aus seinem Bücherschrank. Focks Physik, Girardins Chemie, Figuiers Entdeckungen und Erfindungen sowie Nyblaeus' Chemische Technologie. Auf dem Boden stand außerdem eine galvanische Batterie mit sechs Elementen des alten Daniell'schen Kupfer- und Zinksystems. Dies bekam er als Zwölfjähriger in die Finger und hantirte derart mit Schwefelsäure, daß Handtücher, Servietten und Garderoben verdorben wurden. Nachdem er alle Gegenstände, die ihm passend erschienen, galvanisirt hatte, legte er diese Beschäftigung beiseite. Während des Sommers nahm er in der Einsamkeit die Chemie mit Wut auf. Aber er wollte die Experimente, die im Lehrbuch standen, nicht ausführen; er wollte Entdeckungen machen. Alle Mittel fehlten ihm, Geld, Apparate, aber das Alles hinderte ihn nicht. Sein Temperament war

einmal so und blieb es nach dem Tode der Mutter noch mehr, da er sein freier Herr war, er mußte eben seinen Willen trotz alledem und sogleich durchsetzen. Wenn er Schach spielte, machte er seinen Angriffsplan gegen den König seines Partners; rücksichtslos ging er vor, ohne an seine Verteidigung zu denken, überrumpelte den Gegner bisweilen durch seine Rücksichtslosigkeit, verlor aber häufig die Partie.

„Wenn ich noch einen Zug gehabt hätte, wärst Du matt gewesen," — sagte er.

„Ja, aber Du hattest keinen, und deswegen bist Du matt." Wenn er eine Schublade öffnen wollte und der Schlüssel war nicht zur Hand, dann nahm er die Feuerzange und brach das Schloß auf, so daß die Schrauben und das Schloßschild losgerissen wurde.

„Warum hast Du das Schloß zerbrochen?" — fragte man.

„Weil ich in die Schublade wollte!"

In diesem Drauf- und Drangehen lag eine gewisse Beharrlichkeit. Aber nur, solange die Wut vorhielt. Er wollte sich eine Elektrisirmaschine machen. Auf dem Boden fand er einen Spinnrocken. Davon brach er das ab, was er nicht brauchte und wollte das Rad durch eine runde Glasscheibe ersetzen. Er fand ein Doppelfenster. Mit einem Quarzsplitter schnitt er die Scheibe aus. Aber sie mußte rund sein und ein Loch in der Mitte haben. Mit einem Schlüsselbart brach er Splitter auf Splitter ab, mitunter nicht größer als ein Sandkorn; das dauerte ein paar Tage. Die Scheibe wurde rund. Aber wie sollte er das Loch hineinbringen? Ein Loch in eine Glasscheibe!

Er machte sich einen Drillbohrer. Um den Bogen zu bekommen, zerbrach er einen Schirm und nahm das Fischbein heraus, eine Violinensaite diente ihm als Seil. Dann ritzte er mit dem Quarz das Glas, befeuchtete es mit Terpentin und bohrte. Aber er spürte keinen Erfolg. Als er sich dem Ziele nahe sah, verlor er Geduld und Besinnung. Er wollte es mit Sprengkohle machen. Die Scheibe sprang. Da warf er sich machtlos, ermattet, hoffnungslos auf sein Bett. In seinen Ärger mischte sich auch das Gefühl der Armut. Wenn er nur Geld gehabt hätte! Er ging vor dem Spolander'schen Magazin in der Vesterlånggata auf und nieder und betrachtete die ausgestellten chemischen Apparate. Er hätte gern wissen mögen, was sie kosteten, aber er wagte nicht hineinzugehen. Was hat das für einen Zweck? Er bekam ja doch kein Geld vom Vater.

Nachdem er sich von dem Mißerfolge erholt hatte, wollte er das machen, was noch keiner vorher gemacht hat und keiner machen kann: ein Perpetuum mobile. Der Vater hatte erzählt, daß für die Erfinder dieses Unmöglichen seit langer Zeit ein sehr hoher Preis ausgesetzt sei. Das war etwas, was ihn lockte. Er konstruirte einen Wasserfall mit einer Heronsquelle, der eine Pumpe zog; der Fall sollte die Pumpe in Bewegung setzen, die Pumpe sollte wiederum das Wasser aus der Heronsquelle emporziehen. Er mußte nun wieder auf den Boden, wo er eine Razzia abhielt. Nachdem er alle möglichen Dinge zerbrochen hatte, um Material zu sammeln, begann er die Arbeit. Ein Kaffeekocher mußte als Rohr dienen, eine Sodawassermaschine als Reservoir, die Kommode lieferte

Beschläge und Holz, ein Vogelbauer Eisendraht, eine Ampel wurde eins der Bassins, und so weiter. Der Tag der Probe war gekommen. Da fragte ihn das Fräulein, ob er mit den Geschwistern auf das Grab der Mutter gehen wolle. — Nein, er habe keine Zeit. — Ob ihm nun sein böses Gewissen schlug und seine Arbeit störte, oder ob er nervös war, genug: der Versuch mißlang. Da nahm er, ohne dem Fehler abhelfen zu wollen, den ganzen wunderlichen Apparat und zerschlug ihn an den Kacheln des Ofens. Da lag nun das Werk, das so vielen nützlichen Dingen das Leben gekostet hatte, und viel später wurden die Spuren seines wilden Hausens auf dem Boden entdeckt. Er bekam einen Verweis, aber das zog nicht mehr.

Um sich Revanche im Hause zu verschaffen, wo er wegen seiner mißglückten Experimente verhöhnt wurde, verursachte er einige Knallgasexplosionen und verfertigte eine Leydnerflasche. Das Fell zog er einer toten schwarzen Katze ab, die er auf dem Observatoriumberg gefunden hatte, und die er im Taschentuch nach Hause trug. Als der älteste Bruder und er eines Nachts aus einem Concert nach Hause kamen, fanden sich keine Streichhölzer vor, und sie wollten niemanden wecken. Johann suchte Schwefelsäure und Zink hervor, stellte Schwefelwasserstoff an, schlug Feuer mit dem Elektrophor und zündete die Lampe an. Damit war sein Ruf als „Chemiker" begründet. Er stellte auch Jönköpings Streichhölzer nach dem Recept der Technologie her. Weshalb er auch sehr erstaunt war über das viel später bewilligte Jönköpingspatent auf Reibhölzer, die übrigens als Björneborgs Flachs-

streichhölzer im Handel waren. Für eine Zeit legte er dann die Chemie beiseite.

Der Bücherschrank des Vaters enthielt eine kleine Büchersammlung, die jetzt zu Johanns Verfügung stand. Hier fand er außer den bereits genannten chemischen und physikalischen Büchern: Gartenbaubücher, eine illustrirte Naturgeschichte, Meijers Universum, eine deutsche Anatomie mit Bildern, Napoleons Geschichte auf deutsch mit Stahlstichen, Wallins, Franzéns und Tegnérs Gedichte, Wallins Predigten, Blumauers Aeneis, Don Quixote, Frau Carléns und Fredrika Bremers Romane, deutsche Klassiker u. m.

Außer Indianerbüchern und Tausend und eine Nacht hatte Johann noch keine Belletristik gelesen. Er hatte in Romane hineingeblickt, sie aber langweilig und lang gefunden, besonders weil die Illustrationen fehlten. Aber als nun die Chemie und alle Wirklichkeiten der Natur durchstöbert waren, stattete er eines Tages dem Bücherschrank einen Besuch ab. Er blickte in die Poesien hinein. Hier fühlte er sich in der Luft schwebend und wußte nicht, wo er war. Er verstand es nicht. Dann nahm er Fredrika Bremers „Schilderungen aus dem täglichen Leben" zur Hand. Hier schlug ihm Tantenmoral entgegen, und er stellte sie zurück. Dann ergriff er „Der Jungfrauenturm". Es waren Erzählungen und Märchen. Die unglückliche Liebe rührte ihn. Aber wichtiger alles andere war der Umstand, daß er sich mit diesen erwachsenen Menschen erwachsen fühlte. Er verstand, was sie sprachen, und er merkte, daß er kein Kind mehr war. Diese Erwachsenen waren Seinesgleichen. Er war ja unglücklich verliebt gewesen, hatte gelitten und gekämpft, aber er wurde im Ge-

fängniß der Kindheit zurückgehalten. Und nun kam es ihm voll zum Bewußtsein, daß seine Seele im Gefängniß war. Sie war schon lange flügge gewesen, aber man hatte ihr die Flügel gestutzt und ihn in das Bauer gesetzt. Jetzt suchte er den Vater und wollte mit ihm sprechen wie zu einem Gleichaltrigen, aber der Vater verschloß sich und brütete über seiner Trauer.

Im Herbst kam ein neuer Rückschlag und eine neue Klammer für ihn. Er war reif für die Gymnasial-Abteilung, wurde aber in der Schule zurückbehalten, weil er zu jung war. Er wütete. Man hielt ihn zum zweiten Male am Rock fest, als er springen wollte. Er fühlte sich wie ein Omnibuspferd, das unaufhörlich vorwärts will und unaufhörlich zurückgehalten wird. Dies zerriß sein Nervenleben, es schwächte seine Willenskraft und legte den Grund zu künftiger Mutlosigkeit. Er wagte nie etwas so recht lebhaft zu wünschen, denn er hatte gesehen, wie seinen Wünschen so oft Einhalt gethan wurde. Er wollte durch Arbeit vorwärts stürmen, aber Arbeit half ihm ja nichts: er war zu jung. Nein, die Schule war zu lang. Sie zeigte das Ziel in der Ferne, stellte aber dem Läufer Schlagbäume entgegen. Er hatte ausgerechnet, daß er mit fünfzehn Jahren Student sein würde. Er wurde es erst mit achtzehn. Und im letzten Jahre, als er den Ausgang aus dem Gefängniß so nahe sah, wurde ihm wieder ein Strafjahr zudiktirt dadurch, daß die Prima zweijährig gemacht wurde.

Kindheit und Jugend waren für ihn äußerst schmerz-

lich; das ganze Leben war ihm verleidet, und er suchte Trost im Himmel.

VI.

Die Schule des Kreuzes.

Die Sorge hat die glückliche Eigenschaft, sich selbst zu verzehren. Sie stirbt vor Hunger. Da sie wesentlich eine Unterbrechung der Gewohnheiten ist, kann sie durch neue ersetzt werden. Da sie ein leerer Raum ist, füllt er sich bald durch einen wirklichen horror vacui.

Eine zwanzigjährige Ehe war aufgelöst. Ein Kamerad im Kampfe gegen die Widrigkeiten des Lebens war verloren; eine Frau, an deren Seite ein Mann gelebt, war weggegangen und hatte einen Hagestolz zurückgelassen; der Hausadministrator hatte seinen Posten verlassen. Alles war in Unordnung. Die kleinen schwarzgekleideten Knirpse, die überall dunkle Flecken bildeten, in den Zimmern, im Garten, hielten den Verlust aufrecht. Der Vater meinte, sie seien verlassen und glaubte sie schutzlos. Er kam oft des Nachmittags von seiner Arbeit heim und setzte sich einsam in die Lindenlaube nach der Straße zu. Er hatte die älteste Tochter, eine Siebenjährige, auf den Knieen, die andern spielten zu seinen Füßen. Oft sah Johann den grauhaarigen Mann mit den schönen, traurigen Zügen in dem grünen Halblicht des Laubes sitzen. Er konnte ihn nicht trösten und suchte ihn nicht mehr. Er sah die Weichheit des Alten, an die er nicht geglaubt hatte, er sah,

wie er mit starren Blicken auf der Tochter verweilte, als ob er die Züge der Toten in den unbestimmten Gesichtslinien des Kindes zu rekonstruiren suchte. Er sah von seinem Fenster aus das Bild oft zwischen den Stämmen der Bäume, in der langen Perspektive der Allee; es erwärmte und schüttelte ihn, aber er begann für den Vater zu fürchten, weil er sich nicht gleich war.

Sechs Monate waren vergangen, als der Vater eines Herbstabends mit einem fremden Herrn nach Hause kam. Es war ein alter Mann von ungewöhnlich jovialem Aussehen. Er scherzte gutmütig, war freundlich und artig gegen Kinder und Dienstboten, aber unwiderstehlich in seiner Art, die Menschen zum Lachen zu bringen. Er wurde Kämmerer genannt, war ein Jugendfreund von Johanns Vater und als nächster Nachbar entdeckt worden. Die Alten sprachen von ihren Jugenderinnerungen. Davon gab es einen Vorrat, der den leeren Raum ausfüllen konnte. Zum ersten Mal erhellten sich die starren Züge des Vaters, als er über die witzigen und humoristischen Bemerkungen des Mannes lachen mußte. Nach einer Woche lachte er und die ganze Familie, wie nur die es können, die lange geweint haben. Er war ein Spaßmacher ersten Ranges, und dazu spielte er Violine, Guitarre und sang Bellman. Eine neue Luft zog in die Wohnung ein, neue Anschauungen, und die Einbildungsphantome der Trauer wurden ausgelüftet. Der Kämmerer hatte auch einen Kummer gehabt, er hatte seine Braut verloren und war dann Junggeselle geblieben. Das Leben hatte mit ihm nicht gespielt, aber er hatte die Sache mit dem Leben nie recht ernst genommen.

Dann kam Gustav aus Paris nach Hause; in Uniform, französische Worte mit schwedischen vermischend, mit fröhlicher Laune und lebhaften Bewegungen. Der Vater empfing ihn mit einem Kuß auf die Stirn, und eine Wolke aus der Trauererinnerung zog vorüber, denn der Sohn war bei dem Tode der Mutter nicht zu Hause gewesen. Aber bald klärte es sich auf, und es wurde lustig im Hause. Gustav trat in das Geschäft ein, und nun hatte der Alte jemanden, mit dem er über das sprechen konnte, was ihn interessirte.

Eines Abends nach dem Souper, als der Kämmerer zu Gast war, und die Gesellschaft beisammen saß, stand der Vater auf und bat, ein paar Worte sprechen zu dürfen. — Meine Kinder und mein Jugendfreund, begann er. Hierauf verkündete er seine Absicht, seinen kleinen Kindern eine Mutter zu geben, und fügte hinzu, daß die Zeit der Leidenschaften für ihn vorbei sei, und daß nur das Interesse für die Kinder ihm den Entschluß diktirt habe, Fräulein * * * zu seiner Ehefrau zu machen.

Es war das Hausfräulein. Das sprach er in einem überlegenen Tone, als ob er sagen wollte: eigentlich geht euch das nichts an, aber ihr könnt es ja trotzdem wissen! Darauf wurde das Fräulein hineingeführt und nahm die Glückwünsche in Empfang, die von seiten des Kämmerers recht warmer, von seiten der drei Jünglinge sehr gemischter Natur waren.

Zwei von ihnen besaßen kein so reines Gewissen, denn sie hatten sie heftig aber unschuldig verehrt, der dritte, Johann, hatte mit ihr in letzter Zeit in Unfrieden gelebt. Wer am meisten genirt war, ist fraglich.

Es entstand eine lange Pause, in der die Jünglinge ihre Nieren erforschten, ihre Conti abschlossen und über die Folgen dieses unerwarteten Geschehnisses nachdachten. Johann mußte zuerst die Forderung der Situation herausgefunden haben, denn er ging an demselben Abend in das Kinderzimmer und direkt auf das Fräulein zu. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, als er folgende Rede, die er in aller Hast komponirt und im Stil des Vaters auswendig gelernt hatte, hersagte.

— Da wir jetzt in veränderte Verhältnisse zu einander geraten sind," — sagte er, — „so bitte ich Sie, das Vergangene zu vergessen und Freunde zu sein."

Das war aufrichtig gemeint, klug gehandelt und verbarg keinen Hintergedanken. Es wär ein Abschluß mit dem Alten und der Wunsch nach gutem Zusammenhalten für die Zukunft.

Am folgenden Mittage kam der Vater in Johanns Zimmer hinauf, dankte ihm für sein edles Betragen gegen das Fräulein, und übergab ihm als Ausdruck seiner Freude ein kleines, sogar lange ersehntes, Geschenk. Es war ein chemischer Apparat.

Johann schämte sich, die Gabe anzunehmen und fand seine Handlung nicht edel. Sie war natürliche Folge, sie war klug, aber der Vater und das Fräulein sollten darin einen guten Vorboten für ihr Liebesglück erblicken. Sie sahen daher auch bald ihren Irrtum ein, der dann natürlich dem Schuldregister des Knaben zugeschoben wurde.

Daß der Alte der Kinder wegen noch einmal heiratete, daran besteht kein Zweifel, daß er aber auch das junge Weib liebte, das ist sicher. Und weshalb sollte er es auch

nicht? Es ging niemandem etwas an, aber das Phänomen ist konstant, sowohl daß sich Wittwer wieder verheiraten, wie drückend auch die Fesseln der Ehe gewesen waren, als auch daß sie eine Untreue gegen die Verstorbene zu begehen glauben. Sterbende Gatten pflegen am meisten durch den Gedanken gequält zu werden, daß der Ueberlebende wieder heiraten werde.

Die Brüder nahmen die Sache flott und beugten sich. Ihnen galt der Vaterkultus als Religion. Glauben und nicht zweifeln. Sie hatten nie daran gedacht, daß die Vaterschaft nur eine zufällige Eigenschaft sei, die jedem Manne in den Schoß fallen konnte.

Aber Johann zweifelte. Er geriet in endlose Dispute mit den Brüdern und griff den Vater an, weil er sich noch vor dem Ausgang des Trauerjahres verlobt hatte. Er rief den Schatten der Mutter ins Leben, prophezeite Unglück und Verderben und ließ sich zu allerhand Übertreibungen hinreißen.

Das Argument der Brüder war: was Papa thut, geht uns nichts an! — Es sei wahr, daß sie darüber nicht zu urteilen haben, aber es betreffe sie alle tief. — Wortklauber — sagten sie, denn sie fühlten nicht, wie Worte verschiedenen Wert haben.

Eines Abends, bald nachdem Johann aus der Schule gekommen war, sah er das Haus erleuchtet und hörte Musik und Plaudern. Er ging auf sein Zimmer, um zu lernen. Das Mädchen kam hinauf und bat ihn im Namen des Vaters herunterzukommen, es seien Fremde anwesend.

— Wer?

— Die neuen Verwandten.

Er habe keine Zeit. Nun erschien ein Bruder. Zuerst war er grob, dann bat er. Um der Vaters willen sollte er doch hinunterkommen, nur für einen Augenblick. Er könne ja bald wieder gehen.

— Er wolle sich die Sache überlegen!

Schließlich ging er hinab; er sah den Saal voller Damen und Herren; drei Tanten, eine neue Großmutter, einen Onkel, einen Großvater. Die Tanten waren junge Mädchen. Er verbeugte sich mitten im Zimmer, höflich aber steif.

Der Vater war böse, wollte es aber nicht zeigen. Er fragte Johann, ob er ein Glas Punsch haben wolle. Johann nahm es. Darauf fragte der Alte ironisch, ob er für die Schule soviel zu thun habe. Ja. Und damit ging er auf sein Zimmer. Hier war es kalt und dunkel, und zu arbeiten vermochte er nicht, wenn der Lärm des Tanzens und Musik zu ihm hinaufdrang. Dann kam die Köchin und holte ihn zum Souper. Er wollte nichts haben. Hungrig und wütend ging er im Zimmer auf und ab. Bisweilen wollte er hinuntergehen, wo es warm, hell und fröhlich war; und oft hatte er den Riegel in der Hand. Aber dann kehrte er wieder um. Er war schüchtern. Von Natur furchtsam vor den Menschen, war er in dem Sommer, wo er mit keinem gesprochen hatte, noch wilder geworden. Und so ging er hungrig zu Bett und hielt sich für den unglücklichsten Menschen auf der Welt.

Am folgenden Tage kam der Vater auf sein Zimmer. Er sagte ihm, daß er falsch gewesen, als er das Fräulein um Verzeihung gebeten hatte.

— Verzeihung? Er habe nicht um Verzeihung zu bitten gehabt.

Aber nun wollte der Vater ihn beugen.

— Versuch's nur! — dachte er. Für eine Zeit unterblieben die Versuche, aber Johann stählte sich für dieselben.

Der Bruder las bei der Abendlampe oben im Zimmer. Johann fragte: was liest Du? Der Bruder zeigte ihm den Titel auf dem Umschlag. Hier stand in Groß-Fraktur auf gelbem Umschlag der berüchtigte Titel „Warnung eines Freundes der Jugend vor dem gefährlichsten Feinde der Jugend.“

— Hast Du's gelesen? — fragte Gustav.

Johann antwortete: ja und zog sich zurück. Nachdem die Lektüre beendet war, legte Gustav das Buch in seine Schublade und ging hinunter. Johann öffnete das Schubfach und nahm die unheimliche Schrift heraus. Die Augen überflogen die Seiten, ohne daß sie an einer Stelle zu haften wagten. Die Kniee zitterten ihm, das Blut schwand aus seinem Gesicht, seine Pulse froren. — Er war also mit fünfundzwanzig Jahren zum Tode oder zum Wahnsinn verurteilt. Sein Rückgrat, sein Gehirn wird verschwinden, sein Gesicht zum Totenkopf werden, sein Haar wird ausfallen, die Hände werden zittern — das ist entsetzlich! Und das Heilmittel? — Jesus! Aber Jesus kann den Körper nicht heilen, nur die Seele. Der Körper ist zum Tode verurteilt — mit fünf und zwanzig Jahren — es bleibt also nur übrig, die Seele von ewiger Verdammniß

zu retten. — Das war Dr. Kapffs berüchtigte Parteischrift, die so viele Jünglinge ins Irrenhaus gebracht hat, nur um des Vergnügens willen, die Gelder der protestantischen Jesuiten zu vermehren. Eine solche Schrift, so tief unsittlich, so schädlich, hätte in Wahrheit verfolgt, konfiszirt und verbrannt oder wenigstens durch aufgeklärtere Schriften in ihrer Wirkung beeinträchtigt werden müssen. Eine solche Schrift gab es wirklich, und sie gelangte später in die Hände Johanns, der alles zu ihrer Verbreitung that, denn sie war so selten. Sie hieß „Onkel Palles Rath an junge Sünder,“ als deren Verfasser der Medizinalrath Wistrand betrachtet wurde. Es war ein herzlich geschriebenes Buch, das die Sache leicht nahm; es sprach ermunternd zu den Knaben und betonte besonders, wie man die Gefahren der Unarten übertrieben habe; daneben erteilte es praktische Ratschläge und hygienische Anweisungen. Aber noch heute regiert Kapffs unsinnige Schrift, und die Ärzte werden von Sündern überlaufen, die mit klopfendem Herzen Bekenntnisse ablegen. Vor nicht langer Zeit kam ein Student zu einem berühmten Stockholmer Arzt und bekannte mit Thränen in den Augen, wie er sein Leben verscherzt habe und nur noch den Tod erwarte.

— Dummes Zeug, Herr, — antwortete der Arzt. — Sehen Sie mich an; es giebt wohl kaum einen Menschen, der so unvernünftig gewesen ist als ich.

Der Sünder blickte ihn an und fand einen fünfundvierzigjährigen Herkules vor sich, der obendrein eine starke, unerschütterte Intelligenz besaß.

Aber Johann fand ein halbes Jahr lang kein Wort des Trostes in seiner schweren Betrübniß. Er war zum Tode verurteilt; es blieb ihm nichts weiter übrig, als ein tugendhaftes Leben in Jesu zu leben, bis die Stunde für ihn schlagen würde. Er holte die alten Pietistenschriften der Mutter hervor und las darin von Jesus. Er betete und peinigte sich. Er betrachtete sich allein als einen Verbrecher und demütigte sich. Als er am nächsten Tage auf der Staße ging, stieg er vor jedem Menschen, dem er begegnete, vom Trottoir herunter. Er wollte sein Selbst töten und in Jesus aufgehen, seine Zeit leiden und dann eingehen in seines Herrn Freude.

Er erwachte eines Nachts und sah die Brüder beim Licht sitzen. Sie sprachen über das Thema. Er kroch unter die Decke und stopfte die Finger in die Ohren, um nichts zu hören. Aber er hörte trotzdem. Der Bruder erzählte von Pensionen in Paris, wo die Jünglinge in den Betten festgebunden werden, ohne daß diese Maßregel etwas nutzte. Er wollte aufspringen, bekennen, um Gnade, um Hilfe bitten, aber er wagte die Bekräftigung seines Todesurteils nicht zu hören. Hätte er es gethan, vielleicht wäre ihm Trost und Hilfe zu Teil geworden. Aber er schwieg. Er lag im Schweiß und betete zu Jesus, nicht mehr zu Gott. Wohin er ging, sah er das entsetzliche Wort in schwarzen Frakturbuchstaben auf gelbem Grunde, an den Mauern der Häuser, an den Tapeten des Zimmers. Und die Kommode, in der das Buch lag, enthielt die Guillotine. Jedesmal, wenn der Bruder an die Schublade herantrat, zitterte er und lief fort. Stundenlang stand er vor dem Spiegel und sah nach, ob die Augen eingesunken,

das Haar ausgefallen und der Schädel hervorgetreten sei. Aber er sah gesund und rot aus.

Er verschloß sich in sich selbst, wurde ruhig und vermied jede Gesellschaft. Der Vater bildete sich ein, daß er dadurch seine Mißbilligung über die Heirat zu erkennen geben wollte, daß er hochmütig sei, und wollte ihn deshalb beugen. Er war schon gebeugt, und als er sich schweigend unter den Zwang beugte, triumphirte der Vater über seine gelungene Kur.

Das reizte den Jüngling, und er bäumte sich bisweilen auf. Mitunter stieg auch eine leise Hoffnung in ihm empor, daß sein Körper gerettet werden könnte. Er ging zum Turnen, nahm kalte Bäder und aß wenig am Abend.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß Pietist sein oder Jesus lieben etwas Ganzes ist; es ist eine Stimmung, die momentweise kommt und geht wie ein Wind. Es ist eine Art, die Dinge zu betrachten, die eine lange Gewohnheit erfordert, um in sie einzudringen; es ist eine Rolle, die man nicht so schnell lernen kann. Pessimist sein, wenn man jung und stark ist, — und der Jesuismus ist reiner Pessimismus, da er glaubt, daß die Welt durchweg jammervoll ist, — das geht nicht so leicht. Die Lebensfreude liegt da, und man sieht viele sogenannte aufrichtige Betrüger unter den Frommen, die recht munter sind. Sind sie verheiratet und gesund, so müssen sie unwillkürlich viele Stunden haben, wo sie Jesus ganz vergessen, wo er nicht dabei sein darf, gerade in der Zeit, wo das Individuum die Lebenskraft in so verdoppeltem Maße

fühlt, daß sie über das Individuum hinaus für das Geschlecht reicht.

In der Schule merkte man den Eindruck der pietistischen Schriften und zwei Aufsätze zum Examen, 1862 und 1863 datirt, hatten folgendes Aussehen:

„Ein schlecht angewandter Tag ist für immer verloren.“

Die Zeit ist die kostbarste aller Gaben, die Gott uns gegeben hat; deshalb müssen wir sie auf eine Art anwenden, die beweist, wie hoch wir den Wert dieser Gabe schätzen. Wir müssen jeden Tag, jede Stunde zu einem nützlichen Zwecke verwenden, sowohl für den Körper als auch für die Seele, und dürfen sie nicht auf unnötige Weise vergeuden.

Wenn ich also einen Tag auf eine mein Gewissen nicht befriedigende Weise anwende, so kann der Verlust, den ich erleide, nie ersetzt werden, so ist der verscherzte Tag für immer verloren in Bezug auf die nützlichen Kenntnisse, die ich mir hätte erwerben können, denn die Zeit, die einmal vergangen ist, kommt niemals wieder. Jeder Tag führt uns dem Grabe näher, und wir müssen daran denken, daß wir einmal Rede und Antwort geben müssen, wie wir unsere Zeit angewendet haben. Wir müssen uns darum von Jugend auf daran gewöhnen, die kostbare Zeit richtig zu schätzen und anzuwenden und täglich neue Kenntnisse zu erwerben und sie auf eine Art anzuwenden suchen, die Gott und unser Gewissen uns gebietet. Denn ein schlecht angewandter Tag ist für immer verloren.

„Was die Sonne für die Erde ist, das ist die Religion für den Menschen.“

Die Sonne ist für alle irdische Vegetation unentbehrlich. Ohne ihr lebenspendendes Licht und ihre Wärme gäbe es keine Pflanzen, keine Thiere und als Folge davon keine Menschen, sondern unsere ganze Erde wäre eine Wüste. Aber die Sonne flößt den Menschen nicht allein Leben, sondern auch Hoffnung ein; denn wenn sie des Abends untergeht, hoffen wir immer, sie am nächsten Morgen mit einem neuen Tage aufgehen zu sehen. Ebenso notwendig, wie wir der Sonne für unser leibliches Leben bedürfen, ist die Religion die Lebenskraft für unser geistiges Leben, denn sie giebt uns Trost in unserm Kummer und auch die Hoffnung auf ein kommendes Leben, sie ist auch die einzige Triebfeder zu einer tugendhaften und rechtschaffenen Lebensweise, weil sie eine Belohnung für die guten Thaten und Strafe für die bösen in Aussicht stellt.

Des Jünglings Ich hatte durch Leben, Schulverkehr und Wissen einen ziemlich reichen Inhalt bekommen, und durch Vergleich mit dem einfacheren Ich Anderer fand er sich überlegen. Aber nun kam Jesus und wollte sein Ich töten. Das ging nicht so leicht, und der Kampf wurde schwer, wild. Er sah auch, daß kein Anderer sein Ich verleugnete. Warum in Jesu Namen sollte er sein eigenes Ich verleugnen?

Auf der Hochzeit revoltirte er. Er ging nicht vor, um die Braut zu küssen, wie die andern Geschwister und

zog sich vom Tanz zu den Toddytrinkern zurück, wo er sich berauschte.

Die Strafe dafür sollte bald eintreffen und sein Ich gebrochen werden.

Er wurde Gymnasiast. Das machte ihn nicht weiter froh. Es kam zu spät, wie eine ihm längst verfallene Schuld. Er hatte den Genuß im Voraus empfunden. Niemand gratulirte ihm, und er bekam keine Gymnasiasten-mütze. Warum? Wollte man ihn ducken, oder wollte der Vater seine Gelehrsamkeit nicht an äußeren Zeichen sehen? Schließlich wurde der Vorschlag gemacht, daß eine Tante den Kranz auf Sammet sticken sollte, der dann auf eine gewöhnliche schwarze Mütze aufgenäht wurde. Sie stickte einen Eichen- und Lorbeerzweig aber so schlecht, daß ihn die Kameraden auslachten. Er war der Einzige, der eine lange Zeit hindurch die Mütze nicht getragen hatte. Der Einzige! Allein ein Geächteter, allein übergangen!

Dann wurde das Frühstücksgeld, das in der Schule fünf Öre betragen hatte, auf vier herabgesetzt. Dies war eine unnötige Grausamkeit, denn das Haus war nicht arm, und ein Jüngling muß mehr essen. Die Folge davon war, daß Johann kein Frühstück aß, denn der Zwölf-schilling wurde für Tabak ausgegeben. Er hatte einen starken Appetit und war immer hungrig. Wenn es zu Mittag gesalzenen Dorsch gab, aß er sich die Kinnbacken müde, ging aber hungrig vom Tisch. Bekam er denn zu wenig zu essen? Nein, es giebt Millionen Arbeiter, die viel weniger haben, aber der Magen der höheren Klassen muß wohl stärkerer und concentrirterer Nahrung angepaßt

sein. Seine ganze Jugend erschien ihm daher in der Erinnerung wie eine lange Hungerkur.

Ferner wurde die Diät unter dem Regiment der Stiefmutter herabgesetzt, und das Essen wurde schlechter. Auch die Wäsche durfte nur ein Mal anstatt wie früher zwei Mal wöchentlich gewechselt werden. Dies war ein Zeichen, daß ein Mitglied der unteren Klassen an das Ruder gekommen sei. Der Jüngling war nicht etwa in der Art hochmütig, daß er die Geburt des Hausfräuleins nicht anerkannte; da sie aber als Unterdrückerin auftrat, die von unten über ihn gesetzt wurde, so empörte er sich — aber da trat Jesus dazwischen und bat ihn, auch die andere Backe hinzuhalten.

Er wuchs und mußte in ausgewachsenen Kleidern gehen. Die Kameraden zogen ihn seiner kurzen Hosen wegen auf. Seine Schulbücher wurden antiquarisch in alten Auflagen gekauft, woraus ihm in der Schule viele Verdrießlichkeiten erwuchsen.

„So steht's in meinem Buch", antwortete Johann.

„Zeig mir mal Dein Buch!"

Skandal! Und Befehl, die neuste Auflage zu kaufen, was nie geschah.

Seine Hemden reichten nur auf den halben Arm und konnten nicht zugeknöpft werden. In der Turnstunde behielt er deshalb immer die Jacke an. Eines Mittags sollte er in seiner Eigenschaft als Riegenführer eine besondere Stunde bei dem Leutnant haben.

„Legt die Jacken ab, wir wollen uns Bewegung machen", sagte der Leutnant.

Alle außer Johann zogen sie aus.

„Nun, fertig?"

„Nein, ich friere", sagte Johann.

„Du wirst bald warm werden", sagte der Leutnant. „Runter mit der Jacke."

Er weigerte sich. Der Leutnant kam nun freundlich, scherzend auf ihn zu und zog ihn an den Aermeln. Er leistete Widerstand. Der Lehrer sah ihn an.

„Was ist das?" sagte er. „Ich bitte freundlich, und Du willst mir nicht den Willen thun. Dann geh!"

Der Jüngling wollte etwas zu seiner Verteidigung sagen; betrübt sah er den freundlichen Mann an, mit dem er sich immer gut gestanden hatte — aber er schwieg und ging!

Jetzt fühlte er das Bedrückende, die Armut als Demütigung von der Grausamkeit auferlegt, nicht durch Not hervorgerufen. Er beklagte sich bei den Brüdern, aber sie sagten, er solle nicht hochmütig sein. Die Kluft, welche ungleiche Bildung zwischen ihnen gezogen hatte, war geöffnet. Sie gehörten jetzt verschiedenen Gesellschaftsklassen an und gruppirten sich auf der Seite des Vaters, ihres Klassengenossen und Machthabers.

Ein ander Mal bekam er eine Jacke, die aus einem blauen Frack mit blanken Knöpfen geändert worden war. Die Kameraden verhöhnten ihn, weil er Kadett spielen wollte, und das wollte er am wenigsten, denn mehr sein als scheinen, darin lag sein Hochmuth. Durch die Jacke litt er unglaublich.

Hierauf begann die systematische Beugungsarbeit. Johann wurde des Morgens frühzeitig geweckt, um Besorgungen zu machen, die er vor Beginn der Schule aus-

richten mußte. Er schützte seine Arbeiten vor, aber es half ihm Nichts. Du lernst so leicht, hieß es.

Besorgungen machen, da ein Hausknecht und so viele Dienstboten im Hause waren — unnötig. Er sah ein, daß es eine Zuchtrute war. Jetzt haßte er seine Unterdrücker und sie ihn.

Dann begann ein zweiter Cursus der Dressur. Er mußte des Morgens aufstehen und den Vater in die Stadt fahren, ehe er zur Schule ging, dann mit Pferd und Wagen zurückkehren, ausspannen, den Stall kehren und das Pferd füttern. Dasselbe Manöver wurde Mittags wiederholt. Also die Arbeiten, die Schule besorgen und zwei Mal täglich nach und von Riddarholmen fahren. In älteren Jahren fragte er sich, ob dies mit Vorbedacht geschehen sei; ob der kluge Vater einsah, daß die Thätigkeit seines Gehirns ihm schadete, und daß er körperliche Arbeit nöthig habe. Oder vielleicht war es eine ökonomische Maßregel, um die Arbeitszeit des Hausknechts zu sparen. Körperliche Arbeit ist sicher nützlich und sollte allen Eltern zur Erwägung anempfohlen werden, allein Johann vermochte das Wohlwollen, wenn es vorhanden war, nicht zu sehen, denn das Ganze ging so boshaft zu, so offen wie möglich, und zeigte die Absicht wehe zu thun, daß er darin eine gute Absicht nicht entdecken konnte, die ja auch neben der bösen bestehen konnte. In den Sommerferien artete das Fahren zum Stalldienst aus. Das Pferd sollte zu bestimmten Stunden gefüttert werden, und Johann mußte sich zu Hause halten, um die Zeit nicht zu verpassen. Seine Freiheit war zu Ende. Er fühlte die große Veränderung, die in seiner Stellung eingetreten war,

und schrieb sie der Stiefmutter zu. Aus einem freien Mann, der über seine Zeit und Gedanken verfügte, war ein Diener geworden: Für das Essen kannst Du Dich nützlich machen! Und als er sah, wie die andern Brüder von jeder Knechtarbeit verschont wurden, war er überzeugt, daß es aus Bosheit geschah. Häckselschneiden, Zimmerkehren, Wassertragen und Ähnliches ist ja außerordentlich gut, aber die Absicht verdarb Alles. Wenn der Vater ihm gesagt hätte, daß es für seine Gesundheit, besonders sein Geschlechtsleben nützlich sei, hätte er es mit Vergnügen gethan. Jetzt aber haßte er es. Er fürchtete sich vor der Finsterniß, denn er war wie alle Kinder von Dienstmädchen erzogen, und er mußte sich Gewalt anthun, um des Abends auf den Heuboden gehen zu können. Er verwünschte ihn jedes Mal, aber das Pferd war ein gutmütiges Thier, mit dem er bisweilen sprach. Er war außerdem ein Thierfreund und besaß Kanarienvögel, die er mit Sorgfalt pflegte.

Er haßte die häuslichen Beschäftigungen, weil sie ihm von dem früheren Hausfräulein auferlegt wurden, die sich an ihm rächen und ihm ihre Ueberlegenheit zeigen wollte. Er haßte sie, weil die Arbeiten ihm als Bezahlung für seine Studien aufgebürdet wurden. Jetzt hatte er die Rechnung mit seiner gelehrten Laufbahn durchschaut. Man renommirte mit ihm und seiner Gelehrsamkeit; er bekam also nicht aus Güte Unterricht.

Da wurde er trotzig und fuhr die Wagenfedern zu Schanden. Wenn sie am Riddarhustorg abstiegen, besichtigte der Vater den Wagen. Er bemerkte, daß eine Feder zerbrochen war.

„Fahr' zum Schmied," sagte er.

Johann schwieg.

„Hast Du gehört?"

„Ja, ich habe gehört."

Er mußte nach der Malerstraße fahren, wo der Schmied wohnte.

Dieser erklärte, daß die Ausbesserung drei Stunden dauern würde. Was war zu thun? Ausspannen, das Pferd nach Hause führen und wiederkommen. Aber ein angeschirrtes Wagenpferd in der Gymnasiastenmütze durch die Drottninggata führen, vielleicht am Observatorium die Jungen treffen, die seine Mütze beneideten, oder noch schlimmer die hübschen Mädchen auf der Norrtullsgata, die ihm freundlich zulächelten. Nein, lieber alles Andere. Er dachte daran, den Braunen durch die Nörstrandsgata zu führen, aber da mußte er bei Karlberg vorüber, und hier kannte er die Kadetten. Er blieb auf dem Hofe, auf einem Balken in der Sonne sitzen und verwünschte sein Schicksal. Er dachte an die Sommerferien, die er auf dem Lande zugebracht hatte, an die Kameraden, die jetzt auf dem Lande waren, und danach maß er sein Unglück. Hätte er aber an die Brüder gedacht, die jetzt zehn Stunden lang im heißen, düsteren Kontor eingeschlossen waren, ohne Hoffnung auf einen freien Tag, so wäre er in Bezug auf seine Lage zu anderen Resultaten gelangt; aber das that er nicht. Er hätte jetzt mit ihnen tauschen wollen. Sie verdienten wenigstens ihr Brot und brauchten nicht zu Hause zu sein. Ihre Stellung war klar, die seinige aber unklar. Warum ließen die Eltern ihn an dem Apfel riechen und zogen ihn dann fort? Er sehnte sich hinaus,

wohin es auch sei. Seine Stellung war falsch, und er wollte sie rein haben. Oben oder unten, nicht zwischen den Rädern zermalmt werden!

Deshalb bat er auch eines Tages den Vater, von der Schule abgehen zu dürfen. Der Vater machte große Augen und fragte freundlich nach dem Grunde. Ihm sei alles verleidet, er lerne nichts und wolle ins Leben hinaus, um zu arbeiten und sich selbst zu ernähren.

„Was willst Du denn werden?"

Das wisse er nicht. Und dann weinte er.

Einige Tage später fragte ihn der Vater, ob er Kadett werden wolle. Kadett? Es blitzte in seinen Augen auf. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Das war zu viel. Ein so vornehmer Herr werden, mit einem Säbel — so kühn hatte er nie geträumt.

— Überleg' es Dir," sagte der Vater.

Er dachte den ganzen Abend darüber nach. Auf Karlberg, wo er gebadet hatte und von den Kadetten fortgejagt worden war, sollte er nun in Uniform gehen. Offizier werden, das heißt Macht erlangen; die Mädchen würden ihm zulächeln und — Niemand ihn unterdrücken. Er fühlte, wie sich das Leben klärte, der Druck von seiner Brust wich und die Hoffnung erwachte. Aber das war zu viel für ihn. Das paßte weder für ihn, noch für seine Umgebung. Er wollte nicht emporsteigen und befehlen, er wollte dem blinden Gehorsam, der Bewachung, der Unterdrückung entgehen. Der Mann, der vom Leben nichts verlangt, erwachte in ihm. Er sagte nein. Es sei für ihn zu viel!

Der Gedanke allein, daß er das hätte werden können,

wonach sich vielleicht alle Jünglinge sehnen, war ihm genug. Er verzichtete, stieg hinab und nahm seine Kette wieder auf. Als er später ein egoistischer Frömmler wurde, bildete er sich ein, daß er um Jesu willen auf die Ehre verzichtet habe. Das ist nun nicht wahr, aber eine Selbstpeinigung lag thatsächlich in diesem Opfer.

Er hatte jedoch deutlicher in den Karten der Eltern gelesen: sie wollten Ehre durch ihn genießen. Vermutlich stammte die Kadetten-Idee von der Stiefmutter!

Streitobjekte ernsterer Art boten sich dar. Johann glaubte bemerkt zu haben, daß die jüngeren Geschwister schlecht gekleidet gingen, auch hatte er im Kinderzimmer schreien hören.

— Ha! sie schlägt sie!

Jetzt spionirte er. Eines Tages bemerkte er, daß das Kindermädchen mit dem jüngeren Bruder auf verdächtige Art spielte, als er im Bette lag. Der Junge wurde böse und spie dem Mädchen ins Gesicht. Die Stiefmutter wollte eingreifen, aber Johann trat dazwischen. Jetzt hatte er Wasser auf seine Mühle. Die Angelegenheit wurde bis zur Heimkunft des Vaters verschoben. Nach dem Mittagessen sollte die Schlacht beginnen. Johann war bereit. Er fühlte sich als den Vertreter der verstorbenen Mutter. Dann ging's los. Der Vater zauste Pelle und wollte ihn schlagen.

„Du darfst ihn nicht schlagen!" schrie Johann in einem drohenden Tone, indem er dem Vater zu Leibe ging, als wollte er ihn am Kragen packen.

„Was in Jesu Namen sagst Du da?"

„Du sollst ihn nicht anrühren. Er ist unschuldig."

„Komm' mal herein, damit ich mit Dir reden kann, Du bist sicher toll," — sagte der Vater.

„Ja, ich werde kommen," — fuhr der sonst so furchtsame Johann wie ein Besessener fort.

Der Vater stutzte einen Augenblick vor seinem sicheren Tone, und sein gesunder Verstand mußte ihm gesagt haben, daß die Geschichte nicht klar sei:

„Was hast Du mir zu sagen? — fragte der Vater ruhiger, aber immer noch mißtrauisch.

„Ich sage, daß Karin Schuld hat; sie hat sich schlecht betragen, und wenn die Mama gelebt hätte, so . . ."

Das saß tief!

„Was redest Du für Unsinn von der Mama! Du hast jetzt eine neue Mama. Beweise, was Du sagst. Was hat Karin gethan?"

Ja, das war ja gerade das Unglück, daß er es nicht sagen konnte, denn er fürchtete dadurch, einen wunden Punkt zu berühren. Er schwieg. Tausend Gedanken gingen ihm im Kopfe herum. Wie sollte er sich ausdrücken. Die Worte drängten sich, und er sagte eine Dummheit, die er irgendwo in einem Schulbuch gelesen hatte.

„Beweisen?" sagte er. — Es giebt klare Dinge, die man weder beweisen kann, noch zu beweisen braucht. (Wie dumm, dachte er, aber es war zu spät!)

„Nein, hör' mal, jetzt bist Du dumm" sagte der Vater.

Johann war geschlagen, aber er wollte sich trotzdem zanken. Eine neue Schulweisheit drängte sich ihm auf.

„Wenn ich dumm bin, so ist das ein Naturfehler, den mir vorzuwerfen niemand das Recht hat."

„Ach, schäme dich, solchen Blödsinn mit mir zu reden. Hinaus und laß dich nicht wieder sehen!“

Er wurde hinausgeworfen.

Nach dieser Scene wurden alle Strafen in Abwesenheit Johanns vollzogen. Man glaubte, er würde ihnen an die Kehle springen, wenn er etwas hörte, und das war wahrscheinlich genug.

Man hatte noch eine Art, ihn zu beugen, eine häßliche Art, die oft in Familien benutzt wird. Sie bestand darin, ihn im Wachsthum stehen zu lassen, indem man ihn zwang, mit jüngeren Geschwistern zu verkehren. Kinder werden oft gezwungen, mit ihren Geschwistern zu spielen, gleichviel ob sie ihnen sympathisch sind oder nicht; das ist eine grausame Gewalt; aber einen älteren nöthigen, mit den jüngeren umzugehen, daß ist ein Verbrechen gegen die Natur, das ist eine Verstümmelung eines jungen, wachsenden Baumes. Johann hatte einen jüngeren Bruder, ein siebenjähriges, liebes Kind, das allen traute und niemandem zu nahe trat. Johann hatte ihn gern und paßte genau auf, daß er nicht mißhandelt wurde. Aber mit einem so jungen Kinde, das die Gedanken und die Sprache des älteren nicht verstand, sprechen oder vertraulich umgehen, das war unmöglich.

Jetzt mußte er es. Am ersten Mai, als Johann mit seinen Kameraden auszugehen gehofft hatte, sagte der Vater ganz einfach: Nimm Pelle und geh mit ihm nach dem Thiergarten; aber gieb acht auf ihn. Da gab es keine Wiederrede. Sie kamen aufs Feld, begegneten Kameraden, und Johann fühlte den kleinen Bruder wie ein

Klotz am Beine. Er führte ihn, damit die Leute ihn nicht treten sollten, aber er wünschte ihn lieber zu Hause. Der Junge sprach laut und zeigte mit dem Finger auf Vorübergehende; Johann wies ihn zurecht. Aber da er sich mit ihm solidarisch fühlte, schämte er sich seinetwegen. Weshalb mußte er sich auch wegen eines Fehlers in der Etikette, den er nicht einmal selbst beging, schämen! Er wurde steif, kalt, hart. Der Junge wollte Kasperle sehen, Johann aber nicht. Er wollte nichts von dem, was der Bruder wollte. Und dann schämte er sich seiner Härte wegen. Er verwünschte seine Selbstsucht, er haßte, verachtete sich, konnte sich aber von den schlechten Gefühlen nicht frei machen. Pelle verstand nichts; er sah nur betrübt, entsagend, geduldig und sanft aus. — Du bist hochmütig, sagte Johann zu sich selbst, du raubst dem Kinde das Vergnügen. Er wurde weich. — Aber bald war er wieder streng. — Schließlich bat der Kleine, ihm Pfefferkuchen zu kaufen. Johann fühlte sich durch die Bitte beleidigt. Wenn jemand ihn, den Gymnasiasten, hätte Pfefferkuchen kaufen sehen, einer der Kameraden, die in Novilla saßen und Punsch tranken. Er kaufte und stopfte die Pfefferkuchen in die Tasche des Bruders. Dann gingen sie weiter. Zwei Kadetten, die Johanns Kameraden waren, kommen ihm entgegen. In diesem Augenblicke reicht ihm eine kleine Hand einen Pfefferkuchen. — Hier, Johann, hast du! — Er stieß die kleine Hand zurück. Und er sieht zwei blaue, herzensgute Augen, die bittend, fragend zu ihm aufblicken. — Jetzt wollte er weinen, das verletzte Kind in seine Arme nehmen, es um Verzeihung bitten, das Eis erwärmen, das in seinem Herzen

kristallisirte. Er kam sich erbärmlich vor, da er die Hand zurückgestoßen hatte. Sie gingen heimwärts.

Er wollte das Verbrechen von sich abschütteln, vermochte es aber nicht. Aber er rief das Bild seiner Komplicen hervor, die die betrübende Situation verschuldet hatten, und er peitschte sie in Gedanken.

Er war zu alt, um mit dem Kinde auf gleicher Stufe zu stehen, und zu jung, um zu dem Kinde hinabsteigen zu können.

Der Vater, der durch seine Verbindung mit einem vier und zwanzigjährigen Weibe auflebte, wagte auch eine Opposition gegen Johannes gelehrte Autoritäten und wollte ihn auch auf diesem Gebiete unterkriegen. Nach dem Abendbrot saßen sie am Tische, der Vater mit seinen drei Zeitungen „Aftonbladet", „Allehanda" und „Posttidnigen", Johann mit einem Schulbuch. Der Alte machte eine Pause.

„Was liest du da?" fragte er.

„Philosophie!"

Lange Pause. Die Jungen nannten Logik stets Philosophie.

„Was ist die Philosophie eigentlich?"

„Die Lehre vom Denken."

„Hm! Muß man erst denken lernen? Gieb mal das Buch her!"

Er schob die Brille in die Höhe und las.

„Glaubst du, die Bauern im Reichstage (er war ein Bauernhasser, aber jetzt brauchte er die Bauern zur Argumentirung) glaubst du, die Bauern im Reichstage haben Philosophie gelernt? Ich nicht, und doch klopfen sie den

Professoren auf die Finger, daß es eine Lust ist. Ihr lernt so viel Unnötiges! — Damit war die Philosophie verabschiedet.

Die Sparsamkeit des Vaters versetzte Johann auch in höchst unangenehme Lagen. Zwei Kameraden erboten sich, ihn während der Ferien in der Mathematik zu unterrichten. Johann fragte den Vater um Erlaubniß.

„Jawohl, meinetwegen gern.“

Als sie dann honorirt werden sollten, meinte der Alte, sie seien so reich, daß man sie nicht bezahlen könne.

„Aber man könnte ihnen ein Geschenk geben,“ — sagte Johann.

„Sie bekommen nichts!“

Er schämte sich ein ganzes Jahr lang und empfand zum ersten Male die Unbehaglichkeit einer Schuld. Die Kameraden gaben ihm erst zarte, dann grobe Winke. Er wich ihnen nicht aus, er kroch ihnen nach, um seine Dankbarkeit zu zeigen. Er fühlte, daß sie Teile seiner Seele, seines Körpers besaßen, daß er ihr Sklave war und nicht frei werden konnte. Bisweilen gab er Versprechungen, weil er sich einbildete, sie erfüllen zu können, aber sie wurden nie eingelöst, und die Schwere der Schuld wurde durch nicht gehaltene Versprechungen vermehrt. Es war eine Zeit endloser Qual, damals vielleicht viel bitterer, als sie ihm später in der Erinnerung schienen.

Um ihn im Alter aufzuhalten, wurde auch die Konfirmation verschoben. Er lernte Theologie in der Schule und die Evangelien auf Griechisch, aber er war für das Konfirmationsexamen nicht reif!

Die Arbeit des Mürbemachens im Hause war um so drückender, als seine Stellung in der Schule die eines freien Mannes war. Als Gymnasiast hatte er gewisse Rechte erhalten. Er stand in der Klasse nicht auf und ging hinaus, ohne um Erlaubniß zu fragen; er blieb bei den Fragen sitzen und wagte mit den Lehrern zu disputiren. Er war der Jüngste in der Klasse, saß aber unter den Aeltesten und Längsten. Die Lehrer traten jetzt mehr als Vorleser wie als Abhörer der Schulaufgaben auf. Der frühere Menschenfresser aus der Klara-Schule war ein Patriarch, der Ciceros „Alterthum" und „Freundschaft" ausliest und sich weniger um die Anmerkungen kümmerte. Ja, er ging auf eine ziemlich deutliche Erklärung des Zusammentreffens der Dido und des Aeneas in der Grotte ein, und, indem er mit der Erklärung begann, daß „dem Reinen alles rein sei", verbreitete er sich über die Liebe, verirrte sich und wurde tief melancholisch. (Die Knaben erfuhren dann, daß er zu dieser Zeit um ein altes Fräulein geworben hatte.) Er nahm keinen hohen Ton mehr an, sondern war großmütig genug, als er einmal falsch unterrichtete (er war im Lateinischen schwach), offen zu bekennen, daß er in dem Fache keinen Unterricht zu erteilen wage, woraus er die Moral zog, daß man niemals unvorbereitet zur Schule gehen dürfe, auch wenn man noch so befähigt sei. Dies machte großen Effekt auf die Jungen. Er gewann als Mensch, wenn er auch als Lateiner verlor.

Johann wurde, als in den Naturwissenschaften befähigt, in den Verein der Naturwissenschaftsfreunde gewählt als der einzige aus seiner Klasse, und dies bedeutete dies eine große Ehre. Jetzt war er mit Kameraden aus den höchsten

Klassen, die im nächsten Jahre Studenten wurden, zusammen. Er mußte einen Vortrag halten. — Er sprach zu Hause davon, daß er einen Vortrag halten müsse. — Er schrieb eine Abhandlung über die Luft und las sie vor.

Nach der Sitzung ging der Verein in eine Kneipe am Heumarkt und trank Punsch. Johann war vor den großen Herren schüchtern, aber er fühlte sich merkwürdig wohl. Es war zum ersten Male, daß er aus seiner Altersklasse herausgehoben wurde. Es wurden unanständige Anekdoten erzählt. Er erzählte nur eine unschuldige und mit großer Schüchternheit. Später besuchten ihn die Herren und nahmen seine schönsten Pflanzen und einige chemische Apparate mit.

Durch einen Zufall hatte Johann in der Schule einen Freund bekommen. Als er Primus in der Prima war, trat der Rektor mit einem großen Herrn im Gehrock, Bart und Pince-nez in die Klasse.

„Hör' mal, Johann", — sagte er, — „nimm Dich dieses Knaben hier an und weihe ihn in die Verhältnisse ein, er kommt vom Lande." Der Pince-nez-Mensch sah verächtlich auf das Bürschchen in der Jacke hinab. Sie saßen neben einander, Johann hielt das Buch und flüsterte dem Alten zu, der nichts wußte, aber von Karten und Cafés sprach.

Eines Tages spielt Johann mit seinem Pince-nez und bricht die Feder entzwei. Der Kamerad wurde böse. Johann versprach, es repariren zu lassen. Er nahm das Pince-nez mit nach Hause. Es lastete schwer auf ihm,

denn er wußte nicht, woher das Geld dazu nehmen. Da entschloß er sich, es selbst auszubessern. Er nahm die Schrauben heraus, bohrte Löcher in eine alte Uhrfeder, aber es gelang ihm nicht. Der Kamerad erinnerte ihn. Johann war verzweifelt. Der Vater würde es nie bezahlen.

„Nun, dann laß ich es repariren, und Du mußt es bezahlen."

Es wurde in Ordnung gebracht und kostete fünfzig Öre.

Am Montag lieferte Johann zwölf Schilling in Kupfer ab und versprach, den Rest am nächsten Montag zu zahlen. Der Kamerad begriff den Zusammenhang.

„Es ist Dein Frühstücksgeld", — sagte er — „Hast Du nur zwölf Schilling wöchentlich?"

Johann errötete und bat, das Geld zu nehmen. Am nächsten Montag lieferte er das übrige Kleingeld ab. Neuer Widerstand, neues Verlangen.

Die Jünglinge blieben Klasse auf Klasse zusammen, selbst bis nach Upsala und weiter. Der Freund besaß ein fröhliches Temperament und nahm die Welt ohne alle Umschweife. Er disputirte wenig mit Johann, brachte ihn aber stets zum Lachen. Und als Gegensatz zu dem öden Elternhause wurde die Schule jetzt ein froher, heller Zufluchtsort aus der Tyrannei der Familie. Aber daraus entstand ein Doppelleben, das ihn in allen Gewinden verrücken mußte.

VII.

Die erste Liebe.

Wenn der Charakter des Menschen schließlich die Rolle ist, bei der er in der Komödie des Gesellschaftslebens stehen bleibt, so war Johann in dieser Periode der Charakterloseste; das heißt ganz aufrichtig. Er suchte, fand nichts und vermochte bei nichts stehen zu bleiben. Seine brutale Natur, die alle aufgelegten Fesseln abwarf, beugte sich nicht, und sein Gehirn, das revolutionär geboren war, konnte nicht automatisch werden. Er war ein Reflexionsspiegel, der alle Strahlen, die ihn trafen, zurückwarf, ein Kompendium aller Erfahrungen, jedes wechselnden Eindrucks, und voll widersprechender Elemente.

Er besaß einen Willen, der ruckweise und dann fanatisch arbeitete; aber zugleich wollte er eigentlich nichts; er war Fatalist, glaubte an Bestimmung, er war sanguinisch und hoffte alles. Zu Hause hart wie Eis, war er dazwischen empfindlich bis zur Sentimentalität; er war im Stande, einem Armen das letzte Hemd zu geben, und konnte beim Anblick einer Ungerechtigkeit weinen. Sein Geschlechtsleben, das er nach der Entdeckung der Sünde aufgegeben hatte, brach jetzt in nächtlichen Träumen aus, die er dem Teufel zuschrieb, und gegen die er Jesus als Retter zu Hilfe rief. Er war ein Leser; aufrichtig? So aufrichtig, wie es jemand sein konnte, der sich in eine antiquarische Weltanschauung hineinleben will. Zu Hause

war er es aus Bedürfniß, wo sich alles wie eine Drohung gegen seine geistige und körperliche Freiheit ausnahm. In der Schule war er ein froher Weltmann, durchaus nicht sentimental, mit dem es leicht war, zu verkehren. Hier wurde er für die Gesellschaft erzogen und hatte Rechte. Zu Hause wurde er als eine eßbare Pflanze zum Bedarf der Familie aufgezogen und hatte keine Rechte. Er war Leser auch aus geistigem Hochmut wie alle Leser. Beskow, der bußfertige Lieutenant, war vom Grabe Christi heimgekommen. Seine „Reise“ wurde zu Hause von der Stiefmutter, die zum Lesertum neigte, gelesen. Beskow machte das Lesertum vornehm und brachte es in Mode, und dieser Mode folgte jetzt ein großer Teil der unteren Klassen. Das Lesertum war damals, was der Spiritismus jetzt ist: ein Ausverkaufswissen, eine angeblich höhere Kenntniß von verborgenen Dingen, sie wurden deshalb mit Begierde von allen Frauen und Ungebildeten erfaßt und drang schließlich bei Hofe ein. Gunnar Wennerberg hatte einen Bankschlüssel in der Bethlehems-Kirche, und der Justizrat Adlercreutz war Vorsitzender in der evangelischen Vaterlandsstiftung.

Beruhte dies auf einem allgemeinen, geistigen Bedürfniß? War die Zeit so hoffnungslos reaktionär, daß man Pessimist werden mußte? Nein! Der König führte ein lustiges Leben in Ulriksdal und verlieh dem Gesellschaftsleben einen frohen, vorurteilsfreien Ton. Frische Ströme brausten im politischen Leben, wo der Repräsentationsvorschlag vorbereitet wurde. Der dänische Krieg weckte die Aufmerksamkeit für das Ausland und richtete die Blicke außerhalb der Grenzen; die Volksbewaffnung

sowie die Schützenbewegung weckte Stadt und Land durch Trommelschlag und klingendes Spiel; die neuen Zeitungen der Opposition „Dagens Nyheter“ und der gewaltthätige „Söndags-Nisse“ wurden die Ventile des eingesperrten Dampfes, der hinaus mußte; Eisenbahnen wurden allerorten gebaut und setzten Einöden mit den großen motorischen Nervencentren in Verbindung. Das war kein düsterer Niedergang, im Gegenteil eine helle, hoffnungsvolle Jugendzeit des Erwachens. Woher kam also das Lesertum? Es war ein heftiger Wind; vielleicht auch eine Landung der in der Bildung Verwahrlosten, durch die sie sich vor dem Wissensdruck von oben retteten; es lag auch ein demokratisches Element darin, daß jedem, Hoch und Niedrig, eine gemeinsame Ausverkaufsweisheit zugänglich war, die alle Gesellschaftsklassen in gleiche Höhe brachte. Jetzt, wo der Geburtsakt seinem Ende zuneigte, wurde der Bildungsakt um so drückender empfunden. Man schaffte ihn mit einem Schlage durch das Lesertum ab, so glaubte man.

Johann wurde Leser aus vielen Motiven. Bankerott auf Erden, da er mit fünf und zwanzig Jahren mit geschwundenem Rückgrat und ausgefallener Nase sterben mußte, suchte er den Himmel. Von Natur schwermütig, aber voll übertriebener Lebhaftigkeit, liebte er das Schwermütige. Der Lehrbücher überdrüssig, die kein lebendiges Wasser gaben, weil sie das Leben nicht berührten, fand er mehr Nahrung in einer Religion, die unaufhörlich ihre Nahrung im täglichen Leben fand. Dazu kam die direkte Ursache, daß die ungebildete Stiefmutter, die in der Bildung seine Ueberlegenheit fühlte, auf der Jakobsleiter über ihn

emporsteigen wollte. Sie sprach mit dem ältesten Bruder oft über die höchsten Dinge, und wenn Johann in der Nähe war, mußte er hören, wie sie seine weltliche Weisheit verachteten. Das reizte ihn, und er wollte zu ihnen empor. Deshalb überholte er sie. Ferner hatte die Mutter ein Testament hinterlassen, in dem sie sich gegen geistige Hoffahrt aussprach und auf Jesus hinwies. Schließlich kam die Gewohnheit hinzu, Sonntag für Sonntag in der Kirche einen Leserpastor über Jesus predigen zu hören, wodurch das Elternhaus mit pietistischen Schriften überschwemmt wurde. Es drang von allen Seiten auf ihn ein.

Die Stiefmutter und der älteste Bruder pflegten eine gute Leserpredigt, die sie in der Kirche gehört hatten, im Gedächtniß durchzugehen. Eines Sonntags nach beendetem Gottesdienst schrieb Johann die ganze bewunderte Predigt auf. Er konnte sich das Vergnügen nicht versagen, die Predigt, der Stiefmutter zu präsentiren. Das Geschenk wurde nicht mit Wohlgefallen angenommen. Sie war geschlagen. Aber sie gab nicht einen Zollbreit nach.

„Gottes Wort soll im Herzen und nicht auf dem Papier geschrieben stehn!“ — Das war nicht übel gesagt, aber Johann sah darin einen Hochmut. Sie glaubte auf dem Wege der Heiligung weiter und schon ein Kind Gottes zu sein.

Das Wettrennen beginnt, und Johann besucht die Leserzusammenkünfte. Darauf wird mit einem halben Verbot geantwortet, denn er war noch nicht konfirmirt, und also nicht reif für den Himmel. Jetzt werden die Unterhaltungen mit dem älteren Bruder fortgesetzt. Johann sagt, Jesus habe erklärt, daß auch den Kindern das

Himmelreich gehöre. Man schlägt sich um den Himmel. Johann kennt Norbecks Theologie, die aber unbesehen verworfen wird. Er nimmt Krummacher, Kempis und alle Pietisten zu Hilfe. Nein, es hilft ihm doch nichts! — So soll es sein! — Wie? — Wie ich es habe, und wie Du es nicht bekommen kannst! — Wie ich? Da haben wir die Formel der Leser. Selbstgerechtigkeit. — Eines Tages sagt Johann, alle Menschen seien Gottes Kinder. — Unmöglich! Dann wäre es ja keine Kunst, selig zu werden! — Sollten denn alle selig werden? — Ja, gewiß, Gott sei die Liebe und wolle Niemandes Verderben. — Wenn alle selig werden, was nützt es denn, daß man sich peinigt? — Ja, darum handelt es sich eben! — Du bist also ein Zweifler, ein Heuchler? — Leicht möglich, daß sie es allesammt seien!

Johann wollte nun den Himmel erstürmen und ein Kind Gottes werden, und vielleicht dadurch auch die andern stürzen. Die Stiefmutter war nämlich nicht konsequent. Sie ging ins Theater und tanzte gern. Eines Samstags Abends im Sommer wird bekannt gemacht, daß die ganze Familie am Sonntag eine Vergnügungstour unternehmen wird. Es war ein Befehl. Johann hielt es für Sünde, wollte die Gelegenheit benützen und in der Einsamkeit Jesus suchen, den er noch nicht gefunden hatte. Die Bekehrung mußte nämlich nach der Beschreibung wie ein Gewitter eintreten und von der Gewißheit begleitet sein, daß man ein Kind Gottes sei, dann wäre der Frieden eingekehrt.

Als der Vater des Abends seine Zeitung las, bat Johann, ihn zu Hause zu lassen.

„Warum?" fragte er freundlich.

Johann schwieg. Er schämte sich.

„Wenn es Dir Deine religiöse Überzeugung verbietet, so folge Deinem Gewissen."

Die Stiefmutter war geschlagen. Sie mußte den Sabbath entheiligen, nicht er.

Sie fuhren. Johann ging in die Bethlehems-Kirche, um Rosenius zu hören. Der Raum war düster, unheimlich, und die Menschen sahen so aus, als ob sie die fatalen fünf und zwanzig Jahre erreicht hätten und das Rückgrat ihnen geschwunden sei. Bleigraue Gesichter, erloschene Blicke; sollte es möglich sein, daß Doctor Kapff sie alle zu Jesus gescheucht hatte? Merkwürdig sah es aus.

Rosenius sah aus wie der Frieden selbst und strahlte in himmlischer Freude. Er gestand es ein, daß er ein alter Sünder sei, aber Jesus habe ihn gereinigt, und nun sei er glücklich. Er sah glücklich aus. Ist es möglich, daß es einen glücklichen Menschen giebt? Warum werden dann nicht alle Leser?

Des Nachmittags las er Thomas a Kempis und Krummacher. Darauf ging er nach Haga hinaus und betete die ganze Norrtullsgata entlang, daß Jesus ihn suchen möge. Im Hagapark saßen kleine Familien mit dem Eßkorb, die Jugend spielte. Ist es möglich, daß alle diese Menschen zur Hölle fahren mußten? Ja gewiß! Unsinnig, antwortete sein gesunder Verstand. Aber es ist so. Ein Wagen mit feinen Herren und Damen fuhr vorüber. Und diese sind auch schon verurteilt! Aber sie

amüsirten sich wenigstens. Die lebhaften Bilder froher Menschen verdüsterten ihn noch mehr, und er fühlte eine entsetzliche Einsamkeit mitten im Volksgewühle. Müde in seinen Gedanken ging er nach Hause, niedergeschlagen wie ein Dichter, der mit Gewalt eine Disposition gesucht hatte, ohne sie finden zu können. Und er legte sich auf sein Bett und sehnte sich fort aus dem Leben.

Des Abends kamen die Geschwister froh und geräuschvoll nach Hause und fragten ihn, ob er sich amüsirt habe.

„Ja" — sagte er — „und ihr?"

Und nun erzählten sie ihm den Ausflug ausführlich, und er fühlte jedesmal, wenn er sie beneidete, einen Stich im Herzen. Die Stiefmutter sah ihn nicht an, denn sie hatte eine Sabbathschändung begangen. Das war sein Trost! Jetzt mußte der durchschaute Selbstbetrug sich verzehrt haben und gestorben sein, aber da trat ein neuer, wichtiger Faktor in sein Leben ein, der seine Selbstquälerei zum Fanatismus anfacht, worauf diese dann Knall und Fall erlosch.

Sein Leben war in diesen Jahren nicht so gleichmäßig öde gewesen, wie es sich ihm später in der Perspective zeigte, wo dunkele Punkte genug vorhanden waren, um zu einem einzigen grauen Fond zu verschmelzen. Aber die ganze Vergangenheit verdüsterte seine niedergehaltene Stellung im Leben als Kind, während er bereits mannbar war, das Unvermögen der Lehrgegenstände, ihn zu interessieren, sein Chiliasmus, oder die Erwartung des Todes mit fünf und zwanzig Jahren, sein unbefriedigter Geschlechtstrieb, der ungleiche Bildungsgrad seiner Umgebung und die Unfähigkeit, ihn zu begreifen.

Mit der Stiefmutter kamen drei junge Mädchen, ihre Schwestern, ins Haus. Sie schlossen sehr bald mit den Stiefsöhnen Freundschaft, machten gemeinsame Spaziergänge, Spiele und Schlittenpartien. Sie suchten, eine Versöhnung zustande zu bringen; sie erkannten die Schuld der Schwester dem Knaben gegenüber an, und dadurch war er sofort befriedigt, so daß sich sein Haß legte. Auch die Großmutter spielte die Rolle der Vermittlerin und trat schließlich als entschiedene Freundin Johanns auf. Aber ein fatales Geschick beraubte ihn auch dieser Freundin. Die Tante hatte nämlich die neue Heirat nicht gern gesehen und in Folge dessen mit dem Bruder gebrochen. Dies that dem alten Manne sehr leid. Der Verkehr hörte auf, und man sah sich nicht mehr. Es war natürlich Hochmut. Aber eines Tages begegnete Johann seiner Cousine, einem älteren, sehr elegant gekleideten Mädchen, auf der Straße. Sie war neugierig, von der neuen Ehe etwas zu hören, und promenirte mit Johann die Drottninggata entlang.

Zu Hause trifft er die Großmutter, die ihm in scharfen Worten vorwirft, daß er sie nicht gegrüßt habe, aber natürlich, er sei in zu vornehmer Gesellschaft gewesen, um auf eine alte Frau Acht zu haben. Er beteuerte seine Unschuld, allein vergebens. Da er nicht viele Freunde hatte, war ihm dieser Verlust schmerzlich.

Inzwischen spann auch ein Verkehr mit anderen jungen Mädchen aus der Bekanntschaft der Stiefmutter an. Es wurden Spiele gespielt, Pfänderspiele nach der einfachen Sitte damaliger Zeit, wobei man die Mädchen küßte und um die Taille faßte. Und eines Tages hatte er auch

tanzen gelernt; er wurde ein eifriger Walzertänzer. Dies war eine sehr gute Erziehung für den Jüngling, denn dadurch gewöhnte er sich, den Körper einer Frau zu sehen und zu berühren, ohne daß seine Leidenschaften geweckt wurden. Als er zum ersten Male küssen sollte, zitterte er, aber er war bald wieder ruhig. Die Electricität verteilte sich, die Phantasie nahm feste Formen an, und die Träume waren ungestörter. Aber das Feuer brannte, und ein paar Mal kam seine Keckheit zum Vorschein. Bei einer Pfänderauslösung im dunkelen Zimmer faßte er ein junges, hübsches, schwarzhaariges Mädchen an die Brust, die nur durch ein dünnes Garibaldihemd verborgen wurde. Sie zischte. Er schämte sich später, konnte es aber nicht lassen, sich für mannbar zu halten. Wenn sie nur nicht gezischt hätte!

In einem Sommer hielt er sich mit der Stiefmutter bei einem ihrer Verwandten, einem Landwirt in Östergötland auf. Hier wurde er wie ein Gentleman behandelt und hatte sich mit der Stiefmutter ganz gut befreundet. Aber es dauerte nicht lange, und bald stand der Kampf in hellen Flammen. So ging es auf und nieder, hin und zurück.

Um diese Zeit, im Alter von fünfzehn Jahren, ging er seine erste reguläre Liebesverbindung ein, wenn dies überhaupt Liebe war. Die Kulturliebe ist ein sehr verfälschtes, kompliciertes Gefühl und bis auf den Grund ungesund. Reine Liebe ist ein Widerspruch, wenn man nämlich dem Begriffe rein die Bedeutung unsinnlich giebt. Die Liebe als Geschlechtstrieb muß sinnlich sein, wenn dieser gesund sein oll. Als sinnlich muß er den Körper lieben. Während der

Rausch fortdauert, akkomodiren sich die Seelen, und die Sympathie entsteht. Sympathie ist der Waffenstillstand, das Kompromiß. Daher bricht gewöhnlich die Antipathie hervor, wenn sich das sinnliche Band gelöst hat, nicht das Gegenteil. Aber das Wort sinnlich hat durch die leichenhafte Moral des Christenthums eine niedrige Bedeutung erhalten: der Geist ist im Fleisch gefangen; töte das Fleisch und gieb den Geist frei. Nun ist aber Geist und Fleisch eins, so daß man den Geist tötet, wenn man das Fleisch tötet.

Kann eine Freundschaft zwischen ungleichen Geschlechtern entstehen und bestehen? Nur scheinbar, denn die Geschlechter sind geborene Feinde; und — bleiben immer Gegensätze, positive und negative Elektricität sind Feinde, aber suchen einander, um sich zu kompletiren. Freundschaft kann nur zwischen Personen mit ungefähr gleichen Interessen, gleichen Anschauungen entstehen. Mann und Frau sind durch die Gesellschaftsordnung mit ungleichen Interessen, ungleichen Anschauungen geboren; daher kann eine Freundschaft zwischen Geschlechtern nur in der Ehe entstehen, wo die Interessen die gleichen sind, aber nur so lange, als die Frau ihr ganzes Interesse der Familie widmet, für die der Mann arbeitet. Sobald sie sich einem Gegenstande außerhalb der Familie widmet, ist der Vertrag gebrochen, denn Mann und Frau haben getrennte Interessen erhalten, und damit ist das Ende der Freundschaft eingetreten. Deshalb sind geistige Ehen unmöglich, weil sie zur Sklaverei des Mannes führen, und deshalb steht die baldige Auflösung der Ehe bevor.

Der Fünfzehnjährige verliebte sich in ein Weib von

dreißig Jahren. Wäre es eine reine, sinnliche Liebe gewesen, dann hätte man etwas Ungesundes bei ihm argwöhnen können, aber er konnte sich zu seiner Ehre damit brüsten daß seine Liebe unsinnlich war.

Wie er dazu kam, sie zu lieben? Aus vielen Motiven wie immer, nicht aus einem einzigen.

Sie war die Tochter des Wirtes, hatte als solche eine übergeordnete Stellung, und das Haus war reich und für Gäste immer geöffnet. Sie war gebildet, bewundert, Herrscherin im Hause und duzte ihre Mutter; sie konnte die Wirtin spielen, führte die Konversation, war stets von Herren umgeben, die sämmtlich von ihr beobachtet sein wollten. Dabei war sie emancipirt, ohne den Männern feindlich zu sein; sie rauchte und trank, war aber nicht geschmacklos. Sie war mit einem Manne verlobt, den der Vater haßte, und den er nicht zum Schwiegersohn haben wollte. Der Bräutigam hielt sich im Auslande auf und schrieb selten. In diesem Hause verkehrten ein Bezirksrichter, ein Litterat, Technologen, Geistliche und Bürger. Alle umflatterten sie. Johanns Vater bewunderte sie, die Stiefmutter fürchtete sie, die Brüder machten ihr den Hof. Johann hielt sich zurück und beobachtete sie. Es dauerte lange, ehe sie ihn entdeckte. Eines Abends, nachdem sie sämmtliche Herren entflammt hatte, zog sie sich müde in ein Zimmer zurück, in dem Johann saß.

„Gott, wie bin ich unglücklich! — sagte sie zu sich selbst und warf sich auf ein Sopha.

Johann machte eine Bewegung und wurde gesehen. Er mußte etwas sagen.

„Sind Sie so unglücklich, obwohl Sie immer lachen? Sie sind doch bestimmt nicht so unglücklich wie ich.“

Sie sah den Knaben an, nahm das Gespräch auf, und sie wurden Freunde.

Von der Zeit an sprach sie am liebsten mit ihm. Das hob ihn. Er war verlegen, wenn sie einen Kreis erwachsener Männer verließ und sich neben ihn setzte. Er wühlte nun in ihrer Seele, stellte Fragen und machte Bemerkungen über ihren Seelenzustand, die verrieten, daß er scharf beobachtet und viel gedacht hatte. Er wurde ihr Gewissen. Wenn sie einmal zu lebhaft gescherzt hatte, kam sie zu dem Jüngling, um sich von ihm strafen zu lassen. Das war eine Art Flagellation, angenehm wie eine Liebkosung. Schließlich begannen die Herren, sie mit dem Jungen zu necken.

„Können Sie sich so etwas denken,“ sagte sie eines Abends, — „man behauptet, ich sei in Sie verliebt.“

„Das sagt man immer von zwei Personen ungleichen Geschlechts, die Freunde sind.“

„Glauben Sie, daß es zwischen Mann und Frau eine Freundschaft geben kann?“

„Ja, davon bin ich überzeugt,“ — antwortete er.

„Danke,“ — sagte sie und reichte ihm die Hand. „Wie sollte ich auch, die doppelt so alt wie Sie, die häßlich und krank ist, verliebt in Sie sein; und ich bin außerdem verlobt.“

Nein, es ist natürlich nicht möglich, daß eine ältere und häßliche Frau von einem jungen, gut entwickelten, durch Turnen gestählten Körper eines Jünglings entzückt

sein kann, besonders wenn dieser Jüngling kleine, fleischige Hände mit langen, gepflegten Nägeln, kleine Füße und schlanke Beine mit starken Waden besitzt und sich noch ein frisches Gesicht mit keimendem Bartwuchs bewahrt hat. Aber die Logik ist nicht so stark, wenn das Herz verletzt ist. Daß Johann dagegen ein dreißigjähriges, langes Mannweib, das zuckerkrank war und die Wassersucht hatte, lieben sollte, daß ist fast unwahrscheinlich.

Nach dieser Affaire hatte sie die Oberhand. Sie wurde mütterlich. Das packte ihn; und als man sie später ihrer Neigung wegen aufzog, fühlte sie sich fast genirt, verjagte alle anderen Gefühle außer den mütterlichen und begann an seiner Bekehrung zu arbeiten, denn auch sie war Leserin.

Sie trafen sich in einem französischen Konversationszirkel und hatten einen langen Spaziergang heimwärts, wobei sie französisch sprachen. Es war leichter, bedenkliche Dinge in einer fremden Sprache auszudrücken. Darauf schrieb er französische Aufsätze, die sie verbesserte.

Die Bewunderung des Vaters für das alte Mädchen ließ nach, und dieses französisch Reden widerte die Stiefmutter an, weil sie es nicht verstand. Des älteren Bruders Vorrecht auf das Französische war damit neutralisirt, und das ärgerte den Vater so, daß er Johann eines Tages sagte, es sei unhöflich, eine fremde Sprache in Gegenwart von Personen zu reden, die sie nicht verstehen, und er könne es nicht begreifen, wie Fräulein X.', die ja sonst so gebildet sei, sich einer solchen Unzartheit schuldig machen könne. Aber Herzensbildung sei nicht dasselbe wie Bücherbildung.

Sie war im Hause nicht mehr gelitten, und sie wurden „verfolgt“. Dazu kam, daß die Familie aus dem Hause verzog, so daß der Verkehr weniger lebhaft war.

Am ersten Tage nach dem Umzug war Johann wie aufgerieben. Er konnte ohne ihre tägliche Gesellschaft nicht leben; er konnte ohne diese Stütze nicht leben, die ihn aus seiner Altersklasse zu den Erwachsenen emporgehoben hatte. Zu ihr gehen, sie wie ein lächerlicher Verliebter suchen, nein, das konnte er nicht. Es blieb ihm nur übrig, ihr Briefe zu schreiben. Und nun wurde eine Korrespondenz eröffnet, die ein ganzes Jahr dauerte. Die Schwester der Stiefmutter, die das intelligente, fröhliche Mädchen vergötterte, übergab die Briefe im Geheimen. Der Briefwechsel wurde französisch geführt, damit er im Falle der Konfiscirung geheim blieb, außerdem konnte man sich unter dieser Bedeckung leichter bewegen. Wovon die Briefe handelten? Von allen Dingen. Von Jesus, vom Kampf gegen die Sünde, vom Leben, vom Tode, von der Liebe, der Freundschaft und vom Zweifel. Obwohl sie Leserin war, verkehrte sie doch mit Freidenkern und litt unter Zweifeln, unter Zweifeln an allen Dingen. Johann war abwechselnd ihr strenger Lehrer und ihr bestrafter Sohn.

Einige Uebersetzungen seiner französischen Aufsätze werden einen Begriff von der Unklarheit im Innern beider geben.

Ist das Leben der Menschen ein Leben der Schmerzen? (Les jours de l'homme sont-ils des jours de douleurs). (1864)

Das menschliche Leben ist ein Kampf von Anfang

bis zu Ende. Wir alle werden zu diesem elenden Leben unter Umständen geboren, die voller Kummer und Schmerzen sind. Die Kindheit schon hat ihre kleinen Sorgen und Unbehaglichkeiten; die Jugend hat ihre große Versuchungen, auf deren Besiegen das ganze Leben beruht. Das Mannesalter hat seine Sorgen um die Existenz und die Erfüllung der Pflichten; das Alter schließlich hat auch seine Stacheln und seine Gebrechlichkeit. Was sind alle Genüsse, alle Freuden, die von so vielen Menschen als des Lebens höchstes Gut angesehen werden? Schöne Illusionen! Das Leben ist nur ein unablässiger Kampf mit Mißerfolgen und Unglücksfällen, ein Kampf, der erst mit dem Tode endigt. Aber wir wollen die Sache von einer andern Seite betrachten. Giebt es keine Veranlassung, froh und zufrieden zu sein? Ich habe eine Heimat, Eltern, die meiner Zukunft ihre Fürsorge widmen, ich lebe in ziemlich günstigen Verhältnissen, habe eine gute Gesundheit, — muß ich da nicht zufrieden und froh sein? Ja, und doch bin ich es nicht. Betrachte den armen Arbeiter, der nach beendetem Tagewerk in seine einfache Hütte zurückkehrt, wo die Armut herrscht; er ist glücklich und sogar froh. Er würde sich über eine Kleinigkeit, die ich verachte, freuen. O, ich beneide Dich, glücklicher Mensch, der die wahre Freude besitzt!

Aber ich bin betrübt. Warum? — Du bist unzufrieden, — antwortest Du. — Nein, durchaus nicht, ich bin mit meinem Loos ganz zufrieden und verlange nichts. Wie geht das zu? Ach, jetzt weiß ich es; ich bin nicht mit mir selbst zufrieden und nicht mit meinem Herzen, das voller Zorn und Bosheit ist. Fort von mir,

ihr bösen Absichten, ich will mit Gottes Hilfe glücklich und zufrieden sein. Denn man ist nur glücklich, wenn man mit sich selbst, mit seinem Herzen und mit seinem Gewissen zufrieden ist.

Die Freundin liebte diese Genügsamkeit nicht, sondern änderte den letzten Punkt so, daß die Unzufriedenheit am Leben erhalten werden müsse. Sie schreibt darüber:

„Man ist erst glücklich, wenn Herz und Gemüt einem sagen, daß man den einzigen, guten Arzt gesucht und gefunden hat, der die Wunden aller Herzen heilen kann, und wenn man seinem Rat aufrichtig folgen will.“ Dies nebst langen Gesprächen veranlaßte die schnelle Bekehrung des Jünglings zum wahren Glauben, d. h. dem der Freundin und bot ihm Anlaß zu folgendem Erguß, in dem er seine Auffassung von Glauben und Thaten niederlegte.

Kein Glück ohne Tugend, keine Tugend ohne Religion.
(1864)

Was ist Glück? Die meisten Weltmenschen nennen den Besitz großer Reichthümer und alle Güter der Welt Glück, weil sie dadurch ihre sündigen Wünsche und Passionen befriedigen können. Andere, die nicht so große Forderungen stellen, finden das Glück in bloßer Wohlhabenheit, in der Gesundheit und darin, im Schoße ihrer Familie sich „glücklich“ (?) zu fühlen. Andere wieder, die nicht einmal so hohe Forderungen an weltliches „Glück“ stellen, und die arm sind, schlechte Kost genießen, die durch mühsame Arbeit erworben ist, sind mit ihrem Loose zufrieden und sogar glücklich. Sie können sogar denken: wie bin

ich glücklich im Vergleich mit den Reichen, die nie zufrieden sind. Indessen, sind sie wirklich glücklich, weil sie zufrieden sind? Nein, es giebt kein Glück ohne Tugend. Niemand ist glücklich außer demjenigen, der ein wirklich glückliches Leben führt. Nun gut, aber es giebt viele wirklich tugendhafte Menschen. Es giebt Menschen, die niemals dem Laster verfallen sind, die ein anspruchsloses Leben führen, die niemandem verletzen, die zur Verzeihung geneigt sind, die ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen, und die sogar religiös sind; sie gehen jeden Sonntag in die Kirche, sie ehren Gott und sein heiliges Wort (doch ohne durch den heiligen Geist aufs Neue geboren zu sein!) Nun, sind sie glücklich, da sie doch tugendhaft sind? — Es giebt keine Tugend ohne wahre Religion. Diese tugendhaften „Weltmenschen“ sind thatsächlich viel schlimmer als die lasterhaftesten. Die ersteren haben sich in eine moralische Sicherheit eingeschläfert (certitude morale), sie halten sich für besser als andere Menschen und für gerecht vor den Augen des Heiligen. Aber gerade diese Pharisäer, glauben, von Eigenliebe erfüllt, durch ihre Thaten die ewige Seligkeit zu verdienen. Was sind aber unsere Thaten vor dem heiligen Gotte? Sünde und nichts als Sünde. Diesen Menschen, die gerecht zu sein glauben, fällt es am schwersten, sich zu bekehren, weil sie vermeinen, keinen Mittler zu brauchen, da sie den Himmel durch ihre Thaten gewinnen wollen. Ein „alter Sünder“ dagegen, der kann sich, nachdem er erweckt worden ist, für schlecht halten und das Bedürfniß nach einem Erlöser empfinden. Das wahre Glück besteht darin, „Frieden zu haben in seinem Herzen mit Gott durch Jesus Christus.“ Man

kann diesen Frieden nicht eher finden, als bis man eingesehen, daß man der größte aller Sünder sei, und dann zu seinem Erlöser flieht, um in ihm die Erlösung zu finden. Wie thöricht sind wir, daß wir das Glück von uns stoßen. Wir alle wissen, wo es zu finden ist, aber anstatt es zu suchen, suchen wir das Unglück unter dem Vorgeben, das Glück zu suchen.

Hierunter schrieb die Freundin: Sehr gut geschrieben. — Sie hatte ihre eigenen Gedanken, oder doch wenigstens ihre eigene Worte gelesen.

Die Zweifel nagten aber bisweilen an ihm, und er erforschte seine innersten Nieren. So schreibt er über ein selbstgewähltes Thema:

Der Egoismus lenkt alle unsere Handlungen.

Man sagt gewöhnlich: „Dieser Mensch ist so gut und so wohlthätig gegen seinen Nächsten, alle seine Handlungen sind gut, er ist tugendhaft, und alles, was er thut, entspringt der Barmherzigkeit und der Liebe zum Wahren und Rechten.“ Wohlan, öffne dein Herz und erforsche es. Du begegnest einem Bettler auf der Straße; der erste Gedanke, der Dich packt, ist gewiß folgender: „Wie unglücklich ist dieser Mann, ich will eine gute That thun und ihm helfen.“ Du bedauerst ihn und giebst ihm ein Geldstück. Aber packt Dich dann nicht ein Gedanke wie der: „O, wie schön ist es doch, wohlthätig und barmherzig zu sein, es thut dem Herzen so wohl, einem Armen ein Almosen zu geben.“ Was ist das Motiv zu Deiner Handlung? Ist es wirklich Liebe oder Barmherzigkeit?

Da tritt in Deinem Herzen Dein liebes Ich auf und verurteilt Dich: um Deines Ichs Willen hast Du es gethan, um Dein Herz zu beruhigen, Dein Gewissen zu befriedigen.

Es war eine Zeitlang meine Absicht, Prediger zu werden, thatsächlich eine gute Absicht. Aber welches Motiv hatte ich dazu? War es, um meinem Erlöser zu dienen und für ihn zu arbeiten, oder nur aus Liebe zu ihm? Nein, ich war feig, und ich wollte meine Last und mein Kreuz erleichtern und den großen Versuchungen entgehen, die mir überall begegneten. Ich fürchtete die Menschen. Das ist das Motiv. — Die Zeiten ändern sich. Ich sah ein, daß ich nicht ein Leben als Christ führen konnte in der Gesellschaft solcher Kameraden, deren gottlose Gespräche ich tagaus tagein anhören mußte, und so wählte ich eine andere Laufbahn, wo ich unabhängig sein konnte oder wenigstens . . .

Hier brach der Aufsatz ab. Er ist auch unverbessert. Andere handeln vom Schöpfer der Natur und scheinen unbewußt durch Rousseau beeinflußt zu sein, von dem man Auszüge in Staaffs „Lesebuch der französischen Sprache" zu lesen bekam. Er spricht nämlich von Heerden und Nachtigallen, die er nie gesehen oder gehört hatte. —

Sie hatten auch lange Erörterungen und Beweisführungen in Bezug auf ihr Verhältniß. Ist es Liebe oder Freundschaft? Aber sie liebte ja einen andern Mann, von dem sie fast nie sprach. Johann beobachtete niemals ihren Körper. Er sah nur ihre Augen, die tief und aus-

drucksvoll waren. Es war auch nicht gerade die Mutter, die er in ihr verehrte, denn er sehnte sich nie danach, seinen Kopf in ihren Schoß zu legen, wenn er noch so unglücklich war, was er dagegen bei anderen Frauen thun wollte. Er hatte fast ein Grauen davor, sie zu berühren, nicht das Grauen verborgenen Verlangens, sondern das der Abneigung. Er tanzte einmal mit ihr, that es aber nicht wieder. Wenn es auf der Straße windig war und ihre Kleider gehoben wurden, sah er fort. Es war sicher Freundschaft, und ihre Seele wie auch ihr Körper waren mannhaft genug, um eine Freundschaft entstehen und dauern zu lassen. Eine geistige Ehe kann deshalb nur zwischen mehr oder weniger Geschlechtslosen stattfinden, und wo es geschieht, wird man immer etwas Anormales beobachten. Die besten Ehen, das heißt, diejenigen, die ihre wirkliche Bestimmung am besten erfüllen, sind gerade die „mal assortis."

Antipathie, Ungleichheit der Anschauungen, Haß, Verachtung können die wahre Liebe begleiten. Ungleiche Intelligenzen und Charaktere bringen die reichsten Kinder hervor, die die Anlagen Beider erben. Frau Marie Grubbe, die an Überkultur litt, sucht und sucht mit vollem Bewußtsein einen geistigen Gatten. Sie ist unglücklich, bis sie einen Stallknecht bekommt, der ihr giebt, was sie braucht, und Prügel dazu. Das war, was sie als Komplement brauchte.

Inzwischen näherte sich die Konfirmation. Sie war so weit als möglich hinausgeschoben worden, um den Jüngling unter den Kindern zurückzuhalten. Und auch

die Konfirmation sollte als eine Unterdrückung benutzt werden. — Der Vater sprach bei der Mitteilung seines Entschlusses die Hoffnung aus, daß der Kursus das Eis um sein Herz schmelzen sollte.

Er war wieder unter den Kindern der unteren Klassen. Er fühlte Mitleid mit ihnen, aber er liebte sie nicht, konnte und wollte sich ihnen nicht nähern. Er war ihnen durch die Erziehung entwachsen, wie er seiner Familie entwachsen war.

Er war wieder Schulknabe, wurde geduzt und mußte inwendig lesen, bei den Fragen aufstehen und zusammen mit den andern Grobheiten anhören. Der Prediger war Adjunkt und Leser. Er sah aus, als ob er eine ansteckende Krankheit gehabt oder Dr. Kapff gelesen hätte. Streng, unbarmherzig, gefühllos, ohne ein Wort der Gnade oder des Trostes. Cholerisch, arglistig, nervös, war dieser dünkelhafte Bauernjunge der Liebling aller Damen.

Da man ihn oft hörte, machte er schließlich Eindruck. Er war ein Schwefelprediger, verfluchte das Theater und jede Art von Vergnügung. Johann und seine Freundin wollten ihr Leben ändern, nicht mehr tanzen, nicht ins Theater gehen, nicht scherzen. Er schrieb jetzt seine Schulaufsätze mit einem Anstrich von Lesertum und setzte sich abseits von seinen Kameraden, um ihre leichtsinnigen Geschichten nicht hören zu müssen.

„Du bist ja ein Leser," — sagte ein Kamerad eines Tages öffentlich zu ihm.

„Jawohl, das bin ich," — antwortete er. Er wollte seinen Erlöser nicht verleugnen.

Die Schule wurde ihm unerträglich. Er litt am

Martyrium und fürchtete die Lockung der Welt, denn er mußte wohl empfunden haben, wie das Leben ihn lockte. Er glaubte auch ein Mann zu sein und wollte in die Welt und arbeiten, sich selbst ernähren und heiraten. Heiraten, das war sein Traum, denn unter einer anderen Form konnte er sich eine Verbindung mit einer Frau nicht denken. Sie mußte gesetzlich und geheiligt sein. In diesen Träumen gebar er einen Entschluß, der so bizarr wie möglich war, aber sicher seine Gründe hatte. Er wollte ein Handwerk ergreifen, das leicht zu lernen war und seinen Mann bald ernährte, einen Platz, wo er nicht der letzte sein mußte, ohne sonderlich hoch zu stehen; eine geringe untergeordnete Stellung, die aber ein bewegliches, gesundes Leben in der freien Luft mit einer schnell gewonnenen ökonomischen Stellung vereinigte. Die Bewegung in der freien Luft war vielleicht der Hauptgrund, als er Unteroffizier eines Cavallerieregiments werden wollte, um dem fatalen Todesjahr, dessen Schrecken ihm der Priester ausgemalt hatte, zu entgehen. Sollte es nicht aber auch die Uniform und das Pferd gewesen sein? Wer weiß? Der Mensch ist ein sonderbares Thier, aber er hatte doch auf die Kadettenuniform verzichtet.

Die Freundin riet ihm eindringlich davon ab; sie malte ihm diese Klasse als die schlechtesten Menschen aus. Er aber war stark und sagte, daß der Glaube an Jesus ihn von jeder Ansteckung fern halten würde, ja daß er den Soldaten Christus predigen und Alle läutern würde. Dann ging er zum Vater. Dieser faßte das Ganze als eine Ausgeburt seiner Phantasie auf und sprach von dem bevorstehenden Abgangsexamen, das ihm die

ganze Welt öffnen würde. Und so vergaß er die Sache bis auf weiteres.

Die Stiefmutter hatte einen Sohn bekommen. Johann haßte ihn aus Instinkt als einen Konkurrenten, dem die jüngeren Geschwister würden weichen müssen.

Aber die Macht der Freundin und des Lesertums über ihn war so groß, daß er zu seiner Kasteiung sich vornahm, den Kleinen gern zu haben. Er trug ihn auf dem Arm und wiegte ihn.

„Es geschah gewiß, wenn's niemand sah," — sagte die Stiefmutter später, als er den Beweis seines guten Willens vorbrachte. — Ja, gerade wenn es niemand sah, denn er wollte sich damit nicht groß thun. Das Opfer war aufrichtig, als es gebracht wurde; als es ihm zuwider war, hörte es auf.

Die Konfirmation fand nach einer Reihe von Passionspredigten, unter endlosen Gesprächen von Jesus und Kasteiungen statt, so daß die Stimmung nicht höher gesteigert werden konnte. Nach dem großen Verhör schalt er die Freundin aus, weil er sie hatte lachen sehen.

Am Tage des Abendmahles hielt der Oberpfarrer die Predigt. Sie gipfelte in dem wohlwollenden Rate eines alten aufgeklärten Mannes an die Jugend; sie war herzlich und tröstend, keine Domsposaune, keine Strafe für begangene Sünden. Bisweilen während der Predigt schien es ihm wie Balsam auf sein wundes Herz zu fallen, und es kam ihm so vor, als ob der alte Mann Recht habe. Der eigentliche Akt, am Altar, von dem er sich so viel versprochen hatte, verfehlte gleichfalls

seinen Eindruck. Die Knaben und Mädchen weinten und waren halb tot, wie beim Anblick einer Hinrichtung. Johann aber ließ es stumpf. Die Ritualien hatte er ganz in der Nähe in der Sakristei gesehen, und die ganze Sache war bis ins Absurde getrieben. Sie war reif zu fallen. Und sie fiel!

Er bekam einen hohen Hut und erbte die abgelegten Kleider seines Bruders. Jetzt nahm ihn der Freund mit dem Pince-nez in die Finger. Er hatte ihn während der Leserei nicht verlassen. Er nahm nur die Sache von der leichten Seite, wohlwollend nachsichtig, mit einer gewissen Bewunderung für das Märtyrertum und den festen Glauben, den Johann in die That umsetzen wollte. Aber jetzt griff er ein. Er nahm ihn mit zur Mittagspromenade. Er zeigte ihm die Schönheiten der Stadt, nannte die Namen der Schauspieler an der Ecke der Regeringsgata und der Offiziere, die die Parade führten. Johann war noch schüchtern und hatte kein Selbstvertrauen.

Es war zur Mittagsstunde um zwölf Uhr, als sie zum Turnen gehen sollten. Da sagte der Freund:

„Komm, wir wollen in Tre Remmare frühstücken“.

„Nein, wir müssen zur griechischen Stunde!“

„Äh, wir dispensiren uns heute vom Griechischen.“

„Schwänzen! Das erste Mal. Ein bischen Schelte könnte man schließlich schon mit in den Kauf nehmen.“

„Ja, aber ich habe kein Geld!“

„Das gehört doch nicht hierher, wenn ich Dich einlade!“ — Er war beleidigt.

Sie traten in das Restaurant ein. Ein angenehmer Geruch von Beefsteaks schlug ihnen entgegen; die Kellner zogen ihnen die Röcke aus und hängten die Hüte auf.

„Speisekarte!“ — rief der Freund mit Sicherheit, denn er aß seit einigen Jahren im Wirtshaus.

„Willst Du Beefsteak essen?“

„Ja!“ Er hatte nur zweimal in seinem Leben Beefsteak gegessen.

„Butter, Käse und Branntwein; und zwei Halbe Bier!“

Ohne Umstände goß er den Branntwein ein.

„Aber ich weiß nicht, ob ich darf!“

„Hast Du vorher nie getrunken.“

„Nein!“

„Ach, nimm nur, es schmeckt gut!“

Er trank. O! das erwärmte den Körper, Thränen kamen ihm in die Augen, und ein leichter Nebel lagerte sich über das Zimmer; aber seine Kräfte wuchsen, die Gedanken arbeiteten, neue Gesichtspunkte tauchten auf, und die düstere Vergangenheit wurde lichter. Dazu das saftige Fleisch. Das war Essen. Der Freund aß Butterbrod und Käse dazu. Johann sagte:

„Was wird der Wirt sagen?“

Der Freund lachte ihm zu wie ein alter Onkel.

„Iß nur, es ist ein Preis!“

„Aber Butter und Käse zum Beefsteak! Das paßt ja nicht! Aber schön schmeckt es!“ — Er schien bisher überhaupt nicht gegessen zu haben. Dazu trank er Bier!

„Soll jeder von uns eine ganze Flasche haben, Du bist wohl toll?“

Das nennt man doch wenigstens essen! Und ein so leerer Genuß, wie der bleiche Mann behauptet, ist es nicht! Nein, es ist sogar ein solider Genuß, wenn man starkes Blut in den halbleeren Adern fließen fühlt, das die Nerven stärken müßte zum Kampf des Lebens. Es ist ein Genuß, wenn man entschwundene Manneskraft zurückkehren, wenn man schlaffe Sehnen eines fast zerstörten Willens sich wieder spannen fühlt. Die Hoffnung erwachte, der Nebel wurde zur rosenroten Wolke, und der Freund ließ ihn in die Zukunft schauen, wie sie von der Freundschaft und der Jugend erdichtet wird. Woher kommen diese Lebensillussionen der Jugend? Aus der Kraft, sagt man. Aber der Verstand, der so viele Jugendwünsche hatte vernichten sehen, müßte auf die Unwahrscheinlichkeit der Verwirklichung von Jugendillusionen schließen können.

Johann hatte vom Leben nichts anderes als die Freiheit von Tyrannei und die Mittel zur Existenz verlangt. Das ist ja genügend. Er war kein Aladdin und glaubte nicht an das Glück. Er besaß Kräfte genug, kannte sie aber nicht. Der Freund mußte ihn erst entdecken.

„Du mußt Dich ab und zu ein bischen auffrischen,“ — sagte er, „und nicht immer zu Hause kauern.“

„Aber das kostet Geld, und ich bekomme keins.“

„Verschaffe Dir Stunden.“

„Stunden? Ach? Glaubst Du, ich würde Stunden bekommen?“

„Du hast ja gute Kenntnisse, da wird's ja wohl nicht schwer fallen.“

Er hatte gute Kenntnisse! Das war eine Anerkennung oder eine Schmeichelei, wie die Leser es nennen, und sie fiel auf fruchtbaren Boden.

„Ja, aber ich habe keine Bekanntschaften! Keine Beziehungen!"

„Sag's nur dem Rektor! So hab' ich's auch gemacht!"

Johann wagte kaum an ein solches Glück, Geld zu verdienen, zu glauben. Aber als er hörte, daß es Andere können und er sich mit jenen verglich! Die hatten eben Glück!

Der Freund brachte ihn in Bewegung, und bald hatte er Stunden und fungirte als Lehrer in einer Mädchenpension.

Jetzt erwachte sein Selbstgefühl. Die Mädchen zu Hause nannten ihn Herr Johann, und die Lehrer in der Schule sagten zur Klasse: meine Herren. Damit ging eine Reform seines Schulwesens Hand in Hand. Zunächst gab er den griechischen Unterricht auf, nachdem er schon lange durch den Vater, aber vergebens, davon hatte dispensirt sein wollen. Dies bewerkstelligte er durch eigenen Entschluß, und der Vater bekam es erst nach dem Examen zu wissen. Darauf stellte er die Mathematik ein, nachdem er erfahren hatte, daß ein Lateiner das Recht besitzt, ein Zeugnis in diesem Gegenstand zu entbehren. Ferner vernachlässigte er das Latein. Er wollte einen Monat vor dem Examen alles im Ganzen repetiren. Während des Unterrichts las er französische, deutsche und englische Romane. Die Fragen wurden der Reihe nach gestellt, und er saß mit seinem Buch in der Hand so

lange da, bis die Frage an ihn herankam und er sich präpariren konnte. Die lebenden Sprachen wurden jetzt neben den Naturwissenschaften seine Stärke.

Minderjährigen Unterricht zu geben war ein neuer, gefährlicher Rückgang, aber eine Arbeit, die sich bezahlte. Natürlich waren es nur Knaben mit einer gewissen Abneigung gegen das Lernen, die sich einen Extralehrer nahmen. Für sein regsames Gehirn war es eine harte Arbeit, sich dem ihrigen zu akkomodiren. Sie konnten nicht aufmerksam sein. Er glaubte, sie seien störrisch. Die Wahrheit war, daß ihnen der Wille fehlte, aufmerksam zu sein. Solche Knaben werden mit Unrecht für dumm angesehen. Sie sind im Gegenteil wach; ihre Gedanken bewegen sich um Wirklichkeiten, und sie scheinen eher die Absurdität der Lehrgegenstände durchschaut zu haben. Viele von ihnen wurden später tüchtige Männer im Leben, und viel mehr wären es geworden, wenn sie nicht von den Eltern gezwungen worden wären, ihrer Natur Gewalt anzuthun und ihre Studien fortzusetzen. In der Mädchenpension lernte er nur mit den Kleinen. Die Großen dagegen bewegten sich im Zimmer und zeigten an Tisch- und Stuhlfüßen ihre Strümpfe, für die er ein gutes Auge hatte, denen er sich aber nicht zu nähern wagte.

Jetzt entstand ein neuer Kampf mit seiner Freundin, die sein verändertes Wesen sah. Sie warnte ihn vor dem Freunde, der ihm schmeichele, und vor den jungen Mädchen, von denen er mit einer gewissen Wärme sprach. Sie war eifersüchtig. Sie erinnerte ihn an Jesus, aber Johann war zerstreut, und so zog er sich von ihr zurück.

Er führte jetzt ein lustiges, thätiges Leben. Des Abends

Serenaden, denn er sang in einem Quartett mit, Punsch und ein mäßiges Hofiren mit den Kaffeekellnerinnen. Er verliebte sich in eine kleine Blondine bei der Andalusierin, die hinter dem Schenktisch schlief. Er wollte sie für sich retten, sie in einem Pfarrhaus unterbringen, selber Pfarrer werden und sie heiraten. Aber die Liebe verschwand sehr bald, als er eines Abends gesehen hatte, wie die Kameraden sie in einem Separatzimmer an die Brust gefaßt hatten. In der ganzen Zeit war Jesus suspendirt, aber ein schwacher Grundton von Scheinheilichkeit und Askese klang noch nach. Er betete noch aus Gewohnheit, aber ohne Hoffnung auf Erhörung, da er so lange die Bekanntschaft gesucht hatte, die nach allgemeiner Behauptung so leicht zu Hause gefunden werden kann, wenn man nur leise an die Thür der Gnade pochte. Um die Wahrheit zu sagen, es lag ihm auch nichts daran, beim Wort genommen zu werden. Wenn der Gekreuzigte die Thür geöffnet und gerufen hätte: komm herein, er hätte sich nicht gefreut. Sein Fleisch war zu jung und zu gesund, um die Lust zu verspüren, gekreuzigt zu werden.

VIII.

Eisgang.

Die Schule erzieht, nicht die Familie. Die Familie ist zu eng, sie hat zu kleinliche, selbstische, antisociale Ziele.

Treten obendrein noch so abnorme Verhältnisse bei einer Wiederverheiratung ein, dann ist es mit der einzigen Berechtigung der Familie zu ende, und die Kinder einer verstorbenen Mutter müßten einfach der Familie entzogen werden, wenn der Vater noch einmal heiratet. Dadurch wäre den Interessen aller Parteien Genüge gethan, nicht zum wenigsten denen des Vaters, der vielleicht bei der Eingehung einer neuen Ehe der am meisten Leidende ist. In der Familie giebt es nur einen (oder zwei) herrschenden Willen ohne Appell; deshalb ist keine Gerechtigkeit möglich. In der Schule dagegen giebt es eine ständige, wachsame Jury, die sowohl Kameraden als auch Lehrer ohne Schonung verurteilt. Die Jünglinge werden gesitteter, die Unmenschlichkeit legt sich; soziale Instinkte erwachen; man fängt an einzusehen, da die eigenen Interessen gemeinsam durch Kompromisse gefördert werden müssen. Unterdrückung darf nicht stattfinden, denn die Mitglieder sind zahlreich genug, um Parteien zu bilden und zu revoltiren. Ein Lehrer, der durch einen Schüler schlecht behandelt wird, kann am schnellsten Gerechtigkeit erlangen, wenn er sich an die Schüler wendet. Aber auch die Teilnahme an größeren, allgemeinen Angelegenheiten, an denen des Volkes, der Nation oder der Menschheit trat mehr hervor.

Während des dänischen Krieges 1864 wurde ein Fond zum Ankauf der Kriegsdepeschen gebildet, die an die schwarze Tafel angeheftet und mit großem Interesse von den Lehrern und Schülern gelesen wurden, indem sie zugleich Veranlassung zu vertraulichen Gesprächen, zu reiferen Reflexionen der Lehrer über die Entstehung und die Ursachen des Krieges gaben. Man war natürlich einseitig skandi-

navisch, und die Frage wurde vom Gesichtspunkt der Studentenversammlungen beurteilt. Der Grund zum Preußen- oder Deutschenhaß für den kommenden Krieg wurde gelegt und nahm bereits bei dem Begräbnis des beliebten Turnlehrers Lieutenant Betzholtz einen fanatischen Zug an.

Die Auftritte vor La Croix' Salon mit den bekannten Wasserspritzen machten nur einen lächerlichen Effekt, und man wußte nicht recht, um was es sich eigentlich handelte.

Das Telegramm des „Abendblattes“ „Er und die 20000 Mann“ war auch nicht klar.

Das Jahr 1865 näherte sich. Der Geschichtslehrer, Edelmann und Aristokrat, ein gefühlvoller, freundlicher Mann, suchte die Jünglinge der Frage näher zu bringen. Parteien hatten sich in der Klasse gebildet, und der Sohn eines Oberhaussprechers, ein Graf S., allgemein beliebt und geschätzt, war der Chef der Opposition gegen den Vorschlag. Er war von altem, deutschem Schwertrittergeschlecht, arm und verkehrte mit seinen Kameraden auf vertrautem Fuß, aber das Gefühl seiner Abkunft war bei ihm stark eingewurzelt. Kämpfe, mehr im Spiel, entstanden in der Klasse, und Tisch und Bänke wurden auf den Haufen geworfen.

Die Reform war durchgegangen. Graf S. blieb dem Unterricht fern. Der Geschichtslehrer sprach mit Rührung von dem Opfer, das die Ritterschaft und der Adel auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht hatten, als sie auf ihre Privilegien verzichteten. Der gute Mann wußte noch nicht, daß Privilegien keine Rechte sind, sondern genommene Vor-

rechte, die als Eigentum bei gewissen, weniger gesetzlichen Käufen zurückerworben werden können.

Er bat die Klasse, Bescheidenheit über den Sieg zu zeigen und die Besiegten nicht zu verletzen. Der junge Graf wurde auch bei seinem Wieder-Eintritt in die Klasse mit ausgesuchter Achtung empfangen, aber seine Gefühle überwältigten ihn beim Anblick der unfreiwilligen Erhöhung so vieler niedrig Geborener, daß er in Thränen ausbrach und aus der Klasse gehen mußte.

Johann verstand nichts von Politik. Sie war natürlich als ein allgemeines Interesse aus der Familie verbannt, wo nur Privatinteressen berücksichtigt wurden, und auch diese waren in schlechter Beschaffenheit. Söhne wurden so erzogen, daß sie ihr ganzes Leben lang Söhne bleiben mußten, ohne daran zu denken, daß sie Väter werden sollten. Aber der Jüngling besaß jenen Instinkt der unteren Klassen, der ihm sagte, daß jetzt eine Ungerechtigkeit abgeschafft wurde, daß die höhere Schale gesenkt wurde, damit es der niedrigeren leichter fiele, in ein gleiches Niveau zu kommen. Er war natürlich liberal, aber da der König auch liberal war, so war man zugleich Royalist.

Parallel mit der starken Rückwärtsströmung, dem Pietismus, ging der Neurationalismus, aber in entgegengesetzter Richtung. Das Christentum, das am Ausgang des vorigen Jahrhunderts als Mythologie erklärt worden war, wurde wieder in Gnade aufgenommen, und da die Lehre staatlichen Schutz genoß, konnten die Söhne der Restauration sich gegen die aufs Neue eingeimpften Dogmen nicht wehren. Aber im Jahre 1835 hatte Strauß' „Leben

Jesu" eine neue Bresche gelegt, und auch in Schweden sickerte frisches Wasser in die vermoderten Brunnen. Das Buch wurde der Gegenstand eines Prozesses, aber auf dieser Grundlage wurde dann das ganze Reformationswerk aufgebaut, von selbstgemachten Reformatoren wie immer, denn die Anderen, reformieren nicht.

Der Oberpfarrer Cramér hatte die Ehre, der erste zu sein. Schon im Jahre 1859 gab er seinen „Abschied aus der Kirche" heraus, eine populäre, aber kenntnisreiche Kritik über das Neue Testament. Er besiegelte seinen Glauben durch die That, indem er aus der Staatskirche ausschied und sein Amt quittierte. Seine Schrift wühlte am tiefsten, und wenn auch Ignell's Bücher sich länger unter den Theologen hielten, so drangen sie doch nie zur Jugend durch. In demselben Jahre (1853) erschien „der letzte Athener."

Die Wirkung dieses Buches wurde dadurch stark gehindert, daß die Arbeit als litterarischer Erfolg begrüßt und auf das neutrale Territorium der Schönlitteratur versetzt wurde. Schärfer griff Ryllberg's „Lehre der Bibel von Christus", 1862, ein. Renan's „Leben Jesu", in der Übertragung von Ignell, hatte Jung und Alt im Sturm genommen und wurde in der Schule neben Cramér gelesen, was jedoch mit der „Lehre der Bibel von Christus" nicht der Fall war. Und mit Boström's Angriffen auf die „Lehre von der Hölle," 1864, waren dem Rationalismus oder dem Freidenkertum, wie er genannt wurde, die Thore geöffnet. Boströms eigentlich unbedeutende Schrift wirkte doch kolossal durch den berühmten Namen des Upsalaprofessors und früheren Prinzenerziehers, ein Name,

den der mutige Mann riskirte, den nach ihm keiner riskirt hat, nachdem es nicht mehr als Ehre galt, ein Freidenker zu sein oder für die Freiheit und das Recht des Gedankens zu arbeiten.

Genug, alles war bereit, und es bedurfte nur eines Hauches, um das Kartenhaus des Jünglings einstürzen zu lassen. Ein junger Ingenieur kreuzte seinen Weg. Er war ein Mieter im Hause der Freundin. Er beobachtete Johann lange Zeit, ehe er ihm näher trat. Johann hatte Respekt vor ihm, weil er einen guten Kopf besaß, und war wohl auch etwas eifersüchtig. Die Freundin bereitete Johann auf die Bekanntschaft vor und warnte ihn. Er sei eine sehr interessante Persönlichkeit mit vorzüglichem Verstande, aber gefährlich. Johann traf den Mann. Er war ein starkgebauter Wermländer, mit groben, ehrlichen Zügen, einem guten, kindlichen Lachen, wenn er lachte, was nicht oft geschah. Sie waren sofort mit einander bekannt. Am ersten Abend fand nur ein kurzes Gefecht statt. Es handelte sich um die Frage von Glauben und Wissen.

„Der Glaube muß die Vernunft töten!“ — meinte Johann nach Krummacher.

„Nicht doch,“ — sagte der Freund. — „Die Vernunft ist ein Gottesgeschenk, das den Menschen über das Thier hebt; soll sich also der Mensch zum Thiere erniedrigen, indem er das Gottesgeschenk verwirft?“

„Es giebt Dinge,“ — antwortete Johann (nach Norbeck) — „die man sehr gut glauben kann, ohne einen Beweis dafür zu verlangen. Wir glauben zum Beispiel an den Kalender, ohne von der Bewegung der Planeten etwas zu wissen.“

„Ja," antwortete der Freund, — „wir glauben da, wo wir fühlen, daß unsere Vernunft sich nicht dagegen sträubt. Meine Vernunft empört sich nicht gegen den Kalender."

„Aber," antwortete Johann, „zu Galilei's Zeiten sträubte man sich dagegen, daß sich die Erde um die Sonne drehe. Es ist nur der Widerspruchsgeist, sagte man; er will sich originell machen."

„Wir leben nicht zu Galilei's Zeiten," entgegnete der Freund, — „und die aufgeklärte Vernunft unserer Zeit sträubt sich, an die Gottheit Christi und die ewigen Strafen zu glauben."

„Ueber diese Dinge wollen wir nicht streiten," sagte Johann.

„Warum nicht?"

„Sie stehen unter der Diskussion."

„Genau dasselbe habe ich vor zwei Jahren gesagt, als ich ein Gläubiger war."

„Sie sind . . . Leser gewesen?"

„Ja."

„Hm! Und Sie haben jetzt Frieden?"

„Jetzt habe ich Frieden."

„Wie ging das zu?"

„Ich lernte durch einen Prediger den Geist des wahren Christentums kennen."

„Sie sind also ein Christ?"

„Jawohl, ich bekenne mich zu Christus."

„Aber Sie glauben nicht, daß er ein Gott gewesen sei."

„Das hat er selbst nie gesagt. Er nennt sich Gottes Sohn, und Gottes Söhne sind wir alle."

Die Freundin unterbrach das Gespräch, das für die Religionsdispute um das Jahr 1865 typisch war. Johannes Neugierde war geweckt. Es gab also Menschen, die nicht an Christus glaubten und doch Frieden hatten. Die Furcht vor der Leere hielt ihn zurück, bis ihm Parker in die Hände fiel. Predigten ohne Christus und Hölle, das war, was er brauchte. Und schöne Predigten. Es muß bekannt werden, daß es ihm am meisten darum zu thun war, daß die Geschwister und seine Angehörigen sie genießen sollten, damit er ihrer Mißbilligung entgehen konnte. Er verwechselte nämlich die Mißbilligung Anderer mit bösem Gewissen und war so daran gewöhnt, Anderen Recht zu geben, daß er in Zwiespalt mit sich selbst geriet.

Aber Christus, der Inquisitor, die Gnadenwahl, die Strafen des jüngsten Gerichts, alles stürzte ein, als ob es schon lange baufällig gewesen wäre. Er erstaunte darüber, daß es so schnell ging. Es war so, als ob er ausgewachsene Kleider ablegte und neue anzöge.

Eines Sonntag Morgens ging er mit dem Ingenieur in den Hagapark hinaus. Es war Frühling. Der Haselstrauch blühte, und die Blauanemonen schlugen aus. Das Wetter war ziemlich klar, die Luft vom nächtlichen Regen weich und sanft. Sie sprachen von der Freiheit des Willens. Das Lesertum hatte eine sehr schwankende Auffassung von der Sache. Man besitzt nicht den freien Willen, ein Kind Gottes zu werden. Der heilige Geist mußte einen suchen, also Prädestination. Johann wollte bekehrt sein, aber er konnte es nicht. „Herr, schaffe in mir einen neuen Willen“ hatte er beten gelernt. Aber wie konnte

man ihn dann für seinen bösen Willen verantwortlich machen? Ja, antwortet der Leser, durch den Sündenfall, da der mit einem freien Willen begabte Mensch das Böse wählte, wurde sein Wille böse durch Vererbung, böse für alle Zeiten und hörte auf frei zu sein. Und der Mensch konnte von diesem bösen Willen nur durch Jesus und das Gnadenwerk des heiligen Geistes frei werden. Aber aufs Neue geboren werden, beruhte nicht auf seinem eigenen Willen, sondern auf Gottes Gnade. Also unfrei! Aber als Unfreier blieb er immer verantwortlich. Darin lag der falsche Schluß.

Der Ingenieur war ein Naturverehrer, und Johann auch. Was ist diese Naturverehrung, die in unseren Tagen als so kulturfeindlich angesehen wird? Ein Rückfall in die Barbarei, sagen einige; eine gesunde Rückkehr von der Ueberkultur, sagen andere. Wenn der Mensch in der Gesellschaft eine Einrichtung entdeckt hat, die auf Irrtümern und Ungerechtigkeiten basiert, wenn er einsieht, daß die Gesellschaft im Austausch gegen kleine Vorteile jedem Trieb, jedem Verlangen einen zu harten Zwang auferlegt, wenn er die Illusion, daß er ein Halbgott und ein Kind Gottes sei, durchschaut hat und sich vielmehr als eine Art Thier betrachtet, dann flieht er die Gesellschaft, die mit Rücksicht auf den göttlichen Ursprung der Menschen aufgebaut ist, und geht in die Natur, in die Landschaft. Hier fühlt er sich in seinem Milieu als Thier, fühlt sich als Staffage in das Gemälde gestellt und sieht seinen Ursprung: die Erde, die Wiese; er sieht den Zusammenhang der ganzen Schöpfung in einem lebendigen Abriß; die Berge, die Erde geworden, der See, der Regen geworden,

die Wiese, die zerbröckelte Berge ist, die Wälder, die aus dem Wasser und den Bergen emporgestiegen sind; er sieht Luft in großen Massen, die der Mensch und alle lebenden Geschöpfe atmen, er hört die Vögel, die von Insekten leben, er sieht die Insekten, die die Pflanzen befruchten, und er schaut die Säugethiere, von denen der Mensch selbst lebt. Er ist bei sich zu Hause. Und in unserer Zeit mit ihrer naturwissenschaftlichen Weltanschauung müßte eine einsame Stunde in der Natur, wo die ganze Evolutionsgeschichte in lebenden Bildern gezeichnet ist, das einzige Surrogat eines Gottesdienstes sein. Aber die Evolutionsoptimisten ziehen eine Stunde in einer Versammlung vor, wo sie ihren Bannstrahl gegen dieselbe Gesellschaft richten, die sie verachten und bewundern. Sie preisen sie als die höchste Stufe der Entwickelung, wollen sie aber stürzen, weil sie mit dem wahren Glück des Thieres unvereinbar ist. Sie wollen sie umbilden und entwickeln, sagen einige. Aber ihre Umbildung kann nicht geschehen, ohne daß alles Bestehende von Grund auf zerstört wird. Erkennen denn diese Leute nicht, daß die bestehende Gesellschaft eine mißglückte Evolution und selber kulturfeindlich ist, während sie zugleich naturfeindlich ist?

Die Gesellschaft ist wie Alles ein Naturproduct, sagen sie, und Kultur ist Natur. Ja, aber sie ist schlechte Natur, Natur auf Abwegen, da sie ihrem Ziel, dem Glücke, entgegen arbeitet.

Es war jedoch die Naturverehrung des Ingenieurs, die diese Mängel der Kulturgesellschaft entdeckte und der neuen Ansicht von der Entstehung der Menschen den Weg bahnte. Schon im Jahre 1859 war Darwins „Ent-

stehung der Arten“ erschienen, aber sie hatte noch nicht durchzudringen, noch weniger zu blühen und zu befruchten vermocht. Moleschott wurde damals gepredigt, und der Kreislauf der Materie war das Schlagwort. Damit und mit seiner Geologie zerpflückte der Ingenieur die mosaische Schöpfungsgeschichte. Er sprach noch vom Schöpfer, denn er war Theist und sah seine Weisheit und seine Güte in den erschaffenen Werken.

Während sie den Park durchwandern, fangen die Glocken in der Stadt zu läuten an. Johann bleibt stehen und lauscht: es waren die ensetzlichen Glocken der Klarakirche, die seine traurige Kindheit eingeläutet hatten, es waren die Glocken von Adolf-Fredrik, die ihn zu Jesus an die blutige Brust des Gekreuzigten gescheucht hatten, es waren die Glocken Johannis, die am Samstag der Jakobsschule das Ende der Woche verkündet hatten.

Ein leiser südlicher Wind führte das Geräusch hinaus aus der Stadt, und es hallte mahnend, warnend unter den hohen Fichten wieder.

„Willst Du in die Kirche gehen?“ fragte der Freund.

„Nein,“ sagte Johann, „ich gehe nicht mehr in die Kirche.“

„Folge Deinem Gewissen,“ erwiderte der Ingenieur.

Es war das erste Mal, daß Johann aus der Kirche fortblieb. Er wollte dem Befehl des Vaters und der Stimme seines Gewissens trotzen. Er exaltirte sich, eiferte gegen die Religion und die Familientyrannei und sprach von der Kirche Gottes in der Natur; er sprach mit Begeisterung von dem neuen Evangelium, das Allem Selig-

keit, Allem Glück und Leben verkündete. Aber plötzlich schwieg er.

„Du hast ein böses Gewissen," sagte der Freund.

„Ja," antwortete Johann, — „Entweder nicht thun, was man bereut, oder nicht bereuen, was man thut."

Das Letztere ist besser!

„Aber ich bereue trotzdem! Ich bereue eine rechte That, denn es wäre Unrecht, in diesem alten Götzentempel zu heucheln. Mein neues Gewissen sagt mir, daß ich Unrecht habe. Ich kann zu keinem Frieden mehr kommen!"

Er konnte es auch nicht. Sein neues Ich erhob sich gegen sein altes, und sie lebten wie unglückliche Gatten in Uneinigkeit das ganze spätere Leben lang, ohne getrennt werden zu können.

Die Reaktion gegen das Alte, das ausgerottet werden sollte, brach in gewaltsamen Angriffen hervor. Die Furcht vor der Hölle war verschwunden, die Entsagung einfältig, und die Natur des Jünglings verlangte ihr Recht. Die Konsequenz davon war eine neue Moral, die er folgendermaßen zu formulieren sich bemühte. Was keinem meiner Mitmenschen schadet, das ist mir erlaubt. Er fühlte, daß der Familiendruck ihm zum Schaden und keinem zum Nutzen gereichte; er lehnte sich gegen die Unterdrückung auf. Den Eltern, die ihm niemals Liebe erwiesen, sondern auf seine Dankbarkeit gepocht hatten, weil sie ihm aus Gnade und unter Demütigungen sein gesetzliches Recht gaben, zeigte er jetzt seine wirklichen Gefühle. Sie waren ihm antipathisch, er zeigte ihnen Kälte. Auf die unaufhörlichen Angriffe auf das Freidenkertum antwortete er

frank und frei, vielleicht etwas übermütig. Sein halb vernichteter Wille fing an sich zu empören, und er sah ein, daß er das Recht hatte, an das Leben Forderungen zu stellen.

Der Ingenieur, dem die Rolle des Bösen zuerteilt worden war, wurde verwünscht und war der Bearbeitung von Seiten der Freundin ausgesetzt, die jetzt mit der Stiefmutter Freundschaft schloß. Der Ingenieur war nicht bis auf den Grund gegangen und hatte unter der Annahme von Parkers Kompromiß die Selbstverleugnung des Christentums beibehalten. Man müsse liebevoll und duldsam sein, dem Beispiel Christi folgen u. s. w. Johann hatte Alles verworfen und geriet nun in Opposition zu seinem Lehrer. Von der Freundin gedrängt, für die er eine stille Neigung hegte, und erschreckt durch die Konsequenzen seiner Lehren wurde er bewogen, folgendes Schreiben aufzusetzen, das ihm die Furcht vor dem Feuer, welches er entfacht, die Liebe zur Freundin, die Freundschaft für den Schüler und eine aufrichtige Ueberzeugung diktirt hatten:

„An meinen Freund Johann!“

„Wie fröhlich begegnen wir dem Lenze, wenn er erscheint, um uns mit seinem herrlichen Grün und seiner göttlichen Frische zu berauschen und zu entzücken! Die Vögel stimmen ihre leichten, fröhlichen Melodien an, Anemonen erheben schüchtern ihre zarten Köpfe unter den flüsternden Zweigen der Tanne.“

„Es ist doch merkwürdig,“ dachte Johann beim Lesen, „wie dieser prunklose Mann, der so einfach und wahr

spricht, so schwülstig schreiben kann. Dies hier ist unwahr."

„Wessen Brust, ob Alt oder Jung, weitet sich nicht, um die frischen Düfte des Frühlings einzusaugen, die in jedem Herzen himmlischen Frieden verbreiten, eine verzehrende Sehnsucht, die eine selige Ahnung von Gott und seiner Liebe sein muß; — (dieser Frühlingsduft wird wie ein Atemzug Gottes genossen). — Kann nun etwas Böses in unserem Herzen wohnen? Können wir nicht verzeihen? Ach ja! Wir müssen, nachdem die Liebesstrahlen der Lenzessonne die eisige Schneedecke von Natur und Herz fortgeküßt haben. Wir warten und sehnen uns danach, das Grünen des schneebefreiten Bodens, die guten und liebevollen Thaten eines guten, warmen Herzens zu beobachten, zu sehen, wie Friede und Seligkeit durch die ganze Natur verbreitet wird."

Verzeihen? Ja gewiß, wenn man nur sein Betragen änderte und ihn frei gab. Aber man verzieh ihm ja nicht! Mit welchem Recht fordere man Nachsicht von seiner Seite? Mit welchem Recht? Es müsse gegenseitig geschehen!

„Johann, Du glaubst in der Natur und durch die Vernunft Gott auf bessere Weise begriffen zu haben als früher, wo Du an die Gottheit Christi und an die Bibel glaubtest, aber Du faßt die Idee Deiner eigenen Gedanken nicht. Du hast nur den Schatten begriffen, den das Licht wirft, aber nicht die Hauptsache, nicht das Licht selbst. Du glaubst, daß ein wahrer Gedanke einen Menschen immer veredeln wird, ach nein, das merkst Du selbst in Deinen besseren Augenblicken. Mit Deinen früheren An-

sichten konntest Du einen Fehler bei Deinen Mitmenschen verzeihen, Du konntest jede Sache von einer guten Seite auffassen, wenn sie auch böse schien; aber wie steht es jetzt? Du bist heftig und bitter gegen eine liebevolle Mutter, Du verurteilst und bist unzufrieden mit den Handlungen Deines zärtlichen, erfahrenen, grauhaarigen Vaters." —

Mit den früheren Ansichten konnte Johann niemals einen Fehler bei Jemand verzeihen, am wenigsten bei sich selbst; bisweilen bei Andern, aber das ist thöricht. Das ist ja schlaffe Moral! — Eine liebevolle Mutter! Ja die seinige war liebevoll! Wie kam Axel zu der Ansicht? Und ein zärtlicher Vater? Nun warum soll er dessen Handlungen nicht beurteilen? In der Verteidigung Härte gegen Härte! Nicht mehr die linke Backe hinreichen, wenn die rechte geohrfeigt wird.

„Früher warst Du ein anspruchsloses, liebenswürdiges Kind, aber jetzt bist Du ein egoistischer, eingebildeter Jüngling."

— Anspruchslos! Das ist sicher und deshalb hat man ihn niedergetreten, aber jetzt fühlte er seine rechtmäßigen Ansprüche! — Eingebildet! Ha! Der Lehrer fühlte sich von dem undankbaren Schüler übergangen.

„Die warmen Thränen Deiner Mutter fließen ihr über die heißen Wangen . . ." — Der Mutter! Er hat keine Mutter! Und die Stiefmutter weint nur, wenn sie böse ist! Wer zum Teufel hat die Geschichte zusammengedichtet?

„. . . wenn sie in der Einsamkeit an Dein hartes Herz denkt . . ."

— Zum Teufel, was hat sie mit meinem Herzen zu thun, die den Haushalt und sieben Kinder zu besorgen hat?

„. . . dein elender Seelenzustand . . ." — Das ist ja Muckerei! Meine Seele hat sich nie so frisch und lebenskräftig gefühlt wie jetzt!

„. . .und Deines Vaters Brust ist nahe daran, vor Kummer und Sorge zu zerspringen."

— Das ist Lüge. Er ist selber Theist und bekennt sich zu Wallin, überdies hat er gar keine Zeit, an mich zu denken. Er weiß, daß ich fleißig und ehrlich bin und nicht zu Dirnen gehe. Er lobte mich sogar dieser Tage.

„. . .Du begreifst den traurigen Blick Deiner Mutter nicht . . ."

— Der hat andere Gründe, denn die Ehe ist nicht glücklich.

„. . . nicht die liebevollen Warnungen Deines Vaters. Du bist wie ein Abgrund jenseits der Schneegrenze, in dem die Küsse der Frühlingssonne den Schnee nicht schmelzen, nicht einmal ein paar Körnchen in einen Tropfen Wasser verwandeln können."

— Er muß sicher Romane lesen. Uebrigens war Johann gegen seine Freunde in der Schule weich. Aber gegen die Feinde im Elternhause war er kalt geworden. Das war ihre Schuld.

„Was wird Deine Umgebung von einer Religion halten, die Du bekommen hast, wenn sie so schlechte Früchte zeitigt? Ja — man wird Demjenigen fluchen — und Deine Ansichten geben ihnen das Recht dazu! . . ."

— Nicht das Recht, aber die Veranlassung!

„. . . man wird den niederträchtigen Schurken hassen,

der in Dein unschuldiges Kindesherz das höllische Gift geträufelt hat."

— Da haben wir's. Der niederträchtige Schurke! Er war überflügelt.

.Beweise von nun an durch Deine Thaten, daß Du die Wahrheit nicht so schlecht aufgefaßt hast, wie Du bisher gethan. Denke daran, duldsam zu sein . . ."

— Die Stiefmutter!

„ . . . mit Liebe und Milde die Fehler und Mängel Deiner Mitmenschen zu übersehen . . ."

— Nein, das will er nicht! Sie hatten ihn so lange gefoltert, bis er log, sie hatten in seiner Seele herumgeschnüffelt, gute Keime als angebliches Unkraut herausgerissen, sie wollten sein Ich ersticken, das zum Dasein eben so viel Recht hatte wie das ihrige; sie hatten niemals Nachsicht mit seinen Fehlern gehabt, weshalb sollte er Nachsicht mit den ihrigen haben? Weil Christus gesagt hat . . . Ach was, ihm war es sehr gleichgültig, was Christus gesagt hatte, denn dafür gab es keine Verwendung mehr. Uebrigens scheerte er sich nicht um die Seinigen zu Hause; er verschloß sich in sich selbst. Sie waren ihm unsympathisch und konnten nie seine Sympathie erlangen. Das war die ganze Geschichte! Sie hatten Fehler und wollten seine Verzeihung haben! Schön, so verzieh er ihnen! Wenn man ihn nur in Frieden ließ!

„. . . lerne dankbar zu sein gegen Deine Eltern, die keine Mühe scheuen für Dein wirkliches Wohlbefinden und Dein Glück (hm!), und daß dies durch die Liebe zu Gott, Deinem Schöpfer verursacht werde, der Dich in dieser veredelnden (hm! hm!) Schule zu endlichem Frieden und

Seligkeit hat geboren werden lassen, darum bittet Dein trauernder, aber hoffnungsvoller Axel."

Es ist genug der Beichtväter und Inquisitoren, dachte Johann, seine Seele war gerettet und fühlte sich frei. Sie streckten die Klauen nach ihm aus, er aber entfloh ihnen. Der Brief des Freundes war unwahr und gemacht, und er fühlte Esaus Hände. Er antwortete nicht, sondern brach den Verkehr mit dem Freunde und der Freundin ab.

Sie nannten ihn undankbar. Wer auf Dankbarkeit pocht, ist schlimmer als ein Gläubiger, denn er giebt erst ein Geschenk, mit dem er sich brüstet, und schickt dann die Rechnung, eine Rechnung, die nie bezahlt werden kann, denn ein Gegendienst scheint die Schuld der Dankbarkeit nicht auszulöschen. Es ist die Pfändung einer Seele, eine Schuld, die unbezahlbar ist und sich über das ganze Leben erstreckt. Nimm einen Dienst entgegen, und der Freund wird fordern, daß Du Dein Urteil über ihn fälschst, daß Du seine schlechten Handlungen und die schlechten Handlungen seiner Frau und seiner Kinder lobst.

Aber die Dankbarkeit ist ein tiefes Gefühl, das den Menschen ehrt, und das ihn zugleich erniedrigt. Mögen wir dahin kommen, daß wir nicht nötig haben, uns durch Dankbarkeit für eine Wohlthat zu binden, die vielleicht nur eine reine Pflicht ist.

Johann schämte sich über den Bruch mit den Freunden; aber sie waren ihm hinderlich und unterdrückten ihn. Was hatten sie ihm überhaupt im Verkehr gegeben, das er ihnen nicht zurückgegeben hätte?

Fritz, so hieß der Freund mit dem Pincenez, war ein kluger Weltmensch. Diese beiden Worte, klug und Weltmensch, hatten damals eine häßliche Bedeutung. Klug sein in einer nachromantischen Zeitperiode, wo Alle ein wenig verrückt waren, und verrückt sein, war das Zeichen der oberen Klassen, klug sein also war damals fast gleichbedeutend mit schlecht. Weltmann sein zu einer Zeit, wo Alle sich dem Himmel gegenüber, so gut sie konnten, zu betrügen suchten, galt gleichfalls für weniger gut. Fritz war klug. Er wollte sein einziges Leben gut und angenehm verbringen und Carriere machen. Er suchte deßhalb die Vornehmen. Das war klug, denn sie hatten Macht und Geld. Weßhalb sollte er sie nicht suchen? Wie kam er dazu, sich mit Johann zu befreunden? Vielleicht durch animalische Sympathie, vielleicht durch langjährige Gewohnheit. Vorteile konnte Johann ihm nicht verschaffen, außer daß er dem Kameraden in der Schule vorsagte oder ihm Bücher lieh. Fritz lernte nämlich seine Aufgaben nicht und kaufte Punsch für das Geld, das zum Ankauf von Büchern bestimmt war.

Jetzt, als er merkte, daß Johann inwendig gereinigt und sein äußerer Mensch präsentabel war, führte er ihn in seine Gesellschaft ein. Es war dies ein kleiner Kreis teils reicher, teils vornehmer junger Herren aus derselben Klasse wie Johann. Dieser war erst ein wenig schüchtern, aber bald stand er auf gutem Fuß mit ihnen. Eines Tages zur Zeit der Parade erzählt ihm Fritz, daß er zu einem Ball geladen sei.

„Ich zum Ball, bist Du verrückt? Da passe ich nicht hin!“

„Du bist ein netter Junge und wirst bei den Mädchen Glück haben.“

Hm! Das war ein neuer Gesichtspunkt in Bezug auf seine Person. Sollte er? — Hm! Was werden sie zu Hause sagen, wo er nichts anderes als Tadel zu hören bekam?

Er ging zum Ball. Es war in einem bürgerlichen Hause. Einige der Mädchen hatten Bleichsucht, andre waren rot wie Beeren. — Johann hatte die bleichen Mädchen am liebsten, die schwarze oder blaue Ringe um die Augen hatten. Sie sahen so leidend und schmachtend aus und warfen bittende, ach so bittende Blicke auf ihn. Ein leichenblasses Mädchen war darunter, die Augen brannten kohlschwarz in tiefen Höhlen, und die Lippen waren so dunkel, daß sich der Mund fast wie ein schwarzer Strich öffnete. Diese machte Eindruck auf ihn, aber er wagte es nicht, sich ihr zu nähern, denn sie hatte schon einen Verehrer. So begnügte er sich mit einem weniger blendenden, sanfteren und süßeren Mädchen. Auf dem Balle fühlte er sich wohl. Mit Fremden zu verkehren, ohne die kritischen Augen eines einzigen Verwandten zu sehen. Aber es fiel ihm so schwer, mit den Mädchen zu sprechen.

„Was soll ich ihnen sagen,“ fragte er Fritz.

„Kannst Du nicht Kohl mit ihnen reden! Fange vom schönen Wetter an und frage sie: Tanzen Sie gern, laufen Sie Schlittschuh, haben Sie Frau Hwasser gesehen? Man muß sich zu drehen wissen.“

Johann ging vor und haspelte sein Repertoir herunter, aber der Gaumen wurde ihm trocken, und beim

dritten Tanze ekelte ihn davor. Er war wütend auf sich und schwieg.

„Ist das Tanzen nicht amüsant?“ fragte Fritz. „Werde munter, alter Leichenbitter!“

„Ja, das Tanzen ist ganz amüsant, wenn man nur nicht zu reden brauchte. Ich weiß nicht, was ich sagen soll!“

So war's auch thatsächlich. Er hatte die Mädchen gern, fand ein Vergnügen darin, sie zu umfassen, das schien so männlich, aber reden mit ihnen? Er fühlte, daß er es mit einer anderen Art von homo, in gewissen Fällen einer höheren, in anderen wieder einer niedrigeren, zu thun hatte. Er verehrte im geheimen die sanfte Kleine und hatte sie zu seiner Frau erkoren. Frau war die einzige Form, in der er sich noch das Weib dachte. Er tanzte unschuldig, bekam aber entsetzliche Dinge von den Kameraden zu hören, die er erst später verstand. Sie konnten nämlich auf unkeusche Art rückwärts Walzer tanzen und sprachen unehrerbietig von den Mädchen.

Seine Reflexionssucht, das ewige Kritisieren seiner Gedanken hatten ihm das Unmittelbare geraubt. Wenn er mit einem Mädchen sprach, hörte er seine eigene Stimme, seine Worte, er fällte sein Urteil und fand dann den ganzen Ball albern. Und dann die Mädchen? Was war es eigentlich, das ihnen fehlte? Sie hatten ja die gleiche Erziehung wie er, sie lernten Weltgeschichte und lebende Sprachen, lasen Isländisch auf dem Seminar, trieben Algebra u. s. w. Sie besaßen demnach dieselbe Bildung, und doch konnte man mit ihnen nicht reden!

„Rede doch Kohl mit ihnen,“ — sagte Fritz.

Aber das konnte er nicht. Er hatte übrigens eine höhere Meinung von den Mädchen.

Er wollte die Bälle aufgeben, da er keinen Erfolg hatte, aber er wurde mitgeschleift.

Es schmeichelte ihm eingeladen zu werden, und das hatte immer etwas Entzückendes an sich. Eines Tages war er in einer adligen Familie; der Sohn des Hauses war Kadett. Hier traf er zwei Schauspielerinnen vom Theater.

Mit denen wird er wohl reden können! Sie tanzten mit ihm, antworteten ihm aber nicht. Er war zu unschuldig. So belauschte er denn einmal Fritz' Konversation. Merkwürdig, von was für Dingen der in eleganten Ausdrücken sprach, und die Mädchen waren von ihm entzückt! Also, so mußte es gemacht werden! Aber er konnte es nicht! Es gab Dinge, die er verüben wollte, aber davon sprechen, nein! Seine asketische Religion hatte selbst den Mann in ihm verfälscht, und er fürchtete das Weib wie der Schmetterling, der weiß, daß er sterben muß, wenn er befruchtet worden ist.

Eines Tages erzählte ihm ein Freund im Vorübergehen, daß der ältere Bruder bei einem Mädchen gewesen sei. Ein Grauen packte ihn, und er wagte den Bruder nicht anzusehen, als er sich Abends zu Bett legte. In dem Verkehr mit Frauen lag für ihn die Vorstellung von nächtlichen Schlägereien, von Polizei und entsetzlichen Krankheiten. Er war auch einmal an dem langen, gelben Zaun in der Handwerkerstraße vorübergegangen, und ein Kamerad hatte ihm gesagt: hier ist es! Er ging dann heimlich hin und suchte durch das Thor zu blicken, um etwas Schreckliches zu sehen. Es lockte und erschütterte ihn wie einmal

der Anblick eines Leierkastenbildes, das eine Hinrichtung darstellte. Er war durch diesen Anblick so erregt, daß er glaubte, es sei trübes Wetter, obwohl die Sonne schien, und am Abend wurde er durch einige zum Trocknen aufgehängte Laken, die ihn an das Hinrichtungsbild erinnerten, so erschreckt, daß er in Thränen ausbrach.

Als er an einem Bordell in der Appelbergsgata vorüberging, zitterte er vor Entsetzen, nicht vor Lust. Die ganze Procedur hatte für ihn abscheuliche Formen angenommen. Die Kameraden in der Schule hatten ansteckende Krankheiten und sprachen von sich als von gesundheitlich Zerrütteten. Nein, nie zu solchen Mädchen gehen, sondern heiraten, mit der Einzigen, die er liebte, zusammenwohnen, beschützen und beschützt werden und Freunde bei sich sehen, das war sein Traum, und in jedem Weibe, für das er entflammte, sah er ein Stück seiner Mutter. Er verehrte daher nur solche, die sanft waren, und fühlte sich geehrt, wenn man ihm gut begegnete; vor den stattlichen, gefeierten, lachenden fürchtete er sich. Sie sahen so aus, als ob sie auf Raub ausgingen und ihn verschlingen wollten.

Diese Furcht war teilweise wie bei allen Knaben eine angeborene. Sie würde aber verschwinden, wenn die Geschlechter nicht abgesondert lebten.

Johann war von Natur schamhaft. Er wollte sich nicht entkleidet zeigen und zog beim Baden stets Schwimmhosen an. Ein Hausmädchen, das seinen Körper im Schlafe entblößt hatte, wie ihm die Brüder erzählten, prügelte er am nächsten Morgen mit einem Rohrstock durch.

Den Bällen folgten Serenaden und diesen Punschabende. Johann hatte großes Verlangen nach starken Getränken; es war, als ob er koncentrierten, fließenden Nahrungsstoff trinken würde.

Seinen ersten Rausch trank er sich auf einem Commers auf Djurgårdsbrunn. Der Rausch machte ihn selig, froh, stark, freundlich und sanft, später sinnlos. Er redete dummes Zeug, sah Bilder auf den Tellern und trieb Possen. Dieses Agieren hatte er mit dem ältesten Bruder gemein, der, obwohl in der Jugend tief melancholisch, einen gewissen Ruf als Komiker hatte. Er verkleidete sich und spielte Theater. Sie hatten auch auf dem Boden Theater gespielt, Johann aber war geniert, er spielte schlecht und hatte nur Glück, wenn er eine exaltierte Stelle wiederzugeben hatte. Als Komiker war er unmöglich.

Jetzt trat ein neues Moment in der Entwickelung des Jünglings ein, es war die Aesthetik.

Johann hatte im Bücherschrank des Vaters Lenströms Aesthetik, Boijes Malerlexikon und Oulibischeffs Leben Mozarts außer den bereits genannten Dichtern gefunden. Durch die Auflösung der Familie eines Verstorbenen gelangte ein großer Ballen Bücher ins Haus, die Johanns Kenntniß der schönen Litteratur erweiterten. Darunter befanden sich mehrere Exemplare von Talis Qualis' Gedichten, die sich als ungenießbar erwiesen; an Byrons Don Juan in Strandbergs Uebersetzung fand er keinen Geschmack, denn er haßte die beschreibende Poesie, er liebte Verse nicht, sondern übersprang sie regelmäßig, wenn sie in der Prosa vorkamen; Tasso's „Befreites Jerusalem“ in Kullberg's Uebersetzung war langweilig, Karl von Zeipel's Er-

zählungen unmöglich, Walter Scott's Romane zu lang, besonders die Schilderungen. Daher verstand er anfangs die Größe Zolas nicht, als er viele Jahre später seine überladenen Schilderungen las; hatte ihm doch Lessings Laokoon schon früher die Ueberzeugung beigebracht, daß solche Schilderungen unvermögend sind, einen Totaleindruck hervorzurufen. Dickens hauchte seinen leblosen Gegenständen Leben ein und brachte die Landschaft und die Situationen mit den Personen in Einklang. Das verstand er besser. Eugen Sue's „Der ewige Jude" fand er grandios; er zählte das Werk nicht zu den Romanen, denn ein Roman war etwas aus der Leihbibliothek. Dies dagegen war ein welthistorisches Gedicht, dessen Sozialismus er leicht in sich aufnahm. Alexander Dumas glich nach seiner Meinung den Indianerbüchern, und damit war er nicht mehr zufrieden; das Buch mußte einen Inhalt haben. Den Shakespeare verschlang er ganz in Hagberg's Uebersetzung. Es war ihm immer schwer gefallen, Theaterstücke zu lesen, wo das Auge von Personennamen in den Text sprang. Seine übertriebene Erwartung von Hamlet wurde nicht erfüllt, und die Komödien schienen ihm reiner Mischmasch zu sein.

In der Familie rühmte man sich mit Holmbergsson verwandt zu sein, dessen Porträt an der Wand hing, und von dem manche Geschichte erzählt wurde. Er war ein Vetter des Vaters. Die Büsten Schillers und Goethes standen auf dem Bücherschrank, und über dem Pianino hingen die Bilder aller bedeutenden Componisten. Das „Lithographische Allerlei" wurde gehalten, und hier bewunderte man alle großen Künstler der Gegenwart an der Hand ihrer Biographien. Der Vater war auch Mitglied

des Vereins für nordische Kunst und zugleich, wie früher erwähnt, Musikliebhaber, er spielte Klavier und ein wenig Cello. Die erwachsenen Söhne und die älteste Tochter führten Streichquartette auf, jedoch nur von Haydn, Mozart und Beethoven. Das Haus hatte so einen leichten Anstrich von Kunstliebhaberei, wie es eben die kleinlichen Verhältnisse eines bescheidenen Bürgerhauses gestatteten.

Johann hatte Svedboms Lesebuch und Bjurstens Litteraturgeschichte in der Klaraschule bei Bjursten selbst gelesen. Ein Knabe wußte, daß Bjursten Dichter sei. Was ist ein Dichter? Ja, das wußte Niemand so genau.

In der Privatschule wurde die schöne Litteratur von dem Lehrer der schwedischen Sprache, der selbst ein Schöngeist war, sorgfältig gepflegt. In der Tertia hatten sie Runeberg gelesen. Der Rektor, der Lateiner war, fragte eines Tages was sie läsen: — Fänrik Stål! — „Das müssen Sie nicht lesen; das giebt einen schlechten Geschmack,“ sagte er dem Lehrer. — Realismus, Barbarei!

Der spätere Lehrer hatte einen guten Geschmack. Man las die langweiligen „Könige von Salamis“, die damals in allen gebildeten Familien laut vorgelesen wurden. Ein Litteraturverein wurde gebildet, und hier wurden an Festtagen Gedichte vorgetragen. Fritz hatte ein Stück geschrieben, das von der Riddarholmskirche handelte und „die schwedische Nekropolis“ hieß.

Johann konnte die Poesie nicht leiden. Sie sei gemacht und unwahr, sagte er. So sprächen die Menschen

nicht und dächten selten so schöne Dinge. Er wurde ersucht einen Vers in Fanny's Album zu schreiben.

„Dazu kannst Du Dich wohl aufschwingen," sagte der Freund.

Johann saß des Nachts auf, bekam aber doch nur die zwei ersten Zeilen fertig, übrigens wußte er nicht, was darin stehen sollte. Seine Gefühle könne man doch nicht zur allgemeinen Betrachtung ausstellen. Fritz erbot sich ihm zu helfen, und so kamen sechs, acht Zeilen, die sich reimten, zu Stande, zu denen Snoilskys später so bekannte Spatzen an der Fensterscheibe aus „Ein Weihnachtsabend in Rom" die Federn hergeben mußten. Eigentümlich war es, daß Fritz später niemals mehr einen Vers schrieb.

Das Genie war oft der Gegenstand der Diskussion. Der Lehrer pflegte zu sagen: Die Genies stehen über allem Rang wie die Excellenzen. Johann dachte viel darüber nach und glaubte, daß dies eine Möglichkeit sei, um ohne Geburt, ohne Geld, ohne Carriere zu machen, mit den Excellenzen auf ein gleiches Niveau zu kommen. Aber was ein Genie sei, das wußte er nicht. Er äußerte einmal in einem schwachen Augenblick zu der Freundin, daß er lieber ein Genie sein wolle als ein Kind Gottes, und dafür erhielt er eine scharfe Zurechtweisung. Ein anderes Mal sagte er zu Fritz, daß er ein gelehrter Professor sein möchte, der sich wie ein Popanz kleidet und sich so beträgt, wie er wolle, ohne dabei das Ansehen zu verlieren. Aber wenn ihn ein Andrer fragte, was er werden wollte, antwortete er: Geistlicher; das könnten alle Bauernjungen werden, und das schien ihm auch für ihn selbst passend zu sein. Nachdem er Freidenker geworden war, wollte er eine

akademische Würde erwerben. Und dann? Das wußte er nicht. Aber Lehrer wollte er um keinen Preis werden.

Der Litteraturlehrer war natürlich ein Idealist. Braun war ein Barbierpoet; Sehlstedt recht nett, entbehrte aber der Idealität; Bjurstens „Napoleon — Prometheus“ wurde laut gelesen; der „Decamerone“, der damals in schwedischer Uebersetzung erschien „und nur von starken Charakteren gelesen werden konnte“, war eine klassische Arbeit; Runeberg in den „Ellenjägern“, ein starker Realist in der Form, er ging aber bisweilen, wo er klassisch einfach sein wollte, zur Rohheit über.

Zu Weihnachten bekam Johann von Fritz zwei Bände Gedichte: Topelius und Nyblom. Topelius gefiel ihm allmählich, weil er Liebesqualen aussprach und in „die Träume eines Jünglings“ das damalige Ideal eines Jünglings formulirte. Nyblom war ein mäßiger Poet, spielte aber als Vertreter der Ästhetik, teils durch seine „Briefe aus Italien“, teils durch seine Vorlesungen für Damen, eine gewisse Rolle. Nyblom war in seinen Vorlesungen noch kein gesunder Realist, sondern ein Verehrer der Antike.

Größere Bedeutung hat das Theater, das für die Jugend und für die Ungebildeten ein starkes Bildungsmittel sein kann, die sich von gemalter Leinwand und unbekannten Schauspielern, mit denen sie keine Brüderschaft getrunken haben, noch Illusionen bilden können.

Johann hatte als achtjähriger Knabe ein Stück gesehen, von dem er nicht das Geringste verstand. Es hieß „Der reiche Onkel“, und alles, was er davon behalten hatte, war ein Herr, der eine silberne Schnupftabaksdose ins

Wasser warf und von Rio Janeiro sang. Später sah er Engelbrekt und seine „Darlekarlier" und war entzückt, und zu gleicher Zeit „Des Bösen Besieger", mit Arlberg bei Stjernström. Darauf folgten Opern, die in der Mucker-periode als gut, weil weniger sündhaft, betrachtet wurden. Einmal war er im Schauspielhaus, und daher war ihm Kunt Almlöf in „Die schwache Saite" und Fräulein Hammerfeld in „Ein Ausflug ins Grüne" im Gedächtniß.

Die damalige Sittenkomödie, die einen gewissen Einfluß hatte, bestand in Jolins „Müllerin", „Meister Smith", „Lachen und Weinen" und dem „Pasquillant". In „Meister Smith" wurde in Uebereinstimmung mit dem Kompromiß nach der mißglückten Socialistenrevolution des Jahres 1848 bewiesen, daß wir alle Aristokraten sind, aber wie diesem Misverhältniß abgeholfen werden müßte, davon bekam man nichts zu hören. Das Faktum blieb bestehen, und mit dem Faktum war man zufrieden. In „Die Müllerin" wird die Revolution von 1865 vorbereitet, denn darin wird bewiesen, daß der Adel keine höhere Rasse sei.

„Der Pamphletist" erregte deshalb Aufsehen, weil der Verfasser damit dem Pack der Zeitungsreptile wuchtige Schläge versetzte; dafür wurde ihm bei der Aufführung ein Scheuerwisch auf die Bühne geworfen. Das Stück war jedoch so realistisch — der Verfasser hatte unter anderem den lebenden Nyblom auf die Bühne gebracht — daß seine späteren Ausfälle gegen den modernen Realismus unberechtigt erscheinen. Jolin hatte aber etwas Angenehmes, Sympathisches an sich, und seine Bedeutung auf dem Theater war fast größer als die Blanches, der schließlich zum Gesellschaftsdichter des Opernrestaurants

hinabsank. Hedberg, der durch das Pamphlet „Vier Jahre Provinztheater“ eine verdrießliche Aufmerksamkeit geweckt und dann in dem „Sendschreiben an den Theaterdirektor Stedingk“ eine mehr scherzhafte als ernste Aufforderung erlassen hatte, der Elevenschule des Theaters vorzustehen, rettete sich vor totalem Sonnenuntergang durch „Die Hochzeit auf Ulfosa“, die populär wurde und die Wärmländer und Engelbrekt überstrahlte. Die „Hochzeit“ ist tot, aber Söderman's Marsch lebt. Das Stück hatte jedoch keine Bedeutung für Johanns oder irgend eines Zeitgenossen Entwickelung. Es war ein Schattenspiel, hohl wie ein Operntext, und wurde durch die Damen gehalten, denen ein Rauchopfer im Mittelalterstil dargebracht wurde. Der unterjochte Mann murrte zwar und wollte sich in Bengt Lagman nicht wiedererkennen, aber das bedeutete nicht so viel.

Von größerer Wichtigkeit war die Einführung der Offenbach'schen Operetten auf der königlichen Bühne. Nachdem der Verfasser der „Schönen Helena“ Eintritt in die französische Akademie erlangt hatte, ist es nicht mehr lebensgefährlich, gerecht gegen ihn zu sein. Halévy und Offenbach waren Israeliten und Pariser des zweiten Kaiserreiches. Als Israeliten hatten sie keine Pietät vor den Ahnen der europäischen Kultur, den Griechen und Römern, deren Bildung sie als Orientalen nicht zu passiren brauchten. Als Israeliten waren sie der abendländischen Civilisation gegenüber skeptisch, am meisten gegen die abendländische christliche Moral. Sie sahen, wie die christliche Gesellschaft sich zu der strengsten Askesenmoral bekannte und wie Heiden lebte. Sie entdeckten einen Widerspruch

zwischen Lehre und Leben, einen Widerspruch, der nur durch eine Aenderung der veralteten Lehre gelöst werden konnte, denn die Lebensweise war nicht zu ändern außer durch Kloster und Kasteiung. Die Menschen sind der Heuchelei müde und freuen sich, eine neue Moral zu bekommen, die in voller Uebereinstimmung mit der Beschaffenheit der menschlichen Natur und den Gebräuchen stand. Offenbach machte deshalb so großen Eindruck, weil die Gemüter vorbereitet waren und der Ueberdruß an der unbequemen Mönchskappe allgemein war. Dann lieber splitternackt. Offenbachs Operetten griffen tief ein, denn sie belachten die ganze abendländische, veraltete Kultur, das Priestertum, das Königtum, die Ehe, die civilisierten Kriege, und worüber man lacht, das wird nicht mehr geehrt. Offenbachs Operette hat dieselbe Rolle gespielt wie die Komödien des Aristophanes, sie ist ein ähnliches Sympton am Schlusse einer Kulturperiode gewesen und hat deshalb eine Aufgabe erfüllt. Sie war scherzhaft, aber Scherz ist gewöhnlich maskierter Ernst. Nach dem Lachen kam der reine Ernst, und darin befinden wir uns noch jetzt.

Die Juden lachten am Ausgang dieser Zeitperiode die Christen aus, die in zwei Jahrtausenden aus dem fröhlichen Erdenleben eine Hölle zu machen gesucht hatten, und die jetzt erst einsahen, daß die Lehre Christi eine subjective und für das geistige Bedürfniß des Gründers und seiner unter der römischen Herrschaft seufzenden Zeitgenossen passende sei, die man nach neuen Verhältnissen modificieren müsse. Diejenigen, die von Natur Positivisten gewesen waren und ganze Epochen hindurch ohne Teilhaftigkeit

in Christo gelebt hatten, sahen jetzt, wie die Christen das Christentum verwarfen, und sie lachten. Das war die Rache der Juden und ihre Mission in Europa.

Der Jüngling von 1865, noch zitternd von der Stigmatisierung, ausgemergelt durch den Kampf gegen das Fleisch und den Teufel, die Ohren gepeinigt durch Glockenläuten und Psalmgesang, betritt das erleuchtete Theater in Gesellschaft fescher Jünglinge von vornehmer Geburt und guter Stellung und sieht aus dem ersten Rang, wie diese Bilder eines frohen Heidentums vor ihm aufgerollt werden, und hört Musik, ursprünglich, mit einem gewissen Gemüt, denn Offenbach war germanisiert, liederreich, mutwillig. Schon die Musik zur Ouvertüre machte ihn lachen, und dann erst der Tempeldienst hinter dem Vorhang erinnerte ihn an das Brodbacken in der Küche des Küsters; der Donner war eine unverzinnte Eisenplatte; die Götter, die Opfer verspeisten, Karl Johann Uddmann; die Göttinnen drei schöne Schauspielerinnen die Götter unsichtbare Regisseure. Hier zog die ganze antike Welt vorüber. Diese Götter, Göttinnen und Helden, die durch die Lehrbücher einen Anstrich von Heiligkeit erhalten hatten, stürzten zusammen; Griechenland und Rom, das stets als die Urquelle aller Bildung angeführt worden war, wurde enthüllt und auf das Niveau herabgezogen. Auf das Niveau! Das war demokratisch, denn nun fühlte er einen Druck weniger, und die Furcht, daß er sich dort „hinauf“ erheben könne, war verschwunden. Aber nun kam das Kapitel von der Lebensfreude. Menschen und Götter paarten sich bunt durcheinander, ohne Erlaubnis zu begehren, und Götter helfen jungen Mädchen, wenn sie alten Männern weg-

laufen, der Priester tritt aus dem Tempel, wo er der Heuchelei überdrüssig ist, und die Weinranke um die feuchte Stirn gewunden, tanzt er mit den Hetären Cancan. Das war reines Spiel! Das nahm er in sich auf wie Gotteswort, und er hatte dabei Nichts einzuwenden oder zu bemerken; grade so mußte es sein. War es ungesund? Nein! Aber es aufs Leben anwenden zu wollen, dazu hatte er kein Verlangen. Es war ja ein Theaterstück, es war unwirklich, und sein Gesichtspunkt war noch ästhetisch und sollte immer ästhetisch bleiben. Was bedeutete dieses Ästhetische, unter dessen Namen so viel eingeschmuggelt worden, unter dessen Bezeichnung so viele Zugeständnisse gemacht werden konnten? Ernst ist es nicht; Scherz auch nicht; es ist etwas Schwebendes. Der Decamerone verherrlicht das Laster, aber sein ästhetischer Wert besteht. Was ist das für ein Wert? Ethisch ist das Buch zu verdammen, aber ästhetisch lobenswert. Ethisch und ästhetisch! Eine neue Zauberschachtel mit einem doppelten Boden, aus der nach Belieben Mücken oder Kameele hervorgeholt werden.

Aber das Stück wurde auf dem königlichen Theater aufgeführt und von den hervorragendsten Künstlern gespielt. Knut Almlöf selbst gab den Menelaus. Die Generalprobe fand mit einem Frühstück statt, bei dem der König und die Gardeoffiziere als Wirte fungierten. Das wußten die Knaben durch den Sohn des Kammerherrn, der ihnen Tafelbillete gab. Das Stück wurde fast auf hohem Befehl gespielt!

Inzwischen stieg die Freude bis zur Entzückung. Man konnte nicht mehr sprechen, ohne einen Ausdruck aus der „schönen Helena“ zu gebrauchen. Man konnte nicht

mehr Virgil lesen, ohne daß man Achilles mit „der grimme Achilles" übersetzte. Johann, der das Stück erst zu sehen bekam, als es bereits ein halbes Jahr gespielt worden war, wurde sogar von dem Lehrer im Lateinischen, als dieser ein Citat aus dem Stücke anwandte, das Johann nicht verstand, gefragt, ob er die „schöne Helena" nicht gesehen habe?

„Nein!"

„O du meine Güte, aber die müsse er sich ansehen!"

Man müsse sie sehen — und er sah sie.

Der Litteraturlehrer, ein mäßiger Pietist, predigte dagegen und warnte, aber er griff das Stück vorsichtigerweise vom ästhetischen Gesichtspunkt aus an; er sprach vom schlechten Geschmack, vom simplen Ton. Auf einen Teil machte das Eindruck, und auf die Aufforderung des Lehrers pfiffen die ästhetischen Schnüffler den Ritter Blaubart aus, natürlich nachdem sie sich gründlich darüber amüsiert hatten.

Das Stück hob die niedergedrückte Stimmung des Jünglings und lehrte ihn, über die Götzen zu lachen, aber auf sein Gesellschaftsleben oder auf seine Auffassung vom Weibe hatte es keinen Einfluß.

Tiefer dagegen packte ihn der schwermütige Hamlet. Wer ist dieser Hamlet, der noch jetzt lebt, nachdem er das Rampenlicht unter Johann III. erblickt hatte und immer jung geblieben ist? Man hat ihn zu so vielem gemacht und ihn zu allen möglichen Zwecken benutzt. Johann eignete sich ihn sogleich für die seinigen an.

Der Vorhang geht auf; der König und der Hof in glänzenden Kleidern, Musik und Freude. Nun tritt der

trauriggekleidete, bleiche Jüngling auf und macht dem Stiefvater Opposition. Ha! Er hat einen Stiefvater Das ist wenigstens ebenso teuflisch, wie eine Stiefmutter haben, dachte Johann. Das ist mein Mann! Und dann will man ihn unterdrücken, man will aus ihm Sympathie für den Tyrannen herauspressen. Das Ich des Jünglings empört sich. Revolte! Aber sein Wille ist erlahmt; er droht, aber er kann nicht schlagen. Er züchtigt gleichwohl die Mutter! Schade nur, daß es nicht der Vater war! Aber nun geht er mit Gewissensqualen umher! Gut, gut! Er ist reflexionskrank, er wühlt in seinem Innern, überlegt seine Handlungen, bis sie sich in Nichts auflösen. Und er liebt die Braut eines andern. Das gleicht ja seinem Leben vollständig. Johann fängt an zu zweifeln, daß er eine Ausnahme bildet. Also, das sind gewöhnliche Geschichten im Leben! Schön! Dann brauchte ihm nichts nahe zu gehen, aber er war auch nicht mehr originell. Der zugehauene Schluß verfehlte seinen Eindruck, dem jedoch durch die schöne Rede Horatio's aufgeholfen wurde. Den unverbesserlichen Fehler des Bearbeiters, Fortinbras wegzulassen, merkte der Jüngling nicht, aber Horatio, der nun einen Contrast bildete, war kein Contrast; er ist eine ebenso große Memme wie Hamlet und sagt nur ja und nein. Fortinbras, das war der Mann der That, der Sieger, der Thronforderer, aber er kommt nicht mit, und nun endet Alles unter Jammer und Elend.

Aber es ist schön, sein Geschick zu beweinen und sein Geschick beweint zu sehen. Hamlet war indeß bis auf Weiteres nur der Stiefsohn; später wird er der Grübler und noch später der Sohn, das Opfer der Familientyrannei.

So wachsen die Auffassungen. Schwarz hatte den Phantasten, den Romantiker genommen, der sich mit der Wirklichkeit nicht versöhnen konnte, und deshalb erfüllte er die Geschmacksforderung seiner Zeit. Eine positivistische Zukunft, der die Romantik einfach lächerlich erscheint, wird wohl sehen, wie Hamlet als ein Don Quixote von einem Komiker gespielt wird. Hamletische Jünglinge sind schon seit lange dem Spott ausgesetzt, denn ein andres Geschlecht ist heimlich emporgekommen, ein Geschlecht, das ohne Visionen denkt und danach handelt, wie es denkt.

Das neutrale Gebiet der Schönlitteratur und des Theaters, wo die Moral nicht zu Worte kommt, wo man Gott und sein heiliges Evangelium verleugnen darf, wo man wie im Ritter Blaubart das Königtum auf höchsten Befehl verspotten darf, die Unwirklichkeiten der Dichtung mit ihrer Rekonstruktion einer bessern Welt als die vorhandene, wurde von dem Jüngling als etwas mehr wie eine bloße Dichtung aufgefaßt, und er verwechselte bald Dichtung und Wirklichkeit, indem er sich einbildete, daß das Leben draußen, außerhalb seines Elternhauses, daß die Zukunft ein solcher Lustgarten sei. Besonders fing nun das nächste Paradies Upsala als Zuflucht der Freiheit sich zu melden an. Hier durfte man schlecht gekleidet gehen, arm, und doch Student sein, das heißt Mitglied der oberen Klassen sein; hier durfte man singen und trinken, berauscht nach Hause kommen, sich mit der Polizei herumschlagen, ohne sein Ansehen zu verlieren. Das ist das Idealland. Wer hatte ihn das gelehrt? Die Burschenlieder, die

er mit seinem Bruder sang. Aber er wußte nicht, daß diese Lieder die Ansichten der oberen Klassen wiederspiegelten, daß sie Stück für Stück von Prinzen und künftigen Königen gehört wurden; daß die Helden von Familie waren; er dachte nicht daran, daß die Vigilanz nicht so gefährlich sei, wenn eine reiche Tante im Hintergrunde stand, das Tentamen nicht so riskant sei, wenn man den Bischof zum Onkel hat, das Einschlagen einer Fensterscheibe nicht so teuer, wenn man sich in so guter Gesellschaft befand.

In jedem Falle fing die Zukunft an ihn zu beschäftigen; er hatte wieder die Hoffnung auf eine Zukunft und das schicksalsschwere fünfundzwanzigste Lebensjahr wirkte nicht mehr so erschreckend. Dies hatte seinen Grund in dem Resultat einer Maßregel, die von den Schuldirektionen zur Ergründung des Sittlichkeitszustandes in den Schulen der Hauptstadt ergriffen worden war. Der Bericht wurde in den Abendzeitungen gelesen und kam Johann zu Ohren. Durch die angestellte Untersuchung hatte es sich ergeben, daß die meisten Knaben und die meisten Mädchen einem Laster verfallen waren, das der gefährlichste Feind der Jugend ist. Also würde man in guter und zahlreicher Gesellschaft zum Himmel wandern! Er hatte nicht allein die Sünde begangen! Dazu kam, daß man in der Schule offen von der Sache sprach, als ob sie zu Jedermanns Vergangenheit gehörte, nicht seriös, sondern in Anekdotenform.

Johann war es nun klar, daß dies keine sexuelle Krankheit sei, sondern daß Krankheiten nur der Verbindung mit Frauen folgen. Er war jetzt ruhig, besonders da sich keine Ungelegenheiten zeigten, und seine Gedanken waren

durch Arbeiten oder durch unschuldige Schwärmerei für reine Mädchen mit Bleichsucht in Anspruch genommen.

Um diesen Zeitpunkt blüht die Scharfschützenbewegung. Ein schöner Gedanke, der Schweden eine größere Armee gab als die bisherige. 40000 gegen 37 000 Mann. Johann trat aktiv ein, trug Uniform, hatte Bewegung und lernte schießen. Aber er kam auch in Berührung mit der Jugend anderer Gesellschaftsklassen. In seiner Compagnie befanden sich Handwerksgesellen, Ladendiener, Komtoiristen und jüngere Künstler ohne Namen. Sie waren ihm sympathisch, aber fremd. Er suchte sich ihnen zu nähern, aber sie nahmen ihn nicht auf. Sie hatten ihre eigene Sprache, die er nicht verstand. Jetzt merkte er, wie die Schulbildung ihn von den Kameraden der Kindheit getrennt hatte. Sie betrachteten ihn von vornherein als hochmütig. Thatsächlich aber sah er in gewisser Beziehung zu ihnen auf. Sie waren naiv, furchtlos, selbstständig und ökonomisch besser gestellt als er, denn sie hatten immer Geld. Das Gefühl, auf langen Märschen in Trupps zu gehen, hatte für ihn etwas Beruhigendes. Er war nicht zum Befehlen geboren und gehorchte gern, wenn er nur nicht im Befehlen Uebermut oder Herrschsucht merkte. Er sehnte sich nicht danach, Korporal zu werden, denn dann hätte er für die Anderen denken und, was schlimmer ist, beschließen müssen. Er blieb Sklave von Natur und Neigung, aber er empfand die Ungerechtigkeit der Tyrannen und bewachte sie sorgfältig. Bei einem größeren Manöver konnte er es nicht unterlassen, gewisse Sonderbarkeiten zu besprechen, so zum Beispiel daß die Garde-Infanterie bei

einer Landung den Kanonen der Flotte Stand hielten, welche die Prähme deckten, auf denen er sich befand. In einer Entfernung von wenigen Metern pfiffen die Kanonen den Gardisten um die Ohren, aber sie blieben stehen. Sie gehorchten gleichfalls, ohne zu begreifen. Er schimpfte und fluchte, aber er gehorchte, denn er hatte sich vorgenommen zu gehorchen.

Bei einer Rast auf Tyresö rang er im Scherz mit einem Kameraden. Der Kompagniechef trat vor und verbot derartige Spiele. Johann antwortete scharf, daß jetzt Rast sei, und daß sie spielten.

„Ja, aber Spiel kann ernst werden."

„Das hängt von uns ab," antwortete er und gehorchte. Aber er fand es frech von dem Chef, daß er sich in solche Kleinigkeiten mischte, und er glaubte einen gewissen Unwillen bei dem Vorgesetzten zu merken. Dieser wurde Magister genannt, weil er für Zeitungen schrieb, aber er war nicht einmal Student. Da haben wir's, dachte er, er will mich ducken! Und nun bewachte er seine Bewegungen. Die gegenseitige Anthipatie erstreckte sich auf das ganze Leben.

Die Scharfschützenbewegung war in erster Reihe durch den deutsch-dänischen Krieg hervorgerufen worden, und, wenn auch vorübergehend, doch von gewissem Nutzen. Sie machte der Jugend Spaß und löschte einen Teil des Militärprestiges aus, da die unteren Klassen einsahen, daß die Sache nicht so schwierig sei. Ferner war diese Einsicht die Ursache des Widerstandes gegen die Einführung der preußischen Wehrpflicht, für die viel agitirt wurde, seitdem Oscar II. in Berlin dem Kaiser Wilhelm seine

Hoffnung ausgesprochen hatte, daß die schwedischen und preußischen Truppen noch einmal Waffenkameraden werden möchten.

IX.

Im Dienste fremder Leute.

Ein kühner Traum war ihm erfüllt worden: Er hatte für den Sommer eine Anstellung erhalten. Warum nicht früher? Er hatte nicht zu hoffen gewagt und deßhalb nie danach gesucht. Was er wirklich lebhaft wünschte, danach hatte er nie zu streben gewagt aus Furcht, eine Absage zu bekommen. Eine vernichtete Hoffnung war das Schwerste, was er sich denken konnte. Aber nun schüttete das Glück auf einmal das Füllhorn über ihn aus; die Stellung war in einem vornehmen Hause in der schönsten Gegend, die er kannte: in den Scheeren, und noch mehr: in der poetischen Gegend der Scheeren: in Sotaskär. Er hatte jetzt die Vornehmen gern. Die rohe Behandlung der Stiefmutter, das ewige Lauern der Verwandten, Ueberhebung an ihm zu entdecken, wo es nur Verstandesüberlegenheit, Edelmut und Opferwilligkeit gab, die Bemühungen der Scharfschützenkameraden, ihn zu unterdrücken, hatten ihn aus der Klasse verjagt, der er entstammte; er dachte nicht mehr wie sie, fühlte nicht wie sie; er hatte eine andere Religion, andere Begriffe vom Leben, und seinem ästethischen Sinne entsprach das maßvolle

Wesen seiner vornehmen Kameraden, die harmonische und sichre Art ihres Auftretens; durch seine Erziehung fühlte er sich ihnen näher und von den untern Klassen immer mehr entfernt. Ihm erschienen die Vornehmen minder hochmütig als die Bürgerlichen. Sie unterdrückten nicht und schätzten Bildung und Talent; sie waren in gewisser Beziehung demokratischer gegen ihn, da sie ihn als ihresgleichen aufnahmen, während die Seinigen zu Haus ihn als einen Untergeordneten, Geringeren behandelten. Fritz zum Beispiel, der ein Müllersohn vom Lande war, wurde bei Kammerherrn empfangen und spielte mit ihren Söhnen vor dem königlichen Theaterdirektor Komödie, der ihm ein Engagement anbot, und Niemand fragte danach, was sein Vater gewesen sei. Aber wenn Fritz zum Ball in Johanns Elternhause war, wurde er von vorn und von hinten gemustert, und es herrschte großes Vergnügen, wenn irgend ein Verwandter mitteilen konnte, daß sein Papa ein früherer Müllerknecht gewesen sei.

Johann war Aristokrat gewesen, ohne deßhalb aufzuhören, mit den unteren Klassen zu sympathisieren, und da der Adel um das Jahr 1865 und bald danach ziemlich liberal, herablassend und gelegentlich populär war, ließ er sich düpiren. Er begriff nicht, daß, wer einmal oben war, nicht herunterzusteigen brauchte, daß diejenigen, welche auf der Höhe saßen, herablassend sein konnten, ohne hinunterzusteigen, und er sah nicht ein, daß die Untenstehenden sich von denen niedergetreten fühlten, welche an ihnen vorüber emporsteigen wollten, und daß, wer nie die Aussicht hatte emporzukommen, darin einen Trost fand, diejenigen herabzuziehen, die oben oder auf dem Wege nach oben

waren. Das ist das Gesetz des Gleichgewichts, das er noch nicht begriffen hatte. Er war indessen entzückt davon, daß er in vornehme Kreise eingeführt war.

Fritz gab ihm Instruktionen, wie er verkehren und sich aufführen sollte. Man sollte nicht kriechen, nachgiebig sein, nicht Alles sagen, was man dächte, denn das verlange Niemand zu wissen; es sei gut, wenn man Höflichkeiten sagen könne, ohne zu grob zu schmeicheln; man müsse conversieren, aber nicht räsonnieren, vor allen Dingen nicht disputieren, denn man bekäme doch nie Recht. Das war ja ein kluger Jüngling. Johann hielt ihn für entsetzlich, aber er verbarg das Wort in seinem Herzen. Was er gewinnen wollte, war ein Stipendium, vielleicht eine Reise ins Ausland nach Rom oder Paris mit den Schülern; das war das Höchste, was er von den Vornehmen begehrte. Dies hielt er für ein Glück, und nach diesem Glücke wollte er jagen.

Eines Sonntags Nachmittag machte er seinen ersten Besuch bei der Baronin, als sie in der Stadt war. Sie glich einem Portrait einer Dame aus dem Mittelalter. Eine Adlernase, große braune Augen und krauses Haar, das über die Schläfen hinabhing. Sie war elegisch, und sprach etwas durch die Nase. Sie erschien Johann nicht vornehm, und die Wohnung war ärmlicher als die seiner Eltern, aber sie besaßen ja ein Rittergut und ein Schloß. Dennoch gefiel sie ihm, denn sie hatte einen Zug, der ihn an seine Mutter erinnerte. Sie examinierte ihn, conversierte mit ihm und ließ ihren Garnknäuel fallen. Johann sprang auf, ergriff den Knäuel und übergab ihn mit einer Miene, die selbstzufrieden sagte: das kann ich, denn ich habe den

Damen früher oft das Taschentuch aufgehoben. Das Examen fiel zu seinem Vorteil aus, und er wurde engagiert.

Am Morgen des Tages, an welchem sie die Stadt verlassen sollten, fand er sich in der Wohnung ein. Der königliche Sekretär, so wurde der Hausherr genannt, stand in Hemdärmeln vor dem Spiegel und band sein Halstuch. Er sah stolz und hypochondrisch aus und grüßte kurz und kalt. Johann nahm unaufgefordert einen Stuhl und suchte ein Gespräch anzufangen, aber es gelang ihm nicht, eine lebhafte Unterhaltung in Gang zu halten, besonders da der Sekretär ihm den Rücken kehrte und kurze Antworten gab.

„Der ist nicht vornehm“ dachte Johann; „er ist ein Knoten“.

Und sie waren einander anthipatisch wie zwei Mitglieder der unteren Klassen, die sich bei ihrem mühsamen Emporklettern scheel ansahen.

Der Wagen stand vor der Thür, der Kutscher trug eine Livree und hielt die Mütze in der Hand. Der Sekretär fragte Johann, ob er im Wagen oder auf dem Bock fahren wolle, aber in einem solchen Ton, daß Johann sich entschloß, vornehm zu sein und die Einladung nach dem Kutscherbock zu verstehen. Und so setzte er sich neben den Kutscher.

Als die Peitsche knallte und die Pferde anzogen, hatte er nur einen Gedanken: Fort von Haus! Hinaus in die Welt!

Bei dem ersten Gasthof, wo sie Rast machten, stieg Johann vom Wagen und trat an das Fenster. Er fragte in leichtem, verbindlichem, vielleicht etwas vertraulichem Tone nach dem Befinden der Herrschaften, und erhielt vom Baron eine kurze, scharfe Antwort, die jede weitere Annäherung abschnitt. Was bedeutete das?

Sie saßen wieder auf. Johann zündete sich eine Cigarre an und reichte dem Kutscher eine, der ihm aber zuflüsterte, daß er auf dem Bock nicht rauchen dürfe. Darauf fragte er den Kutscher aus, bekam mancherlei über den Umgang und Ähnliches zu erfahren.

Gegen Abend langten sie auf dem Gute an. Das Wohnhaus lag auf einem waldbekränzten Hügel und war ein weißes Steingebäude mit Markisen. Das Dach war flach und seine abgestumpften Winkel gaben dem Gebäude etwas Italienisches; die Finesse aber waren die rot- und weißrandigen Markisen. Johann wurde mit drei Knaben in einem Flügel installiert, der aus einer isolierter Wohnung von zwei Zimmern bestand, am andern Ende wohnte der Kutscher.

Nach achttägigem Aufenthalt hatte Johann entdeckt, daß er diene und in einer ganz unangenehmen Stellung war. Der Knecht seines Vaters hatte ein besseres und ein besonderes Zimmer; der Knecht seines Vaters konnte über seine Person, seine Gedanken, über manche Stunde am Tage gebieten, Johann nicht. Nacht und Tag mußte er bei den Kindern sein, mit ihnen spielen, lernen und baden. Nahm er sich einen Augenblick frei und wurde gesehen, so fragte man sofort: wo sind die Kinder? Er lebte in einer ständigen Unruhe, damit ihnen nur kein Unglück

zustieß. Er war für das Betragen von vier Personen verantwortlich: für sein eigenes und das der drei Jungen. Jede Bemerkung über sie fiel auf ihn zurück. Kein Altersgenosse, mit dem er sprechen konnte, keine Jugend. Der Inspektor war den ganzen Tag auf Arbeit und fast nie sichtbar.

Aber zwei Dinge boten ihm Ersatz: die Natur und die Freiheit vom Elternhause. Die Baronin behandelte ihn vertraulicher, fast mütterlich; es machte ihr auch Vergnügen, über Litteratur mit ihm zu sprechen. In solchen Stunden fühlte er sich als im gleichen Range mit ihr stehend und durch seine Belesenheit ihr überlegen, aber sobald der Sekretär nach Hause kam, war er Kindermädchen.

Die Scheerenlandschaft hatte für ihn größeren Reiz als die Ufer des Mälar, und die zauberhaften Erinnerungen an Drottningholm und Vibyholm verblaßten. Im vergangenen Jahre war er beim Tiraillieren mit den Scharfschützen bei Tyresö auf eine Anhöhe gekommen. Hier stand ein tiefer Tannenwald. Sie krochen durch Heidelbeer- und Wachholdergebüsch, bis sie auf ein steiles Felsenplateau gelangten. Hier öffnete sich plötzlich ein Gemälde, das ihn vor Entzücken frieren machte. Wasser und Inseln, Wasser und Inseln, weit, weit bis ins Unendliche. Er hatte, obwohl Stockholmer, die Scheeren nie gesehen und wußte nicht, wo er war. Das Bild machte einen solchen Eindruck auf ihn, als ob er ein Land wiedergefunden hätte, das ihm in schönen Träumen erschienen war oder in einer früheren Existenz, an die er glaubte, von der er aber nichts wußte. Die Jägerkette zog sich in den Wald hinein, aber

Johann blieb auf dem Abhang sitzen und betete an, das ist das rechte Wort. Die feindliche Kette näherte sich und feuerte; die Kugeln sausten ihm um die Ohren; er versteckte sich; er konnte sich nicht trennen. Das war seine Landschaft, das wahre Milieu seiner Natur; Idyllen, ärmliche, holperige, graue Felsensteine mit Tannenwald, in weite, stürmische Buchten hinausgeworfen und das unedliche Meer als Hintergrund in gebührender Entfernung. Er blieb auch dieser Liebe treu, die nicht daraus, daß sie die erste war, erklärt werden konnte; weder die Alpen der Schweiz, noch die Olivenhaine des Mittelmeeres oder die steilen Gestade der Normandie vermochten diese Rivalin zu verdrängen.

Jetzt war er im Paradiese, obwohl etwas zu tief darinnen; die Ufer bei Sotaskär waren grüne, fette Weiden im Schatten der Eichen, und die Bucht öffnete sich nach dem Fjord zu, aber in weiter Entfernung. Das Wasser war rein und salzig, das war neu.

Bei seinen Streifzügen mit der Büchse, mit den Hunden und den Knaben kam er an einem schönen, sonnigen Tage hinunter an den Strand. Auf der anderen Seite des Wassers lag ein Schloß. Ein großes, altmodisches, steinernes Schloß. Er hatte die Entdeckung gemacht, daß sein Herr nur Pächter des Gutes sei.

„Wer wohnt in dem Schloß?“ fragte er die Knaben.

„Onkel Wilhelm,“ — antworteten sie.

„Wie heißt er?“

„Baron X.“

„Pflegt ihr nie dort zu sein?“

„O ja, bisweilen.“

Es gab hier also ein Schloß mit einem Baron. Hm! Johanns Spaziergänge nahmen bald ihren regulären Weg hinunter nach dem Strande, von wo er das Schloß sehen konnte. Es war von Park und Garten umgeben. Zu Hause hatten sie keinen Garten. Das war anders!

Eines schönen Tages machte die Baronin ihm die Mitteilung, daß er am folgenden Tage die Knaben zum Baron begleiten müsse, wo sie den ganzen Tag bleiben sollten. Sie und ihr Gemahl würden zu Hause bleiben, er würde also das Haus repräsentieren, fügte sie scherzhaft hinzu.

Dann fragte er nach seiner Toilette. Er könne in seinem Sommeranzuge fahren, seinen schwarzen Rock über den Arm nehmen und sich dann in dem kleinen Gobelinzimmer im Erdgeschoß zum Mittagsmahle umkleiden. Das Gobelinzimmer! Hm! Ob er vielleicht Handschuhe anziehen sollte? Si· lachte. Nein, keine Handschuhe. Er träumte die ganze Nacht vom Baron, dem Schloß und dem Gobelinzimmer. Am Morgen fuhr ein Heuwagen auf den Hof, um die Jugend zu holen. Äh! Das gefiel ihm nicht· Es erinnerte ihn an die Küsterwohnung.

Und so fuhren sie. Sie kamen in eine große Lindenallee, fuhren auf den Hof und hielten vor dem Schlosse. Es war ein wirkliches Schloß, wie aus Dahlbergs „Suecia“, und stammte aus der Unionszeit. Aus einer Laube hörte man das bekannte Klappern der Steine eines Damenbrettes. Ein Herr in mittleren Jahren, in schlotterigen Kleidern von Hanfleinewand, trat heraus. Sein Gesicht war nicht nobel, eher bürgerlich, mit einem graugelben Schifferbart· Er trug auch Ohrringe. Johann behielt den Hut in der

Hand und stellte sich vor. Der Baron begrüßte ihn freundlich und bat ihn, in die Laube einzutreten. Hier stand ein Damenbrett, an dem ein kleiner alter Mann saß, der sehr zuvorkommend war.

Er wurde als Rektor aus einer kleinen Stadt vorgestellt. Johann bekam Cognac und wurde nach den Stockholmer Neuigkeiten gefragt. Da er mit Theaterklatsch und ähnlichen Dingen sehr vertraut war, wurde ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Da haben wirs, dachte er, die richtigen Vornehmen sind viel demokratischer als die unrichtigen.

„So" — sagte der Baron, — „verzeihen Sie, Herr . . . ich komme nicht auf den Namen. — Ja, so war es. Sind Sie mit Oscar verwandt?"

„Das ist mein Vater!"

„O, Herr Gott, ist es möglich! Das ist ja ein alter Freund von mir, von damals her, wo ich „Strengnäs" führte!" — Johann traute seinen Ohren nicht! Der Baron hatte einen Dampfer geführt? Ja, das habe er. — Aber der Alte wollte von Oscar und seinem Schicksal hören.

Johann blickte auf das Schloß und fragte sich erstaunt, ob dies auch der Baron sei. Die Baronin, die ebenso einfach und freundlich war wie der Baron, erschien jetzt. Es läutete zum Mittag.

„Nun wollen wir uns einen Schnaps kaufen," sagte der Baron. — „Kommen Sie mit."

Johann machte in dem großen Flur eine Wendung, um hinter einer Thür seinen Gehrock anzuziehen, aber es ging nicht. Schließlich gelang es ihm doch, denn die Baronin hatte es gesagt. Dann betraten sie den großen

Saal. — Ja, das war ein richtiges Schloß; die Dielen mit Fliesen belegt, die Decke in Holz geschnitten, Fensternischen so tief wie kleine Zimmer; ein Kamin, der eine Klafter Holz faßte, ein Klavier auf drei Füßen, eine Krone mit Glas wie Pfefferkuchen, die Wände mit schwarzen Portraits bedeckt.

Johann fühlte sich beim Mittagessen recht heimisch. Nachmittags spielte er dann mit dem Baron und trank Toddy. Alle Höflichkeiten, die er sich ausgedacht, wurden eingestellt, und er war mit seinem Tage, als er zu Ende ging, recht zufrieden.

In der großen Allee drehte er sich um und sah nach dem Schloß. Es sah jetzt weniger stattlich aus, fast ärmlich. Es gefiel ihm so besser, wenn es auch schöner war, vom jenseitigen Ufer nach dem Märchenschlosse hinüberzublicken. Jetzt hatte er nichts mehr, zu dem er hinaufsehen konnte. Aber er war auch nicht mehr unten. Vielleicht ist es doch schöner, etwas zu haben, nach dem man hinaufgaffen kann!

Als er heimkam, wurde er von der Baronin examiniert. Wie ihm der Baron gefiele? — Er sei nett und herablassend. — Hier war Johann schon so klug, die Bekanntschaft mit dem Vater zu verschweigen. Sie werden es ohnedem wissen, dachte er. Indessen fühlte er sich bereits heimischer und war nicht mehr so weich.

Er lieh sich eines Tages ein Reitpferd, das er aber so wild ritt, daß die Pferde beim nächsten Mal vergeben waren. Da mietete er sich ein Pferd von den Bauern. Es sah so stolz aus, hoch zu Roß zu sitzen und im Galopp dahinzujagen; er fühlte seine Kräfte gleichsam wachsen.

Die Illusionen waren eingestürzt, aber auf gleichem Niveau zu sein, ohne jemanden herunterreißen zu müssen, das hatte etwas Beruhigendes. Er schrieb an den Bruder nach Hause und prahlte. Aber er bekam eine rüffelnde Antwort. Da er allein war und niemanden hatte, mit dem er reden konnte, schrieb er ein Tagebuch an den Freund. Dieser hatte bei einem Kaufmann am Mälarsee eine Stelle erhalten, wo es junge Mädchen, Musik, Jugend und gutes Essen gab. Johann wünschte bisweilen an seiner Stelle zu sein. In seinem Tagebuche suchte er die Wirklichkeit durch Dichtung zu verschönern, und es gelang ihm auch, den Neid des Freundes zu erwecken.

Die Geschichte von der Bekanntschaft des Barons verbreitete sich, und die Baronin hielt sich verpflichtet, von ihrem Bruder schlecht zu sprechen. Johann hatte jedoch Verstand genug einzusehen, daß hier ein Detail aus einer Fideicomißtragödie vorlag. Da sie ihn nichts anging, interessirte es ihn nicht, danach zu forschen.

Bei einem Besuch im Pfarrhof hörte der Vikar zufällig von Johanns geistlichen Plänen. Da der Oberpfarrer wegen Altersschwäche nicht mehr predigte, war sein Vikar der einzige Bekannte. Ihm fiel der Dienst schwer; daher war er stets auf junge Studirende sehr erpicht, die gern einmal debütieren wollten. Er fragte Johann, ob er predigen wolle. — Aber er sei noch nicht Student. — Das thue Nichts. — Hm! Er wolle sich die Sache überlegen!

Der Vikar ließ ihn nicht locker. Hier hätten vorher schon viele Studenten und Gymnasiasten gepredigt, ja

die Kirche habe sogar einen gewissen Ruf erlangt, da der Schauspieler Knut Almlöf in seiner Jugend hier gepredigt habe. — Menelaus? In der schönen Helena? — Derselbe! — Und so wurde das Evangelienbuch aufgeschlagen. Postillen wurden ihm geliehen, und Johann versprach, sich am Freitag zur Probepredigt einzufinden.

Er sollte also ein Jahr nach der Konfirmation auf die Kanzel, und der Baron und die Damen und die Herren werden als andächtige Zuhörer in der Kirche sitzen. So schnell schon am Ziel, ohne geistliches Examen, ja selbst ohne Abiturienten-Examen; und man wird ihm Talar und Bäffchen leihen, er wird das Vaterunser beten und die Aufgebote vorlesen. Das stieg ihm zu Kopf, und er fuhr nach Hause, um eine halbe Elle gewachsen in der vollen Gewißheit, daß er kein Knabe mehr sei.

Aber als er heimkam, erwachten seine Bedenken. Er war Freidenker. Ist es ehrlich, so zu heucheln? Nein, nein! Aber sollte er deshalb entsagen? Das wäre ein zu großes Opfer. Die Ehre winkte, und vielleicht wird er ein Samenkorn freier Gedanken aussähen können, das einmal keimen wird.

Ja, aber es ist unehrlich! Er sah nämlich immer mit seiner alten Egoistenmoral auf die Absicht des Handelnden, nicht auf den Nutzen oder Schaden der Handlung. Es war nützlich für ihn zu predigen, es ist nicht schädlich für Andre, ein neues wahres Wort zu hören, also . . . Aber es ist nicht ehrlich! Darüber kam er nicht hinweg. Er erleichterte sein Gewissen vor der Baronin.

„Glauben Sie, daß der Prediger Alles glaubt, was er sagt?“

Das ist Sache des Predigers, aber Johann konnte es nicht.

Schließlich machte er einen Spazierritt nach der Wohnung des Vikars, dem er seine Bedenken vortrug. Es verdroß den Vikar, diese Eröffnung anhören zu müssen.

„Ja, aber Sie glauben doch wohl an Gott in Jesu Namen!“

„Ja, gewiß thue ich das!“

„Nun so sprechen Sie nicht davon. Bischof Wallin erwähnte den Namen Jesus in seinen Predigten niemals. Aber rühren Sie nicht daran; ich will Nichts davon wissen.“

„Ich werde mein Bestes thun“, sagte Johann, froh seine Ehrlichkeit und nicht minder seine Ehre gerettet zu haben!

Sie leisteten sich einen Schnaps und ein Butterbrod, und damit war die Sache erledigt.

Es hatte für ihn etwas Berauschendes an sich, wenn er über seinen Büchern und Postillen saß, den Hausherrn nach ihm fragen und das Mädchen antworten zu hören: Der Herr Magister schreibt an seiner Predigt.

Er hatte den Text zu begründen.

„Jesus sagte: Jetzt ist des Menschen Sohn erklärt, und in ihm ist Gott erklärt. Ist nun Gott in ihm erklärt, so wird auch Gott ihn in sich selbst erklären und wird ihn bald erklären.“

Das war alles. Er drehte und wendete den Satz, konnte aber keinen Sinn darin entdecken. Es ist „gepfeffert“ dachte er. Aber es berührte den wundesten Punkt: die Gottheit Christi. Wenn er nun den Mut hätte, die

Gottheit Christi wegzuerklären, dann hätte er eine große That vollbracht. Das lockte ihn und mit Parkers Hilfe dichtete er einen Lobgesang in Prosa auf Christus als Sohn Gottes und kam dann sehr vorsichtig mit der Behauptung hervor, daß wir alle Gottes Söhne seien, Jesus aber sein auserwählter, lieber Sohn, dessen Lehren wir hören müssen. Aber das war nur die Einleitung, und das Evangelium wird nach der Einleitung vorgelesen. Wovon sollte er dann predigen? Jetzt hatte er bereits sein Gewissen beruhigt, indem er seine Ueberzeugung von der Gottheit Christi aussprach. Das Fieber glühte, der Mut wuchs, und er fühlte, daß er einen Beruf zu erfüllen hatte. Er wollte das Schwert ziehen gegen die Dogmen, gegen die Ordnung der Gnade und das Muckertum. Das war eine Aufgabe.

Als er an die Stelle der Predigt kam, wo er nach der Vorlesung des Textes sagen sollte: Aus Anlaß des vorgelesenen heiligen Textes wollen wir in dieser kurzen Stunde als Thema zur Betrachtung ziehen ꝛc., schrieb er: Da der Text des Tages uns keinen Anlaß zu weiteren Betrachtungen giebt, wollen wir in dieser kurzen Stunde ein Thema betrachten, das von größerem Gewicht ist ... Und so betrachtete er Gottes Gnadenwerk in der Bekehrung.

Das waren zwei Angriffe: einer gegen die Textkommission, der zweite gegen die Lehre der Kirche von der Gnadenwahl.

Erst sprach er von der Bekehrung als einer ernsten Sache, die ihre Opfer forderte und auf dem freien Willen der Menschen beruhe (das war ihm nicht ganz klar). Er

drückte den Daumen auf die Ordnung der Gnade und schlug schließlich für Alle die Pforten des Himmelreiches auf: Kommet zu mir, Ihr Alle, die Ihr mühselig und beladen seid! Heute sollst Du mit mir im Paradiese sein. Das ist das Evangelium Jesu für Alle, und niemand soll glauben, daß ihm der Schlüssel zum Himmel gegeben sei, und sich einbilden, daß er allein ein Kind Gottes sei (das ging auf die Leser!), sondern die Thore der Gnade wären für Alle, Alle geöffnet!

Er wurde ernst und fühlte sich gleichsam wie ein Missionär.

Am Freitag fand er sich in der Kirche ein und mußte von der Kanzel einige Stellen aus der Predigt vorlesen. Er wählte die unschuldigsten. Darauf wurden die Gebete wiederholt, während der Vikar unter dem Orgelchor stand und ihm zurief: Lauter, langsamer! Er war approbiert, und sie leisteten sich einen Schnaps und ein Butterbrod.

Am Sonntag war die Kirche voller Leute. Johann wurde in der Sakristei mit Talar und Bäffchen angethan. Einen Augenblick hielt er das für lächerlich, dann aber packte ihn die Angst. Er flehte den einzig wahren Gott um Hilfe an, als er jetzt das Schwert ziehen sollte gegen tausendjährigen Irrtum, und als der letzte Ton der Orgel verklungen war, betrat er frank und frei die Kanzel.

Alles ging gut. Aber als er an die Stelle kam: „Da der Text des Tages uns keinen Anlaß zu Betrachtungen giebt", und er die vielen weißen Kleckse, die die Gesichter vorstellten, sich in der Kirche rühren sah, zitterte er. Aber nur einen Augenblick. Dann faßte er sich ein Herz, und

mit ziemlich starker und sicherer Stimme verlas er die Predigt. Als er sich dem Schlusse näherte, war er selber so gerührt über die schönen Lehren, die er verkündigt hatte, daß die Thränen ihm die Schrift auf dem Papier verdunkelten.

Er atmete auf, er verrichtete alle Gebete, bis die Orgel einfiel und er die Kanzel verließ. Hier empfing ihn der Vikar mit einem Dank, aber, aber, es tauge Nichts, vom Texte abzuweichen; ei, ei, ei, wenn das das Konsistorium erfahren würde. Aber hoffentlich hat's Niemand gemerkt. An dem Inhalt selbst sei nichts auszusetzen.

Auf dem Pfarrhofe wurde zu Mittag gegessen; man spielte und tanzte mit jungen Mädchen, und Johann war gleichsam der Held des Tages.

Es war eine sehr schöne Predigt, sagten die Mädchen, denn sie war so kurz.

Er hatte viel zu schnell gelesen. Und dann hatte er ein Gebet übersprungen.

Im Herbst kehrte Johann mit den Knaben in die Stadt zurück, um bei ihnen zu wohnen und ihre Schularbeiten zu beaufsichtigen. Sie besuchten die Klaraschule. Wieder ein Krebsgang. Dieselbe Schule, derselbe Rektor, derselbe bösartige Lehrer im Lateinischen. Johann paukte gewissenhaft mit den Jungen, überhörte sie und konnte darauf schwören, daß die Aufgaben gelernt worden waren. Und trotzdem brachten sie das Ordnungsbuch nach Hause, in dem der Vater las, daß so und so viele Lektionen nicht gelernt worden waren.

„Das ist eine Lüge“ sagte Johann.

„Ja, aber es steht doch hier“ entgegnete der Vater.

Es war eine grausame Arbeit, und zugleich bereitete er sich selbst auf das Examen vor.

Zu den Herbstferien fuhr man wieder aufs Land. Man saß am Kamin und knackte Nüsse, einen ganzen Sack voll, und las die Frithjofsage, Axel und die Nachtmahlskinder. Die Abende waren lang und unerträglich. Aber Johann endeckte einen neuen Inspektor, der fast wie ein Knecht behandelt wurde. Das reizte Johann, mit ihm zu verkehren, und auf dessen Zimmer brauten sie Punsch und spielten Karten. Die Baronin gestattete sich die Bemerkung daß der Inspektor keine Gesellschaft für Johann sei.

„Warum nicht?“

„Er hat ja keine Bildung!“

„Hm! Das ist nicht so gefährlich.“

Sie hob auch hervor, daß es ihr angenehmer wäre, wenn der Hauslehrer des Abends die Gesellschaft der Familie wählen oder wenigstens sich im Zimmer der Knaben aufhalten würde. Er zog das Letztere vor, denn da oben war es muffig, und er war des lauten Vorlesens und der Konversation überdrüssig.

Er saß nun auf seinem und der Knaben Zimmer. Auch der Inspektor kam hierher, und sie spielten ihre Partie. Die Knaben baten, mitspielen zu dürfen. Warum nicht? Johann hatte zu Hause mit dem Vater und den Brüdern Whist gespielt, und das unschuldige Vergnügen wurde als Erziehungsmittel für Disziplin, Ordnung, Aufmerksamkeit und Gerechtigkeit betrachtet; er hatte nie um Geld gespielt, jede Mogelei wurde augenblicklich zurück-

gewiesen, unzeitiger Jubel über einen Gewinn zum Schweigen gebracht, unzufriedene Mienen über einen Verlust verspottet.

Vorwürfe gab es deshalb nicht, denn die Eltern waren froh, daß die Jungen beschäftigt waren. Der Verkehr mit dem Inspektor gefiel ihnen nicht. Johann hatte im Sommer aus seinen Schülern und den Arbeiterjungen eine kleine Truppe zusammengesetzt, mit denen er auf dem Felde exercierte. Der Verkehr mit den Arbeiterkindern wurde verboten.

„Jede Klasse soll für sich bleiben," sagte die Baronin.

Johann aber konnte nicht begreifen, warum, nachdem mit dem Jahre 1865 die Klassenunterschiede aufgehoben worden waren!

Das Gewitter zog sich indeß zusammen und war dem Losbrechen nahe. Eine Geringfügigkeit war die Veranlassung.

Eines Morgens lärmte der Herr im Hause nach seinen abhanden gekommenen Fahrhandschuhen. Er hatte den ältesten Jungen im Verdacht. Dieser leugnete und beschuldigte den Inspektor, indem er den Zeitpunkt angab, wo dieser die Handschuhe gebraucht haben sollte. Der Inspektor wurde gerufen.

„Sie haben meine Fahrhandschuhe genommen, Herr, was sind das für Sachen?"

„Nein, das habe ich nicht gethan!"

„Was? Hugo behauptet es!"

Johann, der zufällig gegenwärtig war, tritt unaufgefordert vor und sagt: „Dann lügt Hugo. Er selbst hat die Handschuhe gehabt."

„Was sagen Sie da?“ Ein Nicken, und der Inspektor geht.

„Ich sage, was wahr ist!“

„Wie können Sie sich unterstehen, Herr, meinen Sohn in Gegenwart eines Knechts zu beschuldigen?“

„Herr X. ist kein Knecht! Und übrigens ist er unschuldig!“

„Ja wohl, schön unschuldig, wenn man zusammen Karten spielt und mit den Jungen säuft! Das ist nett, was?“

„Warum haben Sie das nicht vorher gesagt? Dann hätten Sie erfahren, daß ich mit den Knaben nicht saufe!“

„Sie, Sie! Verdammter Bengel! das „Sie“ paßt für Sie.“

„Der Herr Sekretär kann sich einen andern Bengel als Lehrer für seine Knaben suchen, da der Herr Sekretär so geizig ist, sich keine erwachsene Person zu nehmen.“ — Und damit ging er.

Sie sollten an demselben Tage zur Stadt fahren, denn die Weihnachtsferien waren zu Ende. Nach Hause also, wieder nach Hause. Kopfüber zurück in die Hölle, verhöhnt, unterdrückt, tausendmal schlimmer, nachdem er sich mit seiner neuen Stellung gebrüstet und Vergleiche mit dem Elternhaus angestellt hatte. Er weinte vor Zorn, aber nach einem solchen Schimpf gab es kein Zurück mehr.

Er wurde zur Baronin gerufen. Sie mußte eine Weile warten. Darauf kam noch ein Bote. Grimmig ging er hinauf. Sie war ganz sanft und bat ihn, noch einige Tage bei ihnen zu bleiben, bis sie einen neuen Lehrer gefunden hatten. Er versprach es, da sie ihn so lebhaft gebeten hatte.

Der Schlitten fuhr vor, der Sekretär stand daneben und sagte: „Sie können auf dem Bock sitzen.“

„Ich kenne meinen Platz“ sagte er.

In der Stadt blieb er acht Tage. In der Zeit hatte er einen etwas merkwürdigen Brief in weltmännischem Ton nach Hause geschrieben, der dem Alten nicht gefiel, obwohl er ihm schmeichelte.

„Ich glaube, du hättest erst fragen müssen, ob du nach Hause kommen darfst“ sagte der Vater.

Darin hatte er Recht. Aber der Sohn hatte sich das Elternhaus nie anders gedacht als ein Hotel, indem man gratis aß und trank.

Er war also wieder zu Haus.

Durch eine unergründliche Naivität hatte sich Johann bewegen lassen, mit seinen früheren Schülern noch einige Zeit die Schularbeiten durchzunehmen. — Eines Abends wollte Fritz ihn mit in ein Café nehmen.

„Nein, sagte Johann, ich muß zur Stunde.“

„Wohin?“

„Zum königlichen Sekretär!“

„Was, bist Du da noch nicht fertig?“

„Nein, ich habe versprochen dort zu bleiben, bis sie einen neuen Lehrer haben.“

„Was bekommst Du dafür?“

„Was ich bekomme?“ — Ich habe Wohnung und Essen gehabt.“

„Ja, aber was bekommst Du jetzt, wo Du keine Wohnung und Essen hast?“

„Hm! Daran habe ich nicht gedacht.“

„Du bist doch ein toller Kerl, giebst Kindern reicher

Leute umsonst Unterricht! So, nun gehst Du mit mir und setzest keinen Fuß mehr über die Schwelle!"

Johann kämpfte auf dem Trottoir mit sich.

„Ich hab's versprochen!"

„Du sollst nicht versprechen! Komm jetzt mit und schreibe ab!"

„Ich muß mich verabschieden!"

„Ist nicht nötig! Man hat Dir zu Weihnachten eine Gratifikation versprochen, aber Du bekamst Nichts; und dann läßt Du dich wie ein Knecht behandeln. Komm jetzt und schreibe! — Er wurde zur „Andalusierin" mitgeschleppt. Amanda brachte Papier und Tinte, und nach dem Diktat des Freundes schrieb er, daß er in Anbetracht des bevorstehenden Examens ferner keine Zeit habe, Unterricht zu erteilen!

Er war frei!

„Aber ich schäme mich" sagte er.

„Worüber?"

„Ja, ich schäme mich, weil ich unhöflich gewesen bin!"

„Ach, Quatsch!" — „Eine Halbe Punsch!"

X.

Charakter und Schicksal.

Die Zeit hatte einen lebhaften Geist angenommen. Die Ausstellung im Jahre 1866 war etwas Neues, und in ihr kam der realistische Skandinavismus zum Ausdruck. Die

Eröffnung des Nationalmuseums, die Vorlesungen Dietrichsons, die Bildung des Kunstvereins gaben der Aesthetik neue Triebe. Die Wahlen zu den Kammern im Jahre 1867 brachten eine Ueberraschung, die die ganze Nation zum Nachdenken erweckte, denn die Reform hatte die Gesellschaft so gründlich durchgeschüttelt, daß das Unterste zu oberst kam.

Schwache Wellenschläge zeigten sich auch in der obersten Klasse der Schule, wo sich jetzt die jungen Leute für allgemeine Fragen interessierten. So war die Tafel eines Morgens mit Namen, an deren Spitze Adlersparre stand, vollgeschrieben. Der Rektor, der die Morgenzeitung nicht gelesen hatte, fragte, was diese Namenliste bedeute. Es waren die Stockholmer Wahlen zur zweiten Kammer. Er verbreitete sich darauf über die Zusammensetzung der Kammern, äußerte seine Besorgnisse über den Nutzen der neuen Vertretung für Land und Reich. Man spitzte die Ohren, und die Begeisterung war vorüber.

Die Klasse war auch in Freihändler und Schutzzöllner eingeteilt, und Gripenstedts Reden wurden gelesen.

Die Frauenreform wurde lebhaft diskutiert. Johann, der kürzlich gesehen hatte, wie drei alte Fräulein sich die Haare ausgerissen hatten, und wie in einer feinen Gesellschaft „der Zeitgeist" verwünscht wurde, der ehrenwerten Leuten fortstahl, was deren Väter ehrlich erworben hatten, hielt diese Reform für gut. Sie nahm keinem Fräulein etwas, denn sie durften ihren Titel behalten, dafür aber gab sie Allen das gleiche Recht. Es ist mit dem Titel wie mit der Seligkeit. Niemand beachtet ihn, wenn er Allen überlassen wird.

„Da sollen wohl auch die Dienstmädchen Fräulein genannt werden?" schrie ein Fräulein.

„Ja," antwortete Johann, — „mindestens!"

Aber diese Reform läßt aus unbekannten Gründen noch auf sich warten.

Das Freidenkertum nahm große Dimensionen an. Johann hatte nach der Predigt geglaubt, den Beruf und die Pflicht zu haben, die neue Lehre zu verbreiten und für sie einzustehen. Er blieb deshalb von der Andacht fort, während die übrigen Schüler in das Betzimmer gingen. Der Rektor kam in die Klasse und wollte ihn und seine Mitschuldigen hinaustreiben. Johann antwortete, daß seine Religion ihm verböte, an einem fremden Kultus teilzunehmen. Der Rektor berief sich auf Gesetz und Verfassung. Johann antwortete, daß die Juden von der Andacht befreit seien. Der Rektor bat ihn, um des Beispiels und der alten Bekanntschaft willen zugegen zu sein. Johann gab nach. Aber er sang die Psalmen nicht mit, und auch seine Kameraden nicht. Da wurde der Rektor wütend und hielt ihnen eine Strafrede; er bezeichnete Johann namentlich und schmähte ihn. Johann antwortete damit, daß er einen Streik organisierte. Er und die Gleichgesinnten kamen jetzt regelmäßig so spät zur Schule, daß die Andacht beendet war, wenn sie eintraten. Kamen sie aber zu zeitig, so blieben sie im Korridor und warteten. Hier saßen sie auf dem Holzkasten und sprachen mit den Lehrern über dies und das. Der Rektor kam dahinter. Um die Aufrührerischen zu beugen, kam er auf den Gedanken, nach Schluß der An-

dacht, wenn die ganze Schule versammelt war, die Thüren zu öffnen und die Männer der Revolution hineinzurufen. Diese defielirten nun mit frechen Mienen und unter einem Hagel von Scheltworten durch den Betsaal, ohne aber drinnen zu bleiben. Schließlich wurde es ihnen zur Gewohnheit, freiwillig einzutreten und die Schelte auf sich zu nehmen, wenn sie durch das Zimmer zogen.

Der Rektor faßte einen Groll gegen Johann und schien die Absicht zu haben, ihn im Examen durchfallen zu lassen. Johann schützte sich dadurch, daß er Tag und Nacht arbeitete.

Der theologische Unterricht artete jetzt zu Disputationen mit dem Lehrer aus. Dieser war Priester und Theist und ließ sich Einwendungen gefallen, aber er wurde bald müde und befahl, mit dem Lehrbuch zu antworten.

„Wieviel Personen der Gottheit giebt es?"

„Eine!"

„Was sagt Norbeck?"

„Norbeck sagt: drei!"

„Nun, dann sagen Sie es auch!"

Zu Hause war es still. Man ließ Johann in Ruhe; man merkte, daß er verloren und daß es zu spät sei, um wirksam einzugreifen. Eines Sonntags machte der Vater einen Versuch im alten Stil, aber Johann blieb die Antwort nicht schuldig.

„Warum gehst Du nicht mehr in die Kirche?" fragte er.

„Was soll ich da machen?"

„Eine gute Predigt hat immer etwas Gutes an sich."

„Predigten kann ich allein machen."

Schluß!

Die Lehrer ließen einen Priester in der Bethlehemskirche eine Fürbitte für Johann thun, nachdem sie ihn an einem Sonntag Vormittag in der Uniform der Scharfschützen gesehen hatten.

Im Mai 1867 machte er sein Abiturientenexamen. Wundirliche Dinge traten dabei zu Tage. Männer mit Bart und Brille nannten die Halbinsel Malakka Sibirien und glaubten, Ostindien sei Arabien. Personen bekamen das Reifezeugniß im Französischen, die en wie y aussprachen und die Hilfszeitwörter nicht konjugieren konnten. Es war unglaublich. Johann glaubte, er sei vor drei Jahren stärker im Lateinischen gewesen. In der Geschichte wäre jeder Einzelne durchgefallen, wenn man die Fragen nicht im voraus gewußt hätte. Man hatte zuviel gelesen und zu wenig gelehrt. Kompendien in allen Fächern wären von größeren Nutzen gewesen und hätten das Examen in der Tertia abschließen lassen können. Aber es war mit dem Abiturientenexamen und ist es noch, wie mit der Seligkeit und dem Fräuleintitel; es würde seinen Reiz verlieren, wenn es für alle wäre; aber sicher wäre es für alle besser und viel nützlicher.

Das Examen hatte mit einem Gebet geschlossen, das ein Freidenker verrichten mußte, der das Vaterunser hervorstotterte, was man unrichtigerweise seiner Gemütserregung zuschrieb. Am Abend wurde Johann von den Kameraden nach Storkyrkobrinken mitgezogen, wo sie ihm eine weiße Mütze kauften; er hatte ja nie Geld. Darauf ging er in

das Kontor, um dem Vater eine Freude zu bereiten. Er traf ihn im Hausflur.

„Also überstanden,“ sagte der Vater.

„Ja!“

„Und schon die Mütze?“

„Ich habe sie auf Kredit genommen!“

„Geh zum Kassirer, damit Du sie bezahlst.“

Damit trennten sie sich.

Kein Glückwunsch; kein Händedruck. Das war die Isländernatur des Alten, der keine zärtlichen Empfindungen äußern konnte.

Johann kam nach Hause, als alle beim Abendbrot saßen. Er war lustig und hatte Punsch getrunken. Aber seine Freude wurde niedriger gestimmt. Alle schwiegen. Die Geschwister gratulierten ihm nicht. Da wurde er verstimmt und schwieg gleichfalls. Er ging gleich von Tisch fort, in die Stadt, zu den Kameraden. Hier herrschte Freude. Kindliche, dumme, übertriebene Freude mit allzu großen Hoffnungen.

Den Sommer über blieb er zu Hause und erteilte Unterricht. Mit dem Gelde wollte er zum Herbst nach Upsala. Die theologische Laufbahn lockte ihn nicht mehr; das hatte er abgethan, außerdem stritt es gegen sein Gewissen, den Priestereid abzulegen.

In diesem Sommer war er zum ersten Male bei einem Mädchen. Er fühlte sich enttäuscht wie so viele Andere. — Das also war alles! — Wäre es aber früher geschehen, dann wären ihm jahrelange Qualen

erspart und viel von seiner Kraft erhalten geblieben. Er fühlte sich indessen ruhig danach, gesund und froh, als ob er eine Pflicht erfüllt hätte.

Im Herbst reiste er nach Upsala. Die alte Margret packte ihm den Koffer und legte Kochgeschirr und Besteck hinein. Dann zwang sie ihn, funfzehn Kronen von ihr zu leihen. Vom Vater bekam er eine Tasche mit Cigarren und die Aufforderung, sich selbst zu helfen. Er selbst hatte achtzig Kronen, die er sich durch Stundengeben erworben hatte, und mit denen er sein erstes Semester bestreiten mußte.

Die Welt stand ihm offen, er hatte ja die Eintrittskarte in der Hand. Es blieb ihm also nur übrig einzutreten. Nur!

Der Charakter des Menschen ist sein Schicksal, das war damals eine stehende und sehr beliebte Redensart. Jetzt, wo Johann in die Welt hinaus mußte, verwandte er viel freie Zeit darauf, sein Horoskop zu stellen, indem er von seinem Charakter ausging. Er glaubte nämlich, daß sein Charakter fertig sei. Die Gesellschaft ehrt diejenigen mit dem Namen eines Charakters, die ihre Stellung gesucht und gefunden, ihre Rolle übernommen, gewisse Gründe für ihr Betragen herausgeklügelt haben und schließlich danach handeln.

Ein sogenannter Charakter ist eine sehr einfache, mechanische Einrichtung; er hat nur einen Gesichtspunkt für die sehr verwickelten Verhältnisse im Leben; er hat sich entschlossen, im Leben ein und dieselbe Meinung von

einer bestimmten Sache zu haben; und um sich nicht der Charakterlosigkeit schuldig zu machen, ändert er nie seine Meinung, sie mag nun einfältig oder unsinnig sein. Ein Charakter muß folglich ein ziemlich gewöhnlicher Mensch und das sein, was man so ein bischen dumm nennt. Charakter und Automat scheint so ziemlich zusammenzufallen. Dickens' berühmte Charaktere sind Leierkastenpuppen, und die Charaktere auf der Bühne müssen Automaten sein. Ein gut gezeichneter Charakter ist gleichbedeutend mit einer Karrikatur. Ein Charakter soll außerdem wissen, was er will. Was weiß man davon, was man will? Man will oder man will nicht, das ist alles. Sucht man über sein Wollen zu reflectiren, dann hört gewöhnlich der Wille auf. In der Gesellschaft und im Leben muß man immer die Folgen seiner Handlung für sich und andere bedenken und aus dem Grunde reflectiren. Wer im Augenblicke handelt, ist unklug, selbstisch, naiv und unbewußt; solche Leute kommen vorwärts im Leben, denn sie sehen nicht, welche Ungelegenheiten ihre Handlungen für andere haben können, sondern sie sehen nur auf den Vorteil der Handlungen für sich selbst.

Johann fragte sich bei der Gewohnheit, die er durch die christliche Nierenerforschung, sich selbst zu durchschauen, erlangt hatte, ob er einen Charakter habe, der für einen Mann passe, der seine Zukunft machen wolle.

Er erinnerte sich, daß das Mädchen, welches er geschlagen hatte, weil sie seinen Körper im Schlafe entblößt hatte, nachher gesagt habe: Der Junge hat Charakter! — Was meinte sie damit? — Sie hatte gesehen, daß er genügend Thatkraft besaß, um nach dem Schimpf in den

Park zu gehen, einen Stock zu schneiden und sie zu strafen. Wäre er den gewöhnlichen Weg gegangen und hätte es den Eltern geklatscht, dann hätte sie geglaubt, er sei ein Feigling. Die Mutter dagegen, die damals lebte, hatte seine Handlung anders beurteilt: sie nannte ihn rachgierig. Hier hatte er schon zwei Gesichtspunkte für dieselbe Sache, und er hielt sich natürlicherweise an denjenigen, der am wenigsten rühmlich war, denn daran glaubte er am meisten. Rache? Das war ja Strafe? Hatte er das Recht zu strafen? Recht? Wer hat überhaupt ein Recht? Die Eltern rächten sich ja immer! Nein, sie straften. Sie hatten also ein anderes Recht als er; es gab zwei Arten von Recht.

Ja, er mußte doch wohl rachgierig sein. Ein Junge hatte einmal auf dem Klara-Kirchhof offen gesagt, daß Johannes Vater im Halseisen gestanden habe. Das war ein Schimpf gegen das ganze Geschlecht. Da Johann schwächer war als der Junge, veranlaßt er seinen älteren Bruder, die Blutrache durch Schneebälle gemeinsam auszuführen. Ja, sie trieben die Rache soweit, daß sie auch den jüngeren Bruder, der unschuldig war, durchprügelten.

Es war eine gute alte Familienrache mit all ihren Symptomen. Was hätte er thun sollen? Dem Magister klatschen? Nein, das that er nie. Er war also rachgierig. Das ist eine gravierende Beschuldigung.

Er begann darüber nachzudenken. Hatte er sich am Vater für die Ungerechtigkeiten gerächt, die er ihm zugefügt, oder an der Stiefmutter? Nein! Er vergaß alles und zog sich zurück.

Hatte er sich an den Lehrern der Schule dadurch

gerächt, daß er ihnen zu Weihnachten Kästen mit Steinen schickte? Nein! War er denn so streng gegen andere und so kleinlich bei der Beurteilung ihrer Handlungsweise gegen ihn? Mit nichten, er ließ sich ganz leicht behandeln, war leichtgläubig und konnte zu allem Möglichen genarrt werden, wenn er nur keinen Druck, keine Unterdrückung spürte. Kameraden hatten ihm gegen Versprechungen des Anstausches sein Herbarium, seine Käfersammlung, chemische Apparate, seine Indianerbücher abgelockt. Hatte er sie gemahnt oder chikaniert? Nein, er schämte sich um ihretwillen, aber er ließ sie gewähren. Am Ende einer Ferienzeit hatte der Vater eines Schülers vergessen, Johann zu bezahlen. Er schämte sich, ihn zu mahnen, und erst ein halbes Jahr später mußte er auf die Aufforderung seines Vaters hin seine Forderung eintreiben.

Es war ein eigentümlicher Zug Johanns, daß er sich mit anderen identificirte, für andere litt und Scham empfand. Wenn er im Mittelalter gelebt hätte, hätte er sich stigmatisiert.

Wenn einer der Brüder eine Geschmacklosigkeit oder eine Dummheit sagte, so schämte sich Johann. In der Kirche hörte er einmal einen Chor von Schulknaben, die entsetzlich falsch sangen. Johann verbarg sich in der Bank und schämte sich.

Er schlug sich mit einem Kameraden, und es gelang ihm, diesem einen heftigen Stoß vor die Brust zu geben, aber als er sah, wie sich das Gesicht des Knaben in Schmerz verzog, brach er in Thränen aus und reichte ihm die Hand. Wenn jemand ihn um eine Sache bat, die er

erfüllen konnte, so litt er um dessentwillen, dem er nicht zu Willen sein konnte.

Er war feig und konnte niemanden ungehört von sich gehen sehen, aus Furcht, einen Unzufriedenen zu entdecken. Er war noch immer furchtsam vor dem Dunkel, vor Hunden, Pferden und fremden Menschen Aber er konnte auch, wo es Not that, mutig sein, wie er auch in der Schule revoltierte, wo es sich um sein Examen handelte, oder seinem Vater opponierte.

Ein Mensch ohne Religion ist ein Vieh, so stand im alten ABC-Buch. Jetzt, wo man entdeckt hat, daß die Religiösesten das Vieh sind, und daß, wer Wissen besitzt, keine Religion braucht, ist die nützliche Thätigkeit der Religion beträchtlich reduciert. Dadurch, daß der Jüngling unablässig seine Kraft von sich in Gott setzte, hatte er die Kraft und den Glauben an sich verloren. Gott hatte sein Ich verzehrt. Er betete stets und zu allen Stunden, wenn er in Not war. Er betete in der Schule, wenn er gefragt wurde, am Spieltisch, wenn Karten gegeben wurden. Die Religion hatte ihn verdorben, denn sie hatte ihn für den Himmel erzogen anstatt für die Erde, die Familie hatte ihn zu Grunde gerichtet, denn sie hatte ihn für die Familie gebildet anstatt für die Gesellschaft, und die Schule hatte ihn für die Universität anstatt für das Leben entwickelt.

Er war unschlüssig, schwach. Wenn er sich Tabak kaufte, fragte er den Freund nach der Sorte. Daher fiel er den Freunden in die Hände. Das Bewußtsein, daß man ihn gern sah, vertrieb seine Furcht vor dem Unbekannten, und die Freundschaft stärkte ihn.

Launen verfolgten ihn noch. Eines Tages, als er Hauslehrer auf dem Lande war, fuhr er in die Stadt, um von hier aus Fritz zu besuchen. Als er in die Stadt kam, fuhr er nicht weiter, sondern blieb zu Hause bei den Eltern auf dem Bette liegen, während er stundenlang mit sich kämpfte, ob er fahren solle oder nicht. Er wußte, daß der Freund ihn erwartete, er selbst wünschte sehr, ihn zu sehen. Aber er fuhr nicht. Am nächsten Tage fuhr er zurück aufs Land und schrieb Fritz einen Jammerbrief, in dem er sich zu verantworten suchte. Aber Fritz wurde böse, denn er verstand sich nicht auf Launen.

In all seiner Schwäche fühlte er doch zeitweilig einen ungeheuren Fond von Kraft, der es bewirkte, daß er sich alles zutraute. Im Alter von zwölf Jahren kam ihm eine französische Jugendschrift in die Hand, die der Bruder aus Paris mitgebracht hatte.

„Das wollen wir übersetzen und zu Weihnachten herausgeben," sagte er.

Sie übersetzten es, aber da sie nicht wußten, was weiter zu thun war, blieb das Buch liegen.

Eine italienische Grammatik fiel ihm in die Finger, und er lernte Italienisch.

In seiner Hauslehrerstelle nahm er sich vor, weil kein Schneider da war, ein Paar Hosen umzuändern. Er trennte die Nähte auf, nähte dann die Hosen und bügelte sie mit dem großen Stallschlüssel. Er besserte auch seine Stiefel aus.

Als er die Geschwister Quartette spielen hörte, war er nie mit der Aufführung zufrieden. Er hatte Lust auf-

zuspringen, ihnen die Instrumente fortzunehmen und zu zeigen, wie sie spielen mußten.

Johann hatte gelernt, die Wahrheit zu sagen. Er log, wie alle Kinder, zu seiner Verteidigung oder bei naseweisen Fragen, aber er empfand einen brutalen Genuß darin, mitten in einer Unterhaltung, wo man mit der Wahrheit Versteckten spielte, das gerade herauszusagen, was alle dachten. Auf einem Balle, wo er schweigsam war, fragte seine Dame ihn, ob er gern tanze.

„Nein garnicht."

„Nun, warum tanzen Sie denn?"

„Weil man mich zwingt."

Er hatte Aepfel gestohlen, wie alle Knaben, und das bedrückte ihn nicht; er machte auch kein Geheimnis daraus. Das war ein altes Herkommen.

In der Schule hatte er nie Dummheiten gemacht. Am letzten Tage vor Schulschluß hatte er einmal mit Andern Kleiderhaken abgebrochen und alte Schulhefte zerrissen. Er allein wurde dabei ertappt. Die That geschah aus Uebermut, sie war ein Ausbruch wilder Freude und wurde nicht tragisch genommen.

Jetzt, wo er mit sich zu Gericht ging, sammelte er die Urteile aller Menschen über sich, und nun war er erstaunt über die veränderten Richter. Der Vater hielt ihn für hart, die Stiefmutter für boshaft, die Brüder für sonderbar; so zahlreich die Dienstmädchen im Hause waren, so viel Urteile hatten sie; eine derselben liebte ihn und war der Meinung, daß die Eltern ihn schlecht behandelten; die Freundin glaubte erst, er sei gefühlvoll, der Ingenieur, er sei ein liebenswürdiges Kind, Freund Fritz meinte er sei

ein trüber Geselle voller Mutwillen; die Tanten glaubten, er habe ein gutes Herz, die Großmutter, er habe Charakter; seine Geliebte auf Stallmästargarden vergötterte ihn natürlich, die Lehrer in der Schule wußten nicht recht, was sie aus ihm machen sollten. Gegen die Groben war er grob, gegen die Freundlichen freundlich. Und die Kameraden? Die sagten es nie; Schmeicheleien wurden nicht gesagt, dafür aber gezankt und geschlagen, wenn es nötig war.

Johann fragte sich nun, ob er eine so vielseitige Figur, oder ob die Urteile so vielseitig wären. War er falsch, zeigte er sich anders gegen die Einen wie gegen die Andern? Ja, und das witterte die Stiefmutter. Sie sagte stets, daß er sich verstelle, wenn sie etwas Gutes von ihm hörte.

Ja, aber Alle verstellten sich. Die Stiefmutter war freundlich gegen ihren Mann, hart gegen ihre Stiefkinder, weich gegen ihr Kind, sie bückte sich vor dem Hauswirt, war hochmütig gegen die Dienstboten, freundlich gegen die Mächtigen, grob gegen die Schwachen.

Das war das Akkomodationsgesetz, das Johann nicht kannte. So waren die Menschen; es war ein Anpassungstrieb, der auf Berechnung beruhte. Wie ein Lamm gegen seine Freunde, wie ein Löwe gegen seine Feinde.

Aber wann ist man wahr? Und wann ist man falsch? Wo ist das Ich, das der Charakter sein soll? Das Ich ist eine Manigfaltigkeit von Reflexen, ein Complex von Trieben, Begierden, von denen einige unterdrückt, andere entfesselt waren!

Des Jünglings Complex waren durch viele Kreuzungen des Blutes, streitende Elemente im Familienleben, reiche Erfahrungen aus Büchern und bunte Erlebnisse in der

Welt ein ziemlich reiches, aber untergeordnetes Material. Er suchte noch seine Rolle, da er seine Stellung nicht gefunden hatte, und deshalb fuhr er fort charakterlos zu sein.

Er hatte sich noch nicht entschlossen, welche Triebe unterdrückt werden mußten, und wieviel von seinem Ich für die Gesellschaft geopfert werden sollte und mußte, in die einzutreten er sich jetzt anschickte.

Hätte er sich selbst sehen können, dann hätte er gefunden, daß die meisten Worte, die er sprach, aus Büchern oder von Kameraden stammten, seine Gesten von Lehrern und Freunden, seine Mienen von Verwandten, sein Gemüt von Mutter und Amme, seine Neigung vom Vater, vielleicht vom Großvater. Sein Gesicht hatte keinen Zug von Mutter oder Vater. Da er die Großeltern nicht gesehen hatte, konnte er die Ähnlichkeit mit ihnen nicht beurteilen. Was hatte er also von sich selbst oder in sich selbst? Nichts. Aber in seinem Seelencomplex gab es zwei Grundzüge, die für sein Leben und sein Schicksal bestimmend wurden.

Der Zweifel! Er nahm die Gedanken nicht vollständig kritiklos entgegen, sondern entwickelte, combinierte sie. Daher konnte er kein Automat sein und nicht in die geordnete Gesellschaft einregistriert werden.

Die Empfindlichkeit gegen Druck! Daher suchte er einerseits ihn dadurch zu vermindern, daß er sein Niveau erhöhte, andererseits das Höhere zu kritisieren, um dann zu bemerken, daß es garnicht so hoch und daher auch nicht so erstrebenswert sei.

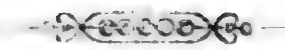
So trat er hinaus in das Leben! Um sich zu entwickeln und doch immer so zu bleiben, wie er war.

Die Vergangenheit eines Thoren

von

August Strindberg.

Zweiter Band.



Berlin, 1894.
Verlag des Bibliographischen Bureaus.
Alexanderstraße 2.

Inhalt.

	Seite
Im Vorhof	1
Unten und oben	31
Der Arzt	79
Vor dem Vorhang	96
Wie er Aristokrat wurde	110
Hinter dem Vorhang	124
Er wird Schriftsteller	136
Der Verein „Runa“	144
In den Büchern und auf der Bühne	173
Zerrissen	184
Idealismus und Realismus im Jahre 1871	201
„Hakon Jarl oder Idealismus und Realismus“	205
Eines Königs Schützling	238
Auflösung	251

I.

Im Vorhof.

(1867.)

Das Boot hat Flottsund und Domstyrken passiert; das Gustavianum und die Carolina treten hervor.

Die frohe Stimmung von Punsch und Frühstück legt sich; man fühlt, daß der Ernst nun naht, der Kampf des Lebens beginnt. Kein Versprechen ewiger Freundschaft, kein Versichern von Beistand und Hilfe. Die Jugend ist aus ihrem romantischen Rausche erwacht. Man weiß, daß man nun mit dem Althergebrachten brechen wird; neue Interessen werden die Schaaren, die einst das Schulzimmer vereint, beseelen, der Wettstreit wird entfesselt, und alles Andre tritt in den Hintergrund. Der eigentliche Kampf wird beginnen.

Johann mietete mit seinem Freunde Fritz zusammen ein Zimmer in der Klostergasse. Es enthielt zwei Betten, zwei Tische, zwei Stühle und zwei Schränke und kostete 30 Kronen Miete, also 15 Kronen für jeden. Das Mittagessen wurde von der Aufwärterin für 12 Kronen gebracht, das machte 6 Kronen für jeden. Morgens und

Abends tranken sie ein Glas Milch und aßen Butterbrod dazu. Das war Alles. Das Holz kauften sie auf dem Markte von einem Bauern, eine kleine Klafter zu 4 Kronen. Und so spielte nun Johann die Hausfrau. Seine Wäsche ließ er nach Stockholm schicken. Er hatte 80 Kronen in seiner Tischlade, und damit sollte er alle Ausgaben bestreiten.

Es war ein merkwürdiges Gebäude, das er betrat, keinem andern ähnlich. Es war unter dem Namen „altes Ritterhaus" bekannt und hatte einen besonderen Vorhof. Es glich einem kleinen Flecken und machte ganz den Eindruck eines Bauernviertels. Alle Professoren waren Bauern, auch nicht ein Stockholmer war unter ihnen. Die Häuser und Straßen glichen denen in Nyköping. Hier war das gebildete Viertel; stand es auch unter sehr zweifelhafter Leitung, so mußte doch sicherlich hier der Schwerpunkt der Bildung gesucht werden.

Die Studenten galten für die höhere Klasse in der Stadt, und die Bürger legten ihnen den Ehrennamen „Spürhunde" bei. Die Studenten standen noch außerhalb und über den bürgerlichen Gesetzen. Sie schlugen Fenster ein, nahmen die Schlagbäume ab, traten der Polizei entgegen, verursachten Straßenlärm, griffen beim Gericht ein, alles war ihnen erlaubt, denn niemand bestrafte sie, im allerschlimmsten Falle gab es einen Verweis, seitdem der alte Karzer auf dem Schlosse nicht mehr benutzt ward; ja, sie besaßen sogar einen Waffenschein und trugen eine besondere Uniform. So wurde ganz systematisch noch eine Aristokratie herangebildet, ein neuer Ritterstand

nach dem Sturz des Ritterhauses. Was selbst für den Spürhund ein Vergehen gewesen wäre, war für die Studenten Scherz und Spaß. Überdies hatte der Studentengeist seit dem Tage in Paris seinen Höhepunkt erreicht, sie kamen von dort so glücklich heim wie zurückkehrende Sieger und Triumphatoren.

Johann sollte nun eifrig studieren und hatte kein Buch.

„Zuerst muß man sich orientieren," hieß es. Er ging nach der Landsmannschaft. Dieselbe war ein altes Ueberbleibsel aus der Zeit der Landschaftsverfassung und so alt, daß die neuhinzugekommenen Provinzen Schonen, Halland und Blekinge nicht einmal als Volk bezeichnet waren.

Die Landsmannschaft war gleichsam ein wohlgeordneter Staat, in Klassen geteilt, jedoch nicht nach Verdienst, sondern nach dem Alter und gewissen zweifelhaften Verdiensten. Hinter dem Namen der Adligen stand im Verzeichniß noch das Wort „nobilis". Man schwur mancherlei bei der Fahne und war für die Landsmannschaft thätig. Man begegnete vielen adligen Namen, Verwandten, Familienverbindungen, Talent, derbem und geschmeidigem Wesen; das letztere allein war doch aber nicht denkbar für so skeptische und verständige junge Leute.

Am ersten Abend in der Landsmannschaft machte Johann einen Versuch. Viele alte Kameraden aus der Klaraschule trafen zusammen; er hatte die Rauhesten am liebsten und sie ihn. Er war fahnenflüchtig geworden und suchte Auskunft über Privatwissenschaft, unter deren Schutze er seinen Weg zur Staatswissenschaft betreten könnte. Sie kamen ihm alle so regelrecht und verschrumpft

vor. Fritz stürzte sich mitten unter die Aristokraten und ließ sich vorstellen, schloß mit Leichtigkeit Bekanntschaften und befand sich sehr wohl.

Als sie in der Nacht nach Hause gingen, fragte ihn Johann, wer der Geck mit der Sammetjacke und dem Benoitkragen und den darauf gemalten Steigbügeln gewesen sei. Fritz erwiderte, daß das kein Geck wäre, und daß er den für einen Lump erachte, der die Leute nach ihrer Kleidung beurteile und unvorteilhaft über sie spräche. Johann verstand das von seinem Standpunkt aus nicht und schwieg. Fritz erklärte ihm weiter, daß es ein ganz besonders interessanter Mann und darum der Senior der Landsmannschaft sei. Um ihn noch mehr zu reizen, fügte er hinzu, daß der Genannte sich mit Zufriedenheit über die Art und Weise und das ganze Auftreten der Neuhinzugekommenen geäußert hätte; er solle gesagt haben: „Es liegt ein gewisses Etwas in ihnen. Früher, ehe die Stockholmer hierherkamen, sahen sie wie Handwerker aus.“ — Johann war über das Mitgeteilte sehr beleidigt und behauptete, es sei etwas Fremdes zwischen sie getreten. Fritzens Vater war Mühlenbesitzer, die Mutter aber war von adliger Herkunft. Er hatte von ihr eben so viel geerbt wie Johaun von der seinen. Die Tage schwanden dahin. Fritz trug einen Frack und machte seinen Professoren jeden Morgen seine Aufwartung; er wollte Jurist werden. Dies war sein vorgestecktes Ziel, und die Juristen waren die einzigen, die nach umfassenden Kenntnissen strebten, um dem öffentlichen Leben Nutzen zu bringen; die einzigen, welche darnach strebten, tiefer in die bürgerliche Organisation zu blicken und mit dem Handel und Wandel des

täglichen Lebens in Zusammenhang zu bleiben. Sie waren Realisten.

Johann hatte keinen Frack, keine Bücher, keine Bekannten.

„Ich borge Dir meinen Frack," sagte Fritz.

„Nein, ich will mich nicht bei den Professoren einschmeicheln," antwortete Johann.

„Du bist dumm," erwiderte ihm Fritz, und darin hatte er auch recht, denn die Professoren bekümmerten sich wirklich nicht um ihn, schon der Gerüchte wegen, die über ihn im Umlauf waren. Das war ein harter Schlag für Johanns Stolz, auf seine Arbeit angewiesen zu sein, um sein Herkommen zu rechtfertigen; und das war wahr, er hielt es für schimpflich, für einen Kriecher gehalten zu werden. Könnte sich nicht ein alter Professor einbilden, er hätte sich vor ihm gedemütigt? Wozu hatte er ihn nötig? Sich Übergeordneten unterzuordnen galt ihm soviel wie Kriechen. Alles war übrigens noch unbestimmt. Die Universität, die eigentlich die Hochschule des freien Forschens sein sollte, war im Grunde nur eine Examensanstalt, eine Schule, wo Aufgaben gegeben und abgehört wurden, aber man mußte die Kameraden nach der Aufgabe fragen, denn die Professoren wollten nicht bekennen, daß es eben Aufgaben waren. Sie hielten zum Schein Vorlesungen, hauptsächlich um ihre Kasse zu füllen; ohne Privatkollegien gehört zu haben, kam man nicht durchs Examen. Johann beschloß, die Vorlesungen zu besuchen, um doch etwas versucht zu haben. Er ging nach dem Gustavianum, um Geschichte der Philosophie zu hören. Die Einleitung des Professors über die Ethik des Aristo-

teles machte den größten Teil der Vorlesungen aus. Bei drei Stunden in der Woche brauchte er also 40 Jahre, um die Geschichte der Philosophie durchzugehn. „40 Jahre“, dachte Johann, „das ist zu lange für mich,“ und so ging er nicht mehr hin. Es war überall gleich. Ein Adjunkt las Shakespeares Heinrich VIII. und erklärte denselben samt dem Commentar auf englisch vor einer Zuhörerschaft von 5 Personen. Johann ging mit mehreren Kameraden zusammen hin, aber er merkte, daß sie Alle 10 Jahre älter sein würden, ehe Heinrich VIII. beendet wäre.

Nun ward ihm mittlerweile klar, was eine Examensverordnung bedeutet. Das Erste war eine lateinische Abhandlung, die man öffentlich schreiben mußte, mehrere andere lateinische Arbeiten folgten. Johann hatte Ästhetik und lebende Sprachen als Hauptgegenstand gewählt. Die Ästhetik sollte Architektur, Skulptur, Malerei und Litteraturgeschichte und dazu die ästhetischen Systeme umfassen. Das war ja genug, um durchs Leben zu kommen. Die lebenden Sprachen waren französisch, deutsch, englisch, italienisch und spanisch nebst Sprachvergleichung. Woher sollte er bis dahin Bücher bekommen? Die Kollegen wollte er nicht darum bitten. Er studierte indessen eifrig an seiner Ästhetik. Er hatte erfahren, daß man auf der Landsmannschaft Bücher borgen könnte, und so entlieh er von dort Atterboms Siare und Skalder, welche er zufällig in einem Bande fand. Leider handelte derselbe nur von Svedenborg und enthielt Thorilds Brief.

Svedenborg erschien ihm albern, und Thorilds Brief ging ihn nichts an.

Svedenborg und Thorild waren zwei hyperboräische

Schweden, die einsiedlerisch und zurückgezogen lebten und dem Größenwahn zur Beute gefallen waren. Der Größenwahn wird auffallend oft grade in Schweden erzeugt. Die abgesonderte Lage dieses Landes, die weitausgedehnte Fläche desselben und die überall zerstreuten Völkerschaften sind eben die günstigsten Vorbedingungen dazu. Größenwahn trifft man in Gustav Adolfs Kaiserplan, in Karls X. europäischen Großmachtsideen, in Karls XII. Attilaprojekt, in Rudbecks Atlantikamanie und zuletzt in Svedenborgs und Thorild's Himmelssturm- und Weltbrandphantasien. Johann kamen sie wahnsinnig vor, und er warf sie beiseite. Und dergleichen sollte man lesen!

Er begann über seine Stellung nachzudenken. Was sollte er in Upsala anfangen? Nach sechs Jahren würde er vielleicht ein Amt mit 80 Kronen bekommen. Und dann? Er dachte nicht weiter. Kein andrer Zukunftsplan blieb ihm, kein andrer Ehrentraum, als Schullehrer zu bleiben. Erst Lorbeerkranz und Doktorhut und dann den Katechismus in der Jakobsschule lesen bis zum Tode! Nein, das zu ertragen, schien ihm unmöglich!

Die Zeit verging, und Weihnachten rückte heran. Der kleine Schatz schwand langsam, aber sicher aus der Tischlade. Was nun? Mit der Zeit, in der die Studenten eine Sonderstellung einnahmen, ging es auf die Neige, seitdem die Eisenbahnen das Verschmelzen zwischen Stadt und Land erleichterten, worauf übrigens die Schulen und höheren Lehranstalten längst vorbereitet waren. Seine Aussichten waren zum Wahnsinnigwerden, und als er keine Bücher mehr auftreiben konnte, fing er an, sich um die Kameraden herumzutreiben. Er suchte Unglücksbrüder auf

und fand deren zwei, die ihre ganze Zeit am Schachbrett zubrachten und auch das Gesangbuch nicht mehr besaßen, das ihre Mutter ihnen einst im Koffer mitgegeben hatte. Er stellte sich also die Frage: „Was, zum Teufel, ist hier zu thun?" Das Examen kam immer näher, und man war gezwungen, alle heimlichen Schleichwege zu betreten, die Thürhüter mit Geld zu bestechen, kein Mittel unversucht zu lassen, Schulden für Bücher zu machen und sich in den Vorlesungen zu zeigen; ach! das war zu viel, zu viel!

Um seine Zeit ganz auszufüllen, lernte er Nationalsextette auf dem Cornet blasen, wozu ihm Fritz, der Generalbaß spielte, geraten hatte. Aber die Übungen wurden zeitweise sehr unregelmäßig und veranlaßten dadurch manche Streitigkeiten im Haushalt. Johann spielte auch Dame, aber Fritz haßte das Spiel; darum ging nun Johann mit seinem Spielbrett bei Bekannten herum und spielte mit ihnen. Er fand, daß das ebenso blödsinnig wäre als Svedenborg lesen.

„Warum liest Du nicht?" fragte ihn Fritz sehr häufig.

„Ich habe keine Bücher," antwortete Johann.

Das war wirklich ein Grund.

Freiheit, die man wenigstens fühlt, Freiheit vom Glockenschlag und dem Überwachen, das man so drückend empfindet. Wenn nur die Lehrer das auch gefunden hätten, dann wäre es besser, und manche Jünglingsseele wäre nicht verloren gegangen. Die Freiheit umschloß oft nur ein leeres Zimmer, das unmöglich möbliert werden konnte, da selbst das Geld fehlte, um sich durch die Arbeit des Universitätslebens Bahn zu brechen. Dieser erzwungene Müßiggang war unerträglich, und wäre es nicht um der Ehre willen gewesen, Johann hätte ihm noch jetzt den Rücken gewandt.

Die Kneipe hatte er noch nicht besucht. Durch die Bierstuben schlenderte er einmal und sah schreckliche Dinge. Die jungen Leute standen in Haufen, saßen auf den Tischen und Pulten und tranken Bier und warteten, bis die Reihe an sie kommen würde. Einmal sah er ein fünfzigjähriges, betrunkenes Weib, lüstern nach Jünglingen. Andere ließen ihre Manneskraft in Gewaltthaten austoben. So hatten junge Leute eines Nachts einen fünfzehn Ellen langen Balken genommen und versuchten ein Holzhaus damit einzurennen. Es war geradezu unsinnig. Viele nun, die über das harte Schicksal der Verworfenen jammern, glauben, daß Not und Verführung die einzigen Beweggründe sind. Johann fand während seines langen Junggesellenlebens niemals ein Freudenmädchen, das sentimental gewesen wäre, oder das einen andern Weg hätte betreten mögen. Sie hatten nach Geschmack gewählt, gediehen vortrefflich und waren Alle froh. Es waren fast Alle Dienstmädchen, die ihren Dienst verließen, weil sie ihrer Meinung nach zu schwer arbeiten mußten; der Ver-

führer sprach natürlich zu jeder, als ob sie die erste wäre, aber keine blieb die erste. Allgemein beklagte man sich über die gestörte Nachtruhe, und die jungen Leute versuchten die verlorene Kraft durch Punsch und Toddy zu ersetzen. Johann lebte äußerst nüchtern. Bis Mittag trank er nichts als Wasser, und wenn er und Fritz am Sonntag jeder eine halbe Flasche Bier tranken, so blieben sie halb berauscht bei Tische sitzen und nahmen zum hundertsten Mal vielleicht die während der Schulzeit erlebten Abenteuer miteinander durch.

Ein kleines Ereignis ungewöhnlicher Art bereicherte indessen Johanns Erfahrung auf einem Gebiet, das ihm bis dahin hermetisch verschlossen gewesen war. Eines Morgens, zu Anfang jener Zeit, erhielten Johann und Fritz eine Visitenkarte aus dem Hotel, mit der Einladung, ihren Freund von H. zu besuchen, der Legationssekretär bei der H.'schen Gesandtschaft in Stockholm war.

„Ist er hier?" sagte Fritz. — „Das wird ein feines Essen werden."

„Ja, erinnerst Du Dich nicht, daß er uns zu besuchen versprach, wenn er nach Upsala käme?"

„Ach, das hat er längst vergessen!"

So ging es mit den feinen Bekanntschaften.

Im Sommer, nach dem Studentenexamen hatte Johann immer ein Kränzchen in Hasselbacken. Er war da dem Legationssekretär H., der zu ihm trat, vorgestellt worden. Es war ein älterer Mann mit dicken Augenlidern, aber von sehr gemütlicher und herablassender Art und Weise. Er trank Brüderschaft mit den jungen Leuten, von denen einige ihn von den Abendgesellschaften beim Kammerherrn

kannten. Man trank mehr, als man vertragen konnte. Als Herr von H. in die Stadt zurückkehren mußte, nahm er eine Droschke; Johann und Fritz fuhren mit. Während der Fahrt setzte sich Herr von H. eine Studentenmütze auf zur allgemeinen Belustigung der Leute auf der Straße. Unterwegs sagte Herr von H.:

„Nun müssen Sie mit mir heraufkommen und ein Glas Champagner trinken."

Johann sagte zu, aber Fritz blinkte mit den Augen und sagte:

„Wir müssen einer Einladung nachkommen. Wir müssen erst nach Hause gehen und uns umziehen."

Johann machte erstaunte Augen, aber Fritz trat ihn statt jeder andern Antwort auf den Fuß.

„Wo wohnen Sie? Soll ich Sie nach Hause fahren?" fragte von H.

„Am Brunkebergstorg Nr. 11," log Fritz.

Johann begriff nichts davon. Die Droschke hielt am Brunkeberg, und Fritz zog seinen Kameraden in den Thorweg.

„Was ist das für ein Streich?" fragte Johann.

„Ach, das ist ein altes Schwein," sagte Fritz, „und ich will ihm ferne bleiben."

Johann fand, das klänge sehr geheimnisvoll, dann aber geriet die ganze Angelegenheit bald in Vergessenheit. Als nun jetzt die Einladung des Herrn von H. erfolgte, nahmen die Freunde sie an.

Das Mittagessen wurde in einem innern Zimmer auf Gästis eingenommen. Champagner lag auf Eis, und von allem gab es das Beste, was man sich wünschen

konnte. Mit dem Champagner, begannen die Reden, die Jünglinge redeten über Politik der alte Herr aber lächelte und sprach — wie er behauptete — offenherzig über verschiedene Kabinetsgeheimnisse. Es war etwas Neues, die Reichsgeheimnisse aus erster Hand zu erhalten. Herr von H. wollte nun die Thür zum großen Saal verschließen, das ward aber untersagt. Die Studenten kamen herein und aßen schielenden Blickes ihre halben Portionen. Jetzt waren alle berauscht und bei dem Kapitel angekommen, wo man sich ewige Freundschaft schwört, verspricht die Freunde zu besuchen, wenn man ins Ausland kommt u. s. w. Dann umarmte man sich und küßte sich auf dei Wangen, wie es dort Sitte sein sollte, von wo Herr von H. stammte.

Dann brachen alle auf und gingen nach Flustret, um dort Kaffee zu trinken. Herr von H. wollte hineingehn, die jungen Leute aber wollten mit ihrer feinen Bekanntschaft Staat machen und schlugen vor, draußen zu sitzen. Dabei blieb es. Nun aber versammelten sich haufenweise junge Adlige um ihren Tisch, begrüßten Herrn von H. und fingen an, über seine Begleitung zu lachen.

„Worüber lachen die?“ fragte Johann.

„Wir sind voller Natürlichkeit.“

Es war Abend, und am folgenden Tage sollte Herr von H. heimreisen. Die Kameraden begleiteten ihn nach dem Bahnhof. Fritz und Johann standen auf dem Perron, ein Andrer aber stieg mit hinein in den Waggon. Bald darauf fuhr er rücklings heraus und schlug die Thür zu mit einem: „Fahr zur Hölle!“

„Das verwünschte Aas, er wollte mich auf den Mund küssen!“ rief er nun bebend aus und zog die Kameraden mit sich fort durch die Volksmenge.

„Was war das?“

„Das war so seine Art und Weise,“ meinte Fritz.

„Nein, das war ein Teufel,“ erwiderte der Andere.

„Hätte er es mit uns grade so gemacht?“ fragte Johann. — Darum haben sie in der Flustret so gelacht. Was war dies nur? Das war die Geschichte von „dem alten Herrn“, dem wohl jeder Jüngling einmal begegnet, und nun erinnerte Johann sich auch, daß er im Glockenhof zu Vidala eine etwas wunderbar klingende Geschichte hatte erzählen hören von einem Burschen, der eine goldne Uhr und soviel Geld, als er wollte, von einem „alten Herrn“ erhielt. Wofür? Das wußte niemand.

Die Zeit schlich dahin, unerträglich langsam, ereignislos, zum Einschlafen. Bis jetzt hatte Johann sich manches abkargen können, aber weiter ging es nicht. An dieser

ökonomischen Frage scheiterten nun alle seine Pläne. Vielleicht war er dieser anhaltenden Gehirnthätigkeit ohne Muskelanstrengung überdrüssig. Die kleinen Erfahrungen, die ermachte, verbitterten ihn. Eines Tages kam Fritz mit einem jungen Grafen heim. Er stellte Johann den Herrn vor, und der Graf glaubte sich zu erinnern, daß sie zusammen in der Klara-Schule gewesen wären. Johann wollte sich durchaus nicht daran erinnern. Die alten Freunde und Schulkameraden titulierten sich gegenseitig Herr Graf und Herr. Nur zu gut erinnerte Johann sich daran, wie er und der junge Graf in einem Tabakladen am Sabbatsberg spielten, und wie er bei irgend einer Gelegenheit prophetisch ausrief: „Ehe ein Jahr vergeht, weißt Du, so kennen wir einander nicht mehr!“ Der junge Graf protestierte aufs lebhafteste dagegen und fühlte sich tief verletzt. Warum hob Johann grade diesen Fall vor so vielen andern hervor, da es doch ganz natürlich war, daß man sich etwas fremder gegenübertrat, nachdem der Umgang so lange unterbrochen war? Darum, weil er beim Anblick des Adligen das Sklavenblut in seinen Adern kochen fühlte. Man glaubte, der Geburtsunterschied brächte diesen Haß hervor.

So verhielt es sich aber vielleicht nicht, denn sonst würde sich die starke Rasse der untern Klassen dem Geburtsadel überlegen fühlen. Es war wohl ganz einfacher Klassenhaß. Der in Frage stehende Graf war ein blasser Jüngling, von sehr einfachem Wesen, lang und hager, ohne Haltung; er war sehr arm und sah verhungert aus. Er hatte guten Verstand, war fleißig und durchaus nicht übermütig. Später im Leben ward er Johann noch ein-

mal vorgestellt, und dieser fand dann auch, daß es ein sehr gefälliger, humaner Mann wäre, der eine anspruchslose und ruhige Beamtenlaufbahn verfolgte unter Schwierigkeiten, die denen Johanns glichen. Warum sollte er ihn da hassen? Und dann lachten sie über den Unverstand seiner Jugend. Sie konnten damals lachen, denn Johann war allem Anschein nach, was man so nennt „oben auf“, denn sonst würde er jedenfalls nicht gelacht haben.

„Stehst Du auf, so setze ich mich,“ so hatte man mehr boshaft als erklärend das Streben der untern Klassen in den Frühlingstagen bezeichnet. Aber man hatte sich geirrt. Man stößt alles um, bricht sich mit den Ellenbogen bis zu den Andern Bahn; nun will man neben den Andern stehen; um frei zu werden, unterwirft man sich jeder Beschwerde und hilft sich mühsam hinauf und findet oben nichts. — „Rücke ein wenig, so können wir beide sitzen,“ sollte es nun von rechtswegen heißen. Nun sagte man zu Denen, die jetzt oben waren, daß die Notwendigkeit sie da hinauf gebracht hätte, und daß sie unter allen Verhältnissen dort sitzen bleiben sollten; es steht edem frei, an dem allgemeinen Wettlaufen teilzunehmen und zu versuchen, wie weit man kommt; und dasselbe Sacklaufen beginnt wieder unter neuen Verhältnissen. — „Gut, laß uns also das Sacklaufen beginnen, aber komme hierher und stelle Dich hier dicht heran, wo ich stehe,“ sagt die untere Klasse, „damit ich Dich sehen kann. Du hast nun einen Vorsprung durch die Privilegien und das Kapital, und doch werden wir denselben Weg zurücklegen entweder im Wagen oder auf dem englischen Reitsattel, ganz den Anforderungen der neuen Zeit gemäß. Wenn Du im

Vorsprung bist, so beruht es nur darauf, daß Du gemogelt hast! Der Wettlauf wird daher für ungültig erklärt, und wir fangen noch einmal an; sobald wir uns nicht einigen können, geben wir den ganzen Wettlauf auf wie einen antiken Sport aus vergangenen Zeiten."

Fritz betrachtete die Dinge von einem andern Standpunkt aus. Er wollte die da oben nicht in den Rock beißen, er wollte sich selbst veredeln und zu ihnen hinaufsteigen und ihnen gleich werden. Er fing an zu lispeln und nahm elegante Handbewegungen an, grüßte wie ein Minister und warf seinen Kopf hintenüber, als wenn er von seinen Zinsen lebte. Aber er schätzte sich selbst zu sehr, um lächerlich zu werden, und bespöttelte sich selbst und sein Bestreben. Nun wollte Fritz durchaus den Aristokraten gleichen, er hatte einfache, sichere, ungekünstelte Manieren, auch einige recht bürgerliche, und vor allem ahmte er einem alten Theatermodell nach, wie man keins mehr findet. Er ward daher im Leben auch nicht, was er erwartete, obwohl er im Sommer so lange mit seinen Freunden im Schloßzimmer blieb, und er endete auf einem sehr bescheidenen Posten als Beamter. Er ward im Gastzimmer empfangen, aber weiter kam er nicht, und der Hardesvogt ward in keinem Salon vorgestellt, wo die Studenten sogar unvorgestellt Zutritt hatten.

Inzwischen fingen die Wirkungen von dem ungleichartigen Umgang der beiden Freunde an sich zu zeigen. Erst Kälte, dann Feindschaft. Es brach eines Nachts am Spieltisch aus.

Fritz hatte eines Tages ihrem Beschluß entgegen zu Johann gesagt:

„Du sollst nicht Verkehr haben mit den Tungusen, mit denen Du immer gehst!"

„Was macht das?"

„Nichts, aber Du kannst lieber mit mir zu meinen Freunden kommen."

„Wir passen nicht zusammen!"

„Sie passen schon zu Dir, aber sie halten Dich für hochmütig!"

„Ja?"

„Ja, und um zu beweisen, daß Du es nicht bist, komm heute Abend mit mir zum Punsch." — Johann folgte widerstrebend.

Es waren gediegene Juristen, die sich kurz ausdrückten. Das war der erste Vorzug. Man diskutierte vielerlei, und es gelang Johann fast ganz durchzukommen, aber die Herren legten ihre sauren Mienen nicht ab. Darauf ward Knöcheln vorgeschlagen. Johann erklärte, daß er niemals Knöcheln spiele.

„Aus Prinzip?" fragte man.

„Ja," antwortete er.

„Woher hast Du das Prinzip?" fragte Fritz giftig.

„Ich habe es eben!"

„Eben? hier?"

„Ja, eben, hier!" antwortete Johann.

Sie wechselten feindselige Blicke mit einander, und das war der Schluß. Sie gingen schweigend nach Hause, legten sich schweigend zu Bett, standen schweigend auf. Während fünf Wochen aßen sie am selben Tisch Mittag, schweigend, und niemals sprachen sie wieder mit einander. Die Kluft hatte sich geöffnet, die Freundschaft war beendet;

der Umgang war beendet, und nichts war mehr im Stande, sie wieder einander näher zu bringen. Wie kam das?

Diese so entgegengesetzten Naturen hatten während fünf Jahre treu zusammengehalten in Gewohnheiten, im Klassenzimmer, in den Interessen, sie fühlten sich zu einander hingezogen durch gemeinsame Erinnerungen, Niederlagen und Siege. Es war ein Ringen wie zwischen Feuer und Wasser, das aufhören mußte und aufhören konnte, wenn jemand dazwischen kam, und zwar wenn schnell jemand dazwischen kam. Sie platzten aufeinander los wie ein Schuß; die Masken fielen, und es ward ihnen klar, daß sie eigentlich geborene Feinde wären, das will sagen, zwei so ungleich geartete Naturen, daß ihre Wege immer weit auseinander gehen mußten. Sie schlossen ihre Rechnung weder mit einer Zänkerei, noch mit unzeitigen Beschuldigungen ab, sie machten Schluß ohne Bedenken. Das kam so von selber. Ein unheimliches Schweigen herrschte am Mittagstisch, die Hände blieben gekreuzt, und die Blicke vermieden einander; dann und wann bewegten sich Fritzens Lippen, als wollte er etwas sagen, aber der Kehlkopf blieb unthätig. Was sollte er auch sagen? Es gab nichts zu sagen, als was das Stillschweigen auch ausdrückte: „Zwischen uns beiden ist alles aus."

Und doch, wie stand es? Manchmal konnte Fritz am Nachmittag heimkommen, froh und munter und augenscheinlich in der Absicht zu sagen: „Komm mit und rüttle Dich auf, alter Freund!" Aber dann stand er grade vor dem Abgrund, erstarrt durch Johanns Kälte, und dann ging er allein wieder weg. Manchmal geschah es auch Johann, daß er den Groll von sich weisen wollte, und

daß er gern gesagt hätte: „Wie dumm sind wir doch!“ — Aber dann dachte er an die Art und Weise der Weltmänner. Die nutzen die Freundschaft aus, um nur mit jemand zusammenzuwohnen. Die kennen einander auswendig, sie kennen die gegenseitigen Geheimnisse und Schwachheiten und wissen genau, mit welchen Gegenantworten sie dem andern begegnen müssen. Das war der Schluß! Was jetzt noch?

Es war eine elende, stumpfsinnige Zeit, die nun folgte. Losgerissen von dem Zusammenleben mit den andern, das er wie einen Teil einer Maschine von sich warf, und getrennt von der gemeinsamen Arbeit mit den andern, hörte Johann auf zu leben, als er sich so auf sich allein angewiesen fand. Ohne Bücher und Zeitungen und ohne jeglichen Umgang erschien ihm das Leben so leer; das Gehirn allein bringt sehr wenig hervor, vielleicht nichts, und um gewisse Verbindungen herstellen zu können, muß ihm immer neuer Stoff von außen zugeführt werden. Aber es kam nichts von außen, die Kanäle waren verstopft, die Wege abgeschnitten, und seine Seele fror. Manchmal nahm er Fritzens Bücher und sah hinein. Darunter fand er zum ersten Mal Geijers Geschichte. Geijer hatte einen großen Namen und war bekannt durch Kolargossen und Sista Kämpen, Vikingen und mehrere Gedichte. Jetzt fing er an, die Geschichtsschreiber zu studieren. Er las Gustav Wasa. Er wunderte sich, in dem Werk weder einen weiten Gesichtskreis, noch neue Aufschlüsse zu finden. Auch der Stil, in dem das Ganze geschrieben, war sehr

alltäglich. Es glich mehr einer Gedächtnisrede und war wie eine kurze Abhandlung über die Regierungsgeschichte eines längst verstorbenen Königs, knapp gehalten, wie ein richtiges Lehrbuch. In elegantem Stil verfaßt, ohne Noten, hätte die Regierungsgeschichte der Könige von Neu-Dänemark eine kleine Broschüre gegeben. Er fragte eines Tages auch die Kameraden, was sie über Geijer dächten.

„Der ist ganz verteufelt!“ antworteten sie.

Das war die allgemeine Meinung in jener Zeit, wo weder Jubiläums- noch Statuenrücksichten die Leute verhinderten, ihre Meinung frei auszusprechen.

So that Johann einen Blick in die Grundlagen. Es war schauerlich, daß man gezwungen sein sollte, so etwas zu lesen! Durch sein Leben daheim und durch das Christentum hatte Johann einen großen Widerwillen gefaßt gegen alles, was allgemeine Intressen berührt, und durch das unaufhörliche Wiederholen der alten Grundsätze aus der Jugendzeit, welche verboten, sich mit Politik zu befassen, das heißt, mit dem allgemeinen Wohl, und durch den Individualismus des Christentums, mit seinem ewigen Wühlen und Jagen und mit seinen Fehlern, war es dahin gekommen, daß er ein hartnäckiger Egoist ward. „Jeder ist sich selbst der Nächste“ u. s. w. Das war ja das erste Gebot der Selbstsucht von der christlichen Moral. Darum las er auch keine Zeitungen und bekümmerte sich wenig darum, was und wie alles um ihn herum gelenkt und geleitet ward, was sich in der Welt überhaupt zutrug, wie die Geschicke der Menschen sich gestalteten, noch um das, was der große Zeitgeist erdachte. Darum fiel es ihm auch niemals ein, zu den Versammlungen der Lands-

mannschaft — wo allgemeine Angelegenheiten behandelt wurden — zu gehen. — „Es sind ihrer genug,“ meinte er.

Und er stand nicht vereinzelt mit seiner Ansicht da; so konnte man in den Zusammenkünften einige entschlossene Männer, die diese Versammlungen leiteten, antreffen, die vielleicht mit Unrecht als Egoisten bezeichnet wurden, weil sie die allgemeinen Interessen für private ausnutzen wollten. Er, der die Ereignisse der kleinen Versammlungen gehen ließ, wie sie wollten, war wohl der größte Egoist, da er sich nur mit den Vorgängen in seiner eigenen Seele beschäftigte; dennoch mag hier zu seiner und vieler seiner Landsleute Entschuldigung angeführt werden, daß sie sehr scheu sind. Aber dieser Scheu hätte die Schule durch Uebung im öffentlichen Auftreten und durch Unterweisung im freien Vortrag abhelfen müssen. In der Scheu lag doch eben die Feigheit: die Furcht auf Widerspruch zu stoßen, ausgelacht zu werden, und meistens die Angst, für anmaßend zu gelten oder sich hervorthun zu wollen; und jeder junge Mann, der sich nur im geringsten hervorthat, bekam gleich eins über, denn hier galt die Altersaristokratie in hohem Grade.

Wenn es ihm im Zimmer zu schwül ward, ging er zur Stadt hinaus. Aber die schreckliche Landschaft mit ihren endlosen Thonfeldern machte ihn zu traurig. Er war kein Flachlandbewohner, sondern seine Erinnerungen knüpften sich an die herrlichen Gegenden um Stockholm herum, die durch so viele fließende Gewässer belebt waren. Er konnte sich nicht an die Natur von Upland gewöhnen und war in so hohem Grade von Heimweh erfaßt, daß er bis zur Sentimentalität gerührt ward, als er auf der

Heimfahrt zu Weihnachten der heiteren Strandkonturen bei Brunswik ansichtig wurde, und sein Auge weidete sich an den weichen Linien von Hagaparks Laubwäldern, bis er empfand, daß seine Seele in denselben Ton einstimmte, nachdem so lange ein Mißton in ihr geklungen hatte. So beruhigend wirkte der Eindruck der ihn umgebenden Naturschönheit auf sein Nervenleben.

Die Kleinstadt Upsala mußte ihn, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus, genau so angesprochen haben, wie die Großstadt, die er haßte. Wäre die Kleinstadt wirklich eine entwickelte Form des Dorfes gewesen mit Beibehaltung seiner einfachen Mittel für Gesundheit und Gedeihen und mit einigen Resten der Landschaft zwischen den Häusern, so hätte man sie wohl vorziehen können. Nun aber ist die Kleinstadt eine mäßige, anspruchsvolle Kopie mit ihren Irrtümern, und darum ist sie so widrig. Alles war auch so kleinstädtisch. Das immerwährende Erinnern an seine Nationalität:

„Mein Name ist Petersson, Ostgotländer."

„Ich heiße Andersson, Småländer."

So herrschte die Rangsucht unter den Nationalitäten. Die Stockholmer sahen sich für die ersten an und wurden deshalb von den „Bauern" beneidet und verachtet. Was galt als Höchstes? Darüber entspannen sich viele Streitigkeiten. Als solche Stämme, aus denen große Männer hervorgegangen waren, galten die Vermländer — die Geijers Porträt in ihrem Saal hatten — und die Småländer mit ihrem Tegnér und Linné. Die Stockholmer, die nur die Professoren Bergfalk und Bellmann hatten, wurden die „Rinnsteinjungen" genannt. Das war nun ja gerade

richt witzig, besonders da der Ausdruck von einem Kalmarer herrührte, der darum auch wieder gefragt wurde, ob man in Kalmar keine Rinnsteine hätte. Und die Kalmarer stammten aus Småland und hatten daher kein Recht auf Ursprünglichkeit. Die Wahl der Ordensverleihung gab dem Studentencorps besondere Gelegenheit, diese Art von Patriotismus weiter zu pflegen und sie aus den vorhandenen Quellen zu entwickeln. Selbst der Beförderungsstreit der Professoren, durch Zeitungsartikel und Pamphlete betrieben, hatte durchaus nichts Zunftgemäßes an sich, und der Universitätskanzler, der in Stockholm saß, hatte doch die ganze Entscheidung in seiner Hand und berief auf den Lehrstuhle, wen er wollte.

Die Universität Upsala hatte 1867 nicht einen einzigen fernstehenden Lehrer, der sich über die Menge erhoben hätte. Einige waren alt und schon ganz hinfällige Greise. Andere waren jung, ungeübte Dilettanten, die ihren Frauen oder kleinen Kunstfähigkeiten ihr Fortkommen verdankten. Der einzige, der ein gewisses Ansehen genoß, war Svedelius. Mehr jedoch durch seine humane, gutmütige Art und Weise und durch die Anekdoten, die er ins Leben rief, als durch seinen Geist. Seine gelehrte Thätigkeit beschränkte sich darauf, Lehrbücher und Gedächtnisreden zu verfassen, beide in einem trocknen, hyperschwedischen Ton abgefaßt, und beide waren sie weder streng wissenschaftlich gehalten, noch trugen sie irgend welche Spuren wissenschaftlichen Forschens.

Im Großen und Ganzen entstammte alles, was vorgelesen wurde, dem Auslande, meist kam es aus Deutschland. Die meisten Gegenstände in den Lehrbüchern waren deutsch oder französisch verfaßt, englisch dagegen sehr wenig,

weil es niemand verstand. Selbst der Professor für Litteraturgeschichte konnte das Englische nicht aussprechen, und er fing darum seine Vorlesungen mit Entschuldigungen für seine Aussprache an. Daß er die Sprache kenne, hatte er nicht nötig zu erklären, da man seine Übersetzungen von englischen Gedichten kannte. „Aber warum lernt er die Aussprache nicht?" fragten sich die Studenten. Die meisten Dissertationen waren nur schlecht zusammengetragene Arbeiten aus dem Deutschen und nichts als Übersetzungen mit einem Anhang von vorgefallenen Skandalgeschichten. Das war nun freilich nichts Außergewöhnliches für jene Epoche, denn die schwedische Bildung bot genau ebenso wenig wie die belgische, schweizerische oder ungarische, ungeachtet dessen gingen Linné und Berzelius aus ihr hervor, aber beiden fehlen schwedische Nachfolger.

Johann besaß keinen Unternehmungsgeist. Die Schule hatte ihm die Arbeit in die Hände gegeben. Die Universität überließ alles ihm selbst. Mutlosigkeit und Trägheit ergriffen ihn, er wurde von dem Gedanken gepeinigt, was nach dem Schluß des Termins werden sollte, und er sah nun, daß er sich entschließen müßte, nach einer Anstellung und nach einem Unterhalt zu suchen.

Er hatte von einem Kameraden gehört, daß man Volksschullehrer auf dem Lande werden könnte, ohne weitere Examina bestehen zu müssen, und daß man auf solcher Stelle ganz gut leben könnte. Nun war es Johanns Traum, auf dem Lande zu leben. Er hatte einen natürlichen Widerwillen gegen die Stadt, obwohl er in einer

Hauptstadt geboren war. Er konnte sich niemals dem Leben ohne Licht und Luft anpassen, niemals sich wohl fühlen in den Straßen und auf dem Markt, die gleichsam als Auslage dienen für die äußern Zeichen, die Steigen und Fallen der unsinnigen gesellschaftlichen Stufengrade angeben, wo Nebensachen, wie Kleider und Benehmen, soviel bedeuten. In seinem Blute lag etwas, das ihn feindlich gegen die Kultur stimmte; er konnte sich niemals davon frei machen, sich als ein Naturprodukt zu betrachten, das sich nicht von seinem ursprünglichen Zusammenhang mit dem Boden lösen lassen will. Er war wie eine Pflanze, die mit ihren Wurzeln zwischen den Pflastersteinen vergeblich nach etwas Ansatzerde suchte, wie ein Tier, das sich nach dem Walde sehnte.

Es giebt wohl einen Fisch, der aufs Holz klettert, und der Aal kann aufs Land gehen und auf den Erbsenacker, aber beide kehren immer wieder in ihr Element zurück. Seit undenklichen Zeiten schon sind die Hühner Haustiere; haben sie eine gewisse Vollkommenheit erreicht, so sterben sie aus, aber immer wird der Vogel seine Gewohnheit, auf einer Stange zu schlafen, beibehalten; grade wie der Auerhahn und der Birkhahn auf ihrem Zweige sitzen. Die Gans wird im Herbst unruhig, denn ihr Blut erinnert sie daran, daß es Streichzeit ist. So ist's mit allen Angewohnheiten bestellt! Immer zurückstreben! So ist es auch mit den Menschen. Der Nordlandsbewohner hat die früheren Kulturgewohnheiten beibehalten und sich nicht an das nördliche Klima gewöhnen können, darum ist die Lungenschwindsucht eine nördliche Krankheit. Der Magen, die Nerven, das Herz, die Haut konnten sich der

Luftveränderung anpassen, aber die Lungen nicht. Darum mußte der Eskimo, der ursprünglich auch Südländer ist, sich aber doch der Eisregion anpaßte, die Kultur aufgeben. Und was bedeutet des Nordländers Sehnsucht nach dem Süden? Was anders ist es, als das Verlangen, in die erste Heimat zurückzukehren, in jenes sonnige Land, an des Ganges Strand, wo seine Wiege stand? So ist der Unwille der Kinder gegen Fleischnahrung, ihre Begierde nach Früchten, der Hang zum Klettern nichts anderes als ein immerwährendes Zurückstreben. Darum heißt Kultur: in einer ewigen Spannung, in einem ewigen Kampf mit dem Untergange leben. Die Erziehung zieht die Uhr auf, aber wenn die Feder nicht stark genug ist, so springt sie, und das Werk schnurrt ab und geht wieder zurück, bis Ruhe eintritt. Mit der fortschreitenden Kultur wird die Spannung immer größer, und die Tabellen über die Statistik des Wahnsinns haben immer mehr Ziffern in ihren Kolonnen aufzuweisen. Man kann nicht gegen die Kulturströmung ankämpfen, aber man kann sich aufs Land retten. Der Sozialismus, der nun kommt und die obere Klasse zu sich hinunter ziehen will, der aber zum Emporstreben lockt, ist eine Bewegung zum Rückgange, zur Verstandesrichtung. Die Spannung muß nun abnehmen, sobald sie aufs Höchste getrieben ist. Gleichzeitig wird ein großer Teil der Luxuskultur mit abgeschafft werden. In gewissen Gegenden der deutschen Schweiz hat die hierauf bezügliche Ordnung und Ruhe sich bereits eingestellt. Man findet da dasselbe unruhige Jagen nach oben, nach Ehrenstellen und Auszeichnungen, und wer sie nicht hat, vermißt sie. Ein Millionär bewohnt die schönsten Zimmer und lacht über

den geringen Mann, lacht herzlich und nicht neidisch verbittert, denn er weiß, daß er sich seinen ganzen Schmuck bar kaufen könnte, sobald er nur wollte. Aber er will nicht, denn sein Nachbar schätzt den Luxus nicht. Die Menschen könnten demzufolge glücklich werden, wenn nur das jetzige Jagen ein Ende nehmen möchte, und es wird soweit kommen, denn das Glück besteht wohl hauptsächlich im Frieden. Weniger Arbeit und weniger Luxus. Es ist nicht die Eisenbahn, die getadelt wird, wenn eben nicht ein Übermaß von Eisenbahnanlagen vorhanden, und in der arkadischen Schweiz hat man in manchen Gegenden die Ordnung durch die Eisenbahnen beeinträchtigt, denn man findet nichts um sie zu befrachten, und die Reisenden gehen zu Fuß. Ja, man berechnet noch heutigen Tages die Wegelänge nach dem Gange.

„Es sind acht Stunden bis Zürich,“ heißt es.

„Acht, das ist nicht möglich.“

„Ja, ganz gewiß!“

„Mit der Eisenbahn?“

„Ach so, mit der Bahn! Dann sind es wohl nur anderthalb!“

In Schweden findet die Ordnung ihren Weg ebenso sicher wie drei Reisende: der Fabrikherr, der Verwalter und der Buchhalter ihre drei Klassen. Man bemerkt es wohl, wenn sie anfangen, die Stationen zu schließen aus Mangel an Kohlen, wenn der Grubenstreik die Preise erhöht; und aus dem Mangel an Kondukteuren, wenn die Löhne steigen; und aus Mangel an Fracht, wenn Hafer und Holz nicht mehr ausgeführt werden kann. Das Eisen ist bereits zu teuer, um für die Bahnen verwendet zu

werden, und man sollte den alten Wasserweg wieder benutzen.

Es hilft kein Predigen über Kultur, das weiß man ganz gut, aber wenn man die Bewegung unsrer Zeit beobachtet, muß man sich gestehen, daß ein Zurückstreben zur Natur sich geltend macht. Das hat Turgenjew schon erkannt, als er sie durch das Wort „Vereinfachung" einführte. Das ist im Ganzen der Irrtum der Evolutionäre, daß sie nur den Fortschritt zum Glück der Menschheit sehen, aber sie erkennen nicht, daß eine Krankheit sich in der Krisis ebensowohl zur Genesung wie zum Tode entwickeln kann.

Die Kultur ist doch etwas ganz Äußerliches. Mache einen Edelmann betrunken, und er wird wie ein Wilder werden; schleppe ein Kind ohne Erziehung in den Wald (vorausgesetzt, daß es dort Nahrung findet), und es wird nicht von selbst sprechen lernen. Aus einem Bauernjungen, der doch augenscheinlich so niedrig steht, kann man (wie aus der ganzen Generation überhaupt) einen Gelehrten, einen Minister, einen Erzbischof und einen Künstler machen. Hier geht es nicht an, von Vererbung zu sprechen, denn der Bauer, der Vater, der auf seinem niedrigen Standpunkt stehen bleibt, könnte doch von dem gebildeten Gehirn kein andres Blut erben. Und das Kind eines Genies erbt gewöhnlich nichts andres von ihm als ein ausgebranntes Gehirn, dann und wann eine gewisse Fertigkeit in des Vaters Fach, die ihm jedoch meist durch den täglichen Umgang mit dem Vater nur aufgedrungen ist.

Die Stadt ist die Feuerstätte, welche die Feuerung vom Lande verschluckt; denn um die Maschine des gesell-

schaftlichen Lebens in Gang halten zu können, ist das erforderlich, aber die Feuerung wird auf die Länge zu teuer, und darum muß die Maschine stehen bleiben. Die künftige Gesellschaft soll die Maschine nicht nötig haben, um arbeiten zu können, oder es muß auch mit Feuerungsersparnis gehen.

Die jetzige Gesellschaft ist ein Naturprodukt, mag sein, aber ein unorganisches; die kommende Gesellschaft soll vor allem ein organisches Produkt, also ein höheres werden, weil sie den Menschen nicht von den ersten Grundbedingungen eines organischen Daseins lösen soll. Es soll derselbe Unterschied werden, wie er zwischen Steinpflaster und Wiese besteht.

Des Jünglings Träume führten ihn oft aus den erkünstelten Verhältnissen hinaus in die Natur. Menschenhände hatten den Werken der Natur Gewalt angethan, denn man kann einer Pflanze Gewalt anthun, indem man sie unter einem Scherben bleicht, dadurch gewinnt man wohl ein für den Menschen eßbares Salatgewächs, aber das Gewächs als solches ist verdorben, da es das Vermögen verloren hat, gesund weiter zu leben und sich fortzupflanzen. Der Mensch ist ein solches Gewächs, durch künstliche Bleiche für die verblichene Gesellschaft nützlich geworden, aber elend und ungesund als Individuum. Soll nun das Bleichen fortdauern, damit diese verfaulte Gesellschaft weiter bestehen kann? Soll das Individuum leben, um eine ungesunde Gesellschaft zu erhalten? Und kann die Gesellschaft frisch sein, wenn das Individuum krank ist? Das Individuum, als Einzelnes, wird nicht ver-

langen, daß die Gesellschaft um seinetwillen geopfert werden soll, aber das Individuum als Mehrzahl hat das Recht, eine Abänderung in den Zuständen der Gesellschaft zu seinem Wohlbefinden zu verlangen, denn die Gesellschaft ist es selbst.

Unter den einfachen Verhältnissen auf dem Lande glaubte Johann in einer bescheidenen Stellung ruhig dahin leben zu können, ohne das Empfinden zu haben, gesunken oder gestiegen zu sein; nicht so in der Stadt, da wird über jedes Steigen und Fallen genau Buch geführt. Kommt man freiwillig dazu, so ist es nicht so bitter, wenn nur die Zuschauer überzeugt werden könnten, daß es wirklich freiwillig geschah; aber zu fallen ist sehr bitter, jeder Fall wird von den Umstehenden mit Beifall begrüßt. „Steigen und nach oben trachten", das verbitterte ihm sein ganzes Leben, dieser Zug der Gesellschaft blieb das Triebrad, dem er, der Jüngling, sich überließ, obwohl er stets einsah, daß oben immer höher ist.

Er wollte nun gleichzeitig ein Resultat erzielen, ein thätiges Leben mit einem guten Einkommen. Er sah die vielen Anzeigen in der Postzeitung durch, die Lehrerstellen an den Volksschulen ausboten. Er fand solche mit 300 Kronen, 600 Kronen, Wohnung, Kuhweide und Baumgarten. Er bewarb sich um verschiedene, erhielt aber keine Antwort.

Als nun die Zeit um war und die 80 Kronen verzehrt, reiste er heim, ohne zu wissen, wohin er sich in der Welt wenden sollte, was er werden und wovon er leben sollte. Er hatte einen Blick in den Vorhof gethan, und gesehen, daß für ihn kein Platz darin war.

II.

Unten und oben.

(1867—68.)

„Bist du jetzt aller Ehren voll?" mit solchen und ähnlichen Fragen in ironischem Ton ward Johann bei seiner Heimkunft begrüßt.

Der Vater betrieb die Sache mit mehr Nachdruck und versuchte verschiedene Pläne zu schmieden, ohne daß ihm aber einer gelang. Johann war Student, das war Thatsache, aber was mehr?

Winter war es, und keine weiße Mütze war da, um einen mildernden Schein über sein Dasein zu werfen, von keiner Familie konnte ihm eine Ehre erwiesen werden. Niemand glaubt, daß der Krieg aufhören würde, wenn man die Uniformen wegnimmt; sicher ist, daß es nicht soviele Studenten geben würde, wenn sie nicht ein äußeres Abzeichen trügen. In Paris, wo sie keine haben, verschwinden die Studenten in der Menge, und niemand beachtet sie weiter, während sie sich in Berlin wie ein privilegierter Stand neben den Offizieren vordrängen. Darum ist Deutschland auch ein Doktorenland und Frankreich ein Mitbürgerland.

Der Vater sah nun die Folgen davon, einen Un=

tauglichen für die Gesellschaft erzogen zu haben, der nicht im Stande war, sich in sie hinein zu bringen, vielleicht sich aber nicht schämte zu betteln. Die Welt stand dem Jüngling offen, darin zu verhungern und unterzugehn.

Der Vater war nicht eingenommen für seine Pläne inbetreff der Volksschulen. So wenig Erfolg von so vieler Arbeit! Alle seine ehrgeizigen Träume sollten nun so im Sande verlaufen. Volksschullehrer — das ist gleichbedeutend mit Sergeant; die untere Klasse ohne Hoffnung, jemals zu steigen; und es wird gestiegen werden, so lange alle Anderen steigen; und es wird gestiegen werden, bis man sich den Hals bricht, so lange diese Klassen- und Ranggesellschaft besteht. Er hatte das Studentenexamen nicht nur der Kenntnisse wegen bestanden, er wollte dadurch in die oberen Klassen gelangen, und nun war er augenscheinlich im Begriff, in der unteren Region stecken zu bleiben.

Johann wurde es allmählich peinlich zu Hause, denn er hatte das Gefühl, Gnadenbrod zu essen, als Weihnachten vorüber war, und er nicht mehr als Weihnachtsbesuch angesehen werden konnte.

Eines Tages begegnete er auf der Straße zufällig einem bekannten Lehrer, den er lange nicht gesehen hatte. Er sprach von der Zukunft, und der Freund schlug die Stockholmer Volksschule vor, da dieselbe eine gute Brodstelle war, bei der man ruhig weiter studieren konnte, denn man hatte dort 1000 Gulden Gehalt und war an Tag und Stunde nicht gebunden. „Wo es auch sei, nur nicht in Stockholm," dachte Johann. Ah, es waren also mehr Studenten als er in der Volksschule. — Wirklich?

Nun, so hatte er ja Unglücksgefährten! — Ja, und einer kam von der neuen Elementarschule, wo er Lehrer war.

Johann ging hin, meldete sich und wurde mit 900 Kronen Gehalt angestellt. Der Vater billigte den Entschluß, nachdem er erfahren hatte, daß das weitere Studium dadurch befördert werden konnte, und Johann versprach sich zu Hause in Kost zu geben.

An einem Wintermorgen ging Johann von Norrtullsgata nach der Klara-Schule. Grade so war es gewesen, als er acht Jahre alt war. Dieselben Straßen, dieselben Uhren, und die unterste Klasse. Das hieß, wieder von vorne anfangen! Eben so ängstlich, ja, ängstlicher als damals, zu spät zu kommen, betrat er die große Klasse, wo er gleich mit zwei Lehrern über hundert Kinder lesen lassen sollte. Da saßen sie nun, dieselben Kinder von der Jakobsschule, aber in neuer Auflage. Häßlich, verkommen, blaß, geschwollen, kränklich und mit niedergeschlagenen Blicken in groben Kleidern und dicken Schuhen. Der Schmerz meist, vielleicht der Schmerz zu wissen, daß andre es besser haben, und daß sie es allzeit besser haben werden — denn so glaubte man damals, — hat dem Antlitz der unteren Klassen jenen peinlichen Zug der Hoffnungslosigkeit aufgedrückt, den weder die religiöse Ergebenheit, noch die Hoffnung auf den Himmel verwischen kann, und der es wie das böse Gewissen bewirkt, daß die oberen Klassen sie meiden; sie bauen ihre Häuser außerhalb der Stadt, und nur die Armenpflege tritt in persönliche Fühlung mit diesen Ausgestoßenen.

Psalmen wurden gesungen, das Vaterunser wurde gelesen; alles war gerade so wie früher, nichts war vorwärts geschritten, nur die Bänke waren durch Tische und Stühle ersetzt worden, und das Zimmer war hell und luftig Er mußte die Hände falten und die Psalmen mitsingen. Da ward der Gewissensfreiheit gleich Zwang auferlegt.

Das Gebet war beendet, und der Oberlehrer oder Rektor trat heran. Er behandelte Johann etwas väterlich. Das war also ein Vorgesetzter. Vorschrift und Rat wurden erteilt. Diese Klasse war die schlimmste, und die Lehrer mußten strenge sein. Und dann führte Johann seine Klasse in ein besonderes Zimmer, um seine Stunde zu beginnen. Dasselbe glich vorläufig dem in der Klaraschule auf ein Haar, und da stand sogar der schreckliche Stuhl mit den Stufen, der ganz einem Schafott glich und rotgebeizt war, so daß er aussah, als wäre er mit Blut beschmiert. Und dann bekam er einen Stock in die Hand, mit dem er abwechselnd auf die Fingerknöche klopfen oder schlagen sollte. — Er sollte schlagen! Er bestieg das Schafott! Er fürchtete sich vor diesen 30 Gesichtern von Kindern, Knaben und Mädchen, die auf seinem Antlitz heraus zu spionieren suchten, ob er Mut besäße.

„Was für Aufgaben habt ihr?“ fragte er.

„Das erste Gebot!“ schrie die ganze Klasse.

„Nein, nur einer darf antworten. — Du, Erster. Wie heißt du?“

„Hallberg,“ schrie die ganze Klasse.

„Nein, nur einer soll antworten, und zwar der, den ich frage.“

Die Kinder kicherten.

„Der ist nicht gefährlich," dachten sie.

„Nun, wie lautet das erste Gebot," fragte Johann den ersten.

„Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!"

Nun, das wußte er also.

„Was ist das?" fragte er weiter und versuchte so wenig Betonung wie möglich auf „das" zu legen. Gut, das ging auch. Darauf fragte er fünfzehn Kinder dasselbe, und eine Viertelstunde war vergangen. Johann fand dies zu blödsinnig. Was sollte er nun beginnen? Von Gott sagen, was er wußte. Aber vom Standpunkt der damaligen Forschungen aus hatte man das bescheidene Ergebnis festgestellt, daß man von Gott nichts wüßte. Johann war Deist und glaubte noch an einen persönlichen Gott, aber nähern Aufschluß konnte er darüber nicht geben. Am liebsten hätte er Christi Gottheit angreifen wollen, aber das wäre sein Abschied gewesen. Unheimlich still war es, während er über seine falsche Stellung und über den Blödsinn im Unterricht nachdachte. Hätte er nur gleich sagen dürfen, daß man nichts von Gott wüßte, so wäre der ganze Katechismus und die Bibel überflüssig gewesen. Daß sie nicht stehlen dürften, wußten sie, und daß sie nicht lügen dürften, ebenfalls. Was sollte das unnütze Geschwätz darüber? Er empfand die größte Lust freundschaftlich mit den Kindern zu verkehren und gemeinsame Sache mit ihnen zu machen.

„Nun, was werden wir jetzt thun?" fragte er.

Die ganze Klasse sah einander an und kicherte. — „Das ist ein lustiger Lehrer!" dachten sie.

„Was muß der Lehrer thun, wenn er die Aufgaben überhört hat?“ fragte er den ersten.

„Hm, er muß erklären,“ antwortete der und ein Paar andre.

Ja, Johann konnte noch die Entstehung und die Geschichte des Begriffes von Gott erklären, aber das verstand er nicht.

„Ihr braucht nichts mehr zu thun,“ sagte er, „aber ihr dürft nicht schreien.“

Die Kinder sahen ihn an und er sie. Sie lächelten einander an. — „Denkt ihr nicht auch, daß dies blödsinnig ist?“ schwebte ihm auf den Lippen, er sprach den Gedanken aber nicht aus, sondern lächelte nur.

Aber Johann nahm sich geschwind zusammen, als er sah, daß sie über ihn lachten. Diese Methode ginge nicht, fand er. Und er fragte laut und fing an, das Gebot noch einmal durchzugehn, so daß jeder eine Frage bekam. Nach unendlichen Anstrengungen schlug die Uhr endlich neun, und die Stunde war zu Ende.

Dann kamen die drei Abteilungen der Klasse wieder in dem großen Saal zusammen und bereiteten sich vor, in den Hof zu gehen und Luft zu schöpfen. „Bereiteten sich vor“ ist gerade der richtige Ausdruck, denn ein einfacher Akt, wie der, in den Hof zu gehen, verlangte eine lange Vorbereitung. Eine genaue Beschreibung darüber würde einen ganzen Druckbogen ausfüllen und würde möglicherweise zu den modernen Karrikaturen gerechnet werden; wir begnügen uns daher mit einigen Andeutungen.

Zuerst sollten sämtliche hundert Kinder unbeweglich, absolut unbeweglich, und still, absolut still, auf dem

Stuhle sitzen, als ob sie photographiert werden sollten. Die ganze Versammlung bot einen Augenblick vom Katheder aus den Anblick einer grauen Platte mit Lichtbildern darauf, aber im nächsten Augenblick rührte einer mit dem Kopfe; der Eindruck war verwischt, die Opfer erhielten die Erlaubnis, ihre Bänke zu verlassen und wurden gegen die Wand gestellt. Der Gesamteindruck war nun gestört, und es erforderte viel Klopfen auf die Fingerknöcheln, ehe die 200 Arme gerade auf dem Tische neben einander lagen, und bis die 100 Köpfe einen rechten Winkel mit dem Schlüsselbein bildeten. Als die Ruhe beinahe wieder eingetreten war, fing das Fingerknöcheln von neuem an, es war durchaus erforderlich. Aber im Moment, wo es wieder anfangen sollte, ermüdete irgend eine Muskel, irgend ein Nerv versagte, irgend eine Sehne ließ nach. Nach dem Auflösen, Prügeln, Schreien und der neuen Arbeit auch noch diesen Absolutismus. Er schloß gewöhnlich mit den Lehrerinnen (die Lehrerinnen trieben es nicht so absolut); man mußte die Augen schließen und so thun, als wenn es absolut gewesen wäre. Nun trat der wichtige Moment ein, wo die Hundert auf einen Schlag von ihrem Sitz aufspringen und auf dem Fußboden stehen sollten, nichts weiter. Das war ein bedenklicher Augenblick, denn nun stürzten die Schiefertafeln herunter und die Lineale klapperten. Ja, da hieß es, sich wieder setzen. Und so saßen sie wieder, um sich im absoluten Stillsitzen zu üben. Gelang es nun wirklich, daß sie fest auf den Beinen standen, so begann das Hinausmarschieren in Abteilungen, aber auf den Zehen, absolut. Sonst ward wieder umgekehrt, wieder gesessen und wieder aufgestanden, u. s. w., u. s. w. Ach

Auf den Zehen sollten sie gehen mit Holzschuhen, mit Wasserstiefeln, mit Schuhen, die mit Pechdraht genäht waren. Das war ein großer Mißgriff, denn dadurch wird die Jugend daran gewöhnt zu schleichen, und das gab ihrem ganzen Auftreten etwas Katzenartiges, Hinterlistiges. Im Hofe sollten die Lehrer dann die Trinkenden in eine gerade Linie vor der Wasserleitung, die sich am Eingang befand, aufstellen, gleichzeitig mußten sie die Abtritte inspizieren, die sich am anderen Ende des langen Hofes befanden; außerdem hatten sie Spiele anzuordnen und dieselben mitten im Hofe zu überwachen. Darauf wurden die Kinder wieder aufgestellt und marschierten hinein. Geschah das nicht leise, so mußten sie wieder hinaus. Ach!

Und dann begann eine neue Stunde. Die Kinder lasen aus einem patriotischen Lesebuche vor, dessen hauptsächlichster Zweck es zu sein schien, Ehrfurcht vor den oberen Klassen einzuflößen und Schweden als das beste Land in Europa darzustellen, obwohl es nach Klima und Ökonomie eines der schlechtesten ist, obgleich seine Kultur eine vom Auslande erborgte ist, und obwohl alle seine Könige fremdländischer Abkunft sind. Solche Lehren wagte man den Kindern der oberen Klassen in der Klaraschule und im Lyceum nicht darzubieten, aber in der Jakobsschule besaß man Mut genug, die armen Kinder ein Lied vom Herzog von Östergötland singen zu lassen; in diesem Liede kam eine Strophe vor an die Mannschaft der Flotte, derselben den Sieg in der erwünschten Schlacht verheißend. Inzwischen fing das Vorlesen an. Aber gleich zu Anfang der Stunde kam der Inspektor hinein. Johann wollte abbrechen, aber der Vorgesetzte gab einen Wink, daß die

Stunde fortgesetzt werden sollte. Die Kinder, die nach der Katechismusstunde den Respekt verloren hatten, waren unaufmerksam. Johann schalt, aber ohne Erfolg. Da trat der Inspektor mit einem spanischen Rohr herzu, nahm dem Lehrer das Buch ab und hielt eine kleine Rede. Diese Abteilung sei die schlimmste, und nun sollte der Lehrer sehen, wie man sie behandeln müßte. Die Übung, die nun folgte, schien zum Hauptzweck zu haben, eine absolute Aufmerksamkeit hervorzurufen. Denn absolut schien das Ziel zu sein, das gewonnen werden sollte durch dies Dressieren von Menschenkindern in ihren Beziehungen zu der unvollkommenen Welt.

Das Lesen ward unterbrochen, und ein Name aus der Menge aufgerufen und weitergelesen. Dieser alte Mann, der doch sicherlich oft erfahren hatte, wie die Gedanken ihren eigenen Weg nehmen, während die Augen über die Seite eines Buches irren, schien anzunehmen, daß es nichts Leichteres gäbe als mitzufolgen und aufmerksam zu sein. Die Unaufmerksamen wurden bei den Haaren oder Kleidern gezogen und so lange mit dem spanischen Rohr gepeitscht, bis sie sich heulend auf dem Boden wälzten. Der Lehrer ward angewiesen, fleißig den Stock zu benutzen, und der Inspektor ging. Hier war nichts anderes zu machen, als die Methode zu befolgen oder abzugehen; da das letztere aber nicht in Johanns Plan paßte, so blieb er. Er hielt den Kindern eine Rede und that es dem Inspektor gleich:

„Jetzt wißt ihr," sagte er, „wie ihr euch aufführen müßt, um nicht geprügelt zu werden. Wer geprügelt wird, hat es sich selber zugezogen. Meßt mir nachher nicht die

Schuld bei. Hier liegt der Stock, da ist die Pflicht; erfüllt die Pflicht, sonst kommt der Stock — ohne mein Verschulden."

Das war wohl ganz schlau gesagt, es war aber doch unbarmherzig, denn die Erfahrung hätte erst lehren müssen, wie weit die Kinder imstande waren die Pflicht zu erfüllen. Das ging nicht, denn es waren die Lebhaftesten und darum die am wenigsten Aufmerksamen. Also, der Stock kam nicht zur Ruhe. Notgeschrei und Angst stand auf dem Antlitz der Unschuldigen geschrieben. Es war entsetzlich. Aufmerksam sein fällt nicht in das Machtgebiet des Willens, und darum ist das ganze Strafen eine bloße Tortur. Johann empfand das Unsinnige seiner Rolle, aber seine Pflicht zwang ihn, so zu handeln. Manchmal schloß er wohl die Augen und ließ alles gehn, wie es wollte, aber dann kamen die Kollegen, die Lehrer und die Lehrerinnen, und machten ihm freundschaftliche Vorstellungen. Manchmal erschien ihm alles so ungereimt, daß er lachen mußte, während der Stock seine Arbeit that. Beide Parteien sahen ein, daß sie an etwas Unmöglichem und Unnötigem arbeiteten.

Ibsen, der weder an den Geburts-, noch an den Geldadel glaubt, hat kürzlich behauptet, daß der Industriearbeiter einen neuen Adel bilde. Warum muß es denn durchaus Adel sein? Wenn er die Veranlassung ist zur Ausartung, weil er überhaupt nicht mit dem Körper arbeitet, so artet man vielleicht andrerseits aus durch zu viel Körperarbeit und Not. Alle diese Kinder, deren Voreltern nur mit dem Körper arbeiteten, sahen kränker, schwächlicher, unvernünftiger aus als die Kinder der höheren

Klassen, die er sah. Eine oder die andere Muskel konnte stärker entwickelt sein, ein Schulterblatt, eine Hand, ein Fuß, aber das Blut, das durch die bleiche Haut schimmerte, sah schlecht aus. Manche hatten auffallend dicke Köpfe, die von Wasser angeschwollen zu sein schienen, aus Ohren und Nasen lief es, und die Hände waren erfroren. Man konnte beobachten, wie die Gewerbekrankheit des Stadtarbeiters sich weiter vererbt: hier beobachtete man Lungen und Blut des Gasarbeiters, das durch die Schwefeldünste verdorben war, hier bemerkte man die hervortretenden Schultern und Füße des Schmieds, das Gehirn des Malers, das durch Firnis und giftige Farben zersetzt war, den skrophulösen Ausschlag des Schornsteinfegers, die eingefallene Brust des Buchbinders; hier hörte man das Echo von dem Husten des Metall- und des Asphaltarbeiters, man roch die Gifte des Tapetendruckers, man bemerkte die Kurzsichtigkeit des Uhrmachers. In der That, dies war kein Geschlecht, das eine Zukunft besaß, oder das darauf hätte bauen können, noch weniger eins, das sich auf die Länge der Zeit vermehren konnte, denn die Lücken in den Reihen der Arbeiter werden unaufhörlich vom Lande her ausgefüllt.

Nach zwei Stunden erst war der Saal geräumt, denn es nahm fast eine Stunde in Anspruch, mit Fingerknöcheln und Schlägen vom Zimmer auf die Straße zu kommen. Das Unpraktischste war, daß die große Kinderschar erst truppweise ins Vorzimmer marschierte, um sich die Sachen zu holen, und dann wieder in den Saal zurückkam, anstatt gleich nach Hause gehen zu dürfen. Auf der Straße angekommen, fragte er sich: Ist das die berühmte Erziehung,

die man der unteren Klasse mit so großen Opfern angedeihen läßt? Auf seine Fragen antwortete man ihm: „Kann es auf andere Weise geschehen?“ — „Nein“, mußte er antworten. Ist es eure Absicht, eine sklavische untere Klasse zu erziehen, die allzu bereit ist zu gehorchen, so züchtigt sie mit dem Stock; ist es eure Absicht, ein Proletariat zu erziehen, so lügt ihm einen Himmel vor. Sagt dem Menschen, daß der Unterricht unvernünftig sei, laßt ihn selbst urteilen, laßt ihm seinen Willen in einem einzigen Punkte, und ihr werdet der Auflösung der Gesellschaft entgegen gehen. Aber die Gesellschaft ist ja auf eine gehorsame, pflichtgetreue Unterklasse aufgebaut; drückt sie also von Anfang an, nehmt ihr jeden Willen, nehmt ihr die Vernunft und lehrt sie, auf nichts zu hoffen, sondern genügsam zu sein. Das da war System genug in der Narrheit. Aber man fand in der Methode der Volksschulen Gutes und Schlechtes. Gut war, daß der Anschauungsunterricht eingeführt war, ein Erbteil des bereits 1827 verstorbenen Pestalozzi, Rousseau's Schüler; schlecht war, daß die in die Volksschule eintretenden Studenten die Wissenschaften einführten. Das einfach sichere Auswendigwissen der Multiplikationstabellen genügte nun also nicht mehr, sie sollten auch verstanden werden. Die Brüche sollten verstanden werden. Verstanden? Und doch kann ein Ingenieur, der die technische Hochschule durchgemacht hat, nicht erklären, „warum“ ein Bruch durch drei verkürzt werden kann, wenn die Summe der Zahlen durch drei dividiert werden kann. Sollte es auf diese Weise nicht gehen, daß der Seemann die Logarithmentabellen anwendet, obgleich er den Logarithmus nicht ausrechnen kann? Dies bewies deutlich, daß

es ein Luxus war, nicht die Vorarbeiten ruhig anzunehmen, sondern sich jede Grundlage anzueignen; daher das viele Lesen in den Schulen.

Nun wende niemand ein, daß Johann zuerst sich selbst als Lehrer hätte verbessern sollen, ehe er den Unterricht verbesserte, aber er konnte ja nicht, er war ein willenloses Werkzeug in den Händen der Inspektoren, der Verordnungen und des Schulrats. Die besten Lehrer, das heißt die, welche die geringsten (hier die besten) Resultate erzielten, waren die ungebildeten Lehrer, die vom Seminar kamen. Die hegten keinen Zweifel an der Methode, hatten keine Herzenserschließungen mit den Kindern, und die Kinder hatten vor ihnen am meisten Respekt. Ein großer, starker Mann, der vom Stellmacherhandwerk kam, hatte die langen Bauernjungen ganz in seinen Händen. Die untere Klasse hat also mehr wirkliche Ehrerbietung und Furcht vor ihres Gleichen als vor der oberen Klasse? Der Großknecht und der Werkmeister beweisen, daß sie mehr Respekt genießen als der Lehrer und der Inspektor. Woher kommt das? Erkennt die untere Klasse, daß sie mehr Teilnahme für sie haben, weil sie ihre Leiden verstehen und sich nicht fürchten, in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, und sind sie darum nachgiebiger? Oder sehen sie ein, daß die aus ihren eigenen Reihen hervorgegangenen Vorgesetzten ihre Angelegenheiten besser verstehen und darum mehr Achtung verdienen?

Auch die Lehrerinnen genossen mehr Respekt als die Lehrer. Sie waren pedantisch, forderten das Absolute und waren durchaus nicht weichherzig, eher grausam. Sie übten gern die raffinierte Strafe der Handschläge aus und

legten damit einen großen Unverstand an den Tag, der einem oberflächlichen Studium der Physiologie entspringt. Wenn das Kind zuckte und die Finger wegzog, wurde es noch mehr bestraft, weil es die Finger nicht still hielt. Die Lehrerinnen hatten den Vorteil, daß sie ziemlich wenig vom Lehrstoff wußten und von keinem Zweifel geplagt wurden. Daß sie weniger Gehalt als die Lehrer hatten, war eine Unwahrheit. Sie hatten verhältnismäßig mehr, und wenn sie nach einem mäßigen Lehrerinnenexamen mehr als die Studenten hatten, so war das ungerecht. Sie wurden in jeder Beziehung begünstigt, wurden als ein Wunder betrachtet, sobald sie etwas leisteten, und erhielten Stipendien, um ins Ausland zu reisen.

Als Kameraden waren sie gut und hülfsbereit, so lange man selbst höflich und gefügig blieb und sie die Zügel führen ließ. Huldigungen schienen sie nicht zu beanspruchen, und die Männer sahen sie denn auch als gewinnende Partei, selbst von einer Seite, von der das Weib sich sonst dem andern Geschlecht nicht zu zeigen pflegt — nämlich als Professor. Sie führten über alles Buch, bereiteten sich für die Stunden vor, waren kleinlich und zufrieden und durchschauten nichts. Es war eine sehr angemessene Beschäftigung für sie unter den damaligen Verhältnissen.

Als Johann nun einsah, daß er entweder prügeln müßte oder niemals Herr seiner Lage werden würde und schon ganz und gar darüber verzweifelt war, schickte er jemand zu einer Lehrerin hinein, die mit Vergnügen die häßliche Rolle des Büttels übernahm.

Es ist wohl noch nicht erörtert, was den besten Lehrer

ausmacht. Einige wirken durch ihre Lungen, andere durch ihren nervösen Zug, einige scheinen die Kinder zu magnetisieren, andere schlagen sie, andere wieder wirken durch ihr Alter, ihr männliches Äußere, und die Frauen wirken wie Frauen, das heißt durch halbvergessene Überlieferungen von mütterlichen Gefühlen oder mütterlicher Herrschaft.

Johann war unverwendbar. Er sah zu jung aus, war ja erst 18 Jahre alt, zweifelte an der Methode und allem andern, war spielerisch und knabenhaft im Innersten seines Herzens und betrieb das Ganze wie ein Nebengeschäft, denn er war ehrgeizig und wollte vorwärts, wohin — das wußte er nicht.

Überdies war er, wie der ganze Kreis, aristokratisch gesinnt. Durch die Erziehung hatte er seine Gewohnheiten und Sinne verfeinert, oder wenn man will: er war entartet; er ertrug also den unangenehmen, schlechten Geruch; er verunstaltete den Körper, verunschönte die Aussprache, zerriß die Kleider. Das Leben hatte ihm doch schon viel gegeben, und diese tägliche Erinnerung an das Elend quälte ihn. Er hätte einer der Ihren sein können, wenn seine Mutter sich in ihrem Stande verheiratet hätte.

„Er war stolz," würde ein Ladendiener, der zum Zeitungsredakteur erhoben war, gesagt haben; derselbe Ladendiener, der damit prahlte, daß er mit seinem Lohn zufrieden wäre, derselbe, der aus seiner geringgeachteten Stellung emporgestiegen war. „Er war stolz," würde ein Schuhmachermeister sagen, der lieber auf die See ging, als daß er wieder zum Gesellen hinabgestiegen wäre. Johann war stolz, daran war kein Zweifel, ebenso stolz wie der Schuhmachermeister; vielleicht doch nicht in demselben Grade,

da er ja vom Studenten bis auf den Volksschullehrer zurückging. Dies war aber eine notwendige Tugend, und er prahlte ebenso mit seinem Schritt, als er nach dem Schein trachtete, für etwas Besondres, für einen Volksfreund zu gelten. Ueber Sympathie und Antipathie kann man nicht gebieten, und alles Pochen von unten her auf die Liebe und Aufopferung von Seiten der oberen Klassen ist Idealismus. Die untere Klasse wird der oberen Klasse geopfert, aber meine Seele opfert sich freiwillig. Sie hat recht, ihre Gerechtsame wieder an sich zu nehmen, aber sie soll es selbst thun. Niemand giebt seine Stellung freiwillig auf, darum muß die untere Klasse nicht darauf warten, daß der König und die obere Klasse gehen soll. „Rückt an uns heran, aber Alle auf ein Mal!“ — Will die aufgeklärte obere Klasse dazu behülflich sein, so kann sie dafür wohl erkenntlich sein, zumal da ein solches Händereichen meist von Beschuldigungen über unreine Beweggründe begleitet wird. Die untere Klasse sollte sich daher den Beweggründen ihrer Helfer gegenüber nicht so zimperlich stellen: Das Ergebnis der Aktion bleibt für sie immer dasselbe. Es scheint, daß die höchste Klasse das eingesehn hat, und sie sieht darum die obere Klasse wie einen Verräter an, der mit der unteren stimmt. Sie übt ihrer eigenen Klasse gegenüber Verrat, das ist wahr, aber sie müßte die untere Klasse schadlos halten.

Johann war nicht in dem Maße Aristokrat, daß er das Wort „Möbel“ angewandt, noch daß er die Armen verachtet hätte. Er wußte, daß er durch seine Mutter mit ihnen nahe verwandt war, aber er war ein Fremder für sie. Dies war ein Fehler der Klassenerziehung, und dieser

Fehler kann für die Zukunft ganz abgethan werden, wenn die Volksschulen derart umgeändert werden, daß in ihr Programm die gemeinbürgerlichen Kenntnisse eingeführt und für alle obligatorisch werden, daß niemand sich frei davon machen darf, wie es ja bereits in den Militärschulen der Fall ist. Dann wäre es ja keine Schande mehr, wie jetzt, Volksschullehrer zu werden; es kann thatsächlich für eine Beschuldigung und einen Schimpf gelten, es gewesen zu sein. Dann wären die Sorgen vorüber, woraus zu sehen ist, daß wir selbst uns ändern müssen, wenn die Verbesserungen durch das Gesetz gelten sollen.

Um sich auf der Höhe zu erhalten, arbeitete Johann fest für seine Zukunft. Jetzt konnte er Bücher kaufen, und er kaufte sie. Mit seiner italienischen Grammatik, die er zwischen den Stunden im Schulhof las, kam er sich wie gehoben vor.

Er war ehrlich genug, die höchste Erkenntniß weder irgend einem Ideal, noch irgend einem höheren Streben für das Wohl der Menschheit anzudichten, um sich unter diesem Bestreben mühsam emporzuarbeiten und wenn er manchmal auch bis zur Verzweiflung niedergedrückt war, so bildete er sich doch niemals ein, daß er im Himmel irgend einen wohlgesinnten Professor antreffen würde. Er studierte, das war alles.

Die schlechten Diäten in Upsala, das Mittagessen zu sechs Kronen, die Milch und das Brod hatten alle Kraft aus ihm gesogen, und er stand nun in der genußverlangenden Zeit der Jugend. Zu Hause war es langweilig, darum ging er abends in das Café oder in den Keller, wo er die

Freunde traf. Die starken Getränke gaben ihm Kraft, und er schlief gut darnach. Das Verlangen nach Alkohol scheint regelmäßig in dem mannbaren Alter eines jeden Jünglings aufzutreten. Er, wie das ganze Geschlecht, ist ja von Getränken ernährt worden, von Glied zu Glied seit undenklichen Heidenzeiten, da man noch Bier und Meth trank, wie sollte das Verlangen darnach nicht ein Bedürfnis geblieben sein? Ihm war es ein Bedürfnis, dessen Unterdrückung begleitet war von einer Herabsetzung der Kraft.

Johann fing nun, auch an, sich fein zu kleiden, er der bisher nur zerrissene, abgelegte Kleider gekannt hatte.

Das Gehalt kam ihm unsinnig groß vor, und in der Vergrößerung durch seine Phantasie nahm es unerhörte Proportionen an, woraus dann folgte, daß er bald Schulden hatte. Schulden, welche wuchsen und wuchsen und niemals bezahlt werden konnten, blieben der nagende Geier seines Lebens, der Gegenstand seiner Träume, der Wermut seiner Zufriedenheit. Welcher Sanguinismus, welcher kolossale Selbstbetrug liegt doch darin, Schulden zu machen! Was hoffte er? Eine akademische Würde zu erlangen? Und dann? Lehrer bleiben mit 750 Kronen Gehalt! Weniger, als er jetzt hatte!

Er machte selbst die größten Anstrengungen, sein eigenes Gehirn dem Fassungsvermögen der Kinder anzupassen; er mußte sich gleichsam auf den Standpunkt der Jüngeren und Unverständigeren stellen; der Hammer mußte näher herangeschraubt werden, damit er den Amboß treffen konnte.

Den wirklichen Rest hingegen gaben die Wahrnehmungen in den Häusern der Kinder, wohin ihn die Ausübung seines Dienstes am Sonntag berief. Da war ein Junge,

der ihm von allen am meisten zu schaffen machte. Er war schmutzig und schlecht gekleidet, grinste beständig, konnte freiwillig und geräuschvoll stinken, konnte niemals seine Aufgaben und ward immer geprügelt. Er hatte einen großen starken Kopf und stiere Augen, die unaufhörlich rollten und flackerten. Johann mußte seine Eltern aufsuchen, um sich nach der Ursache seines unregelmäßigen Schulbesuches und unordentlichen Betragens zu erkundigen. Er wanderte deshalb nach Apelbergsgatan, wo die Eltern eine Schenke hatten. Der Vater war auf Arbeit gegangen. Die Mutter aber stand drinnen am Zahltisch. Die Schenke war düster und stinkend, mit Männern angefüllt, die drohend auf den eintretenden Herrn sahen, den sie wahrscheinlich für einen Zivilpolizisten hielten. Er brachte sein Anliegen bei der Mutter an und veranlaßte sie, hinter dem Zahltisch hervor und mit ihm in eine Kammer zu kommen. Er brauchte nur das Zimmer und seinen Zustand zu sehen, um zu begreifen. Die Mutter gab dem Sohn einen Verweis, entschuldigte ihn aber zugleich. Das Kind mußte „das Glas auslecken"; das war die Lösung, und das war genug. Was war da zu thun? Die Wohnstätte verändern, ihm bessere Nahrung verschaffen und ein Kindermädchen, das ihn überwachte, und so weiter. Alles ökonomische Fragen!

So kam er mit dem Klara-Armenhaus in Berührung, das von den alten Armenhauspfleglingen geräumt und provisorisch während des Wohnungsmangels geöffnet war. In einem großen Saal lagen und standen wohl an tausend Familien, welche den Fußboden mit Kreidestrichen einteilten. Hier stand ein Tischler mit seiner Hobelbank,

dort saß ein Schuhmacher mit seinem Tisch, und rund herum krochen die Kinder und die Frauen auf beiden Seiten des Kreidestriches; der abgeteilte Raum war zu eng, um alles zu bergen, was geborgen werden mußte. Was konnte Johann dabei thun? Bericht erstatten über eine eingestandene Sache, Erlaubnisscheine zum Holzsammeln ausstellen und Anweisungen auf Nahrung und Kleider.

Dann kam er bei der stolzen Armut hinauf nach Kungsholmsbergen. Da ward er abgewiesen.

„Gott sei Dank, wir brauchen unsere Zuflucht noch nicht zum Ordnungsmann zu nehmen. Wir stehen uns gut!“

„Ja so, ja, also wir sollen das Kind im Winter nicht mit zerrissenen Schuhen gehen lassen.“

Die Thür ward wieder zugeschlagen.

„Das geht den Herrn nichts an!“

Mitunter waren es unheimliche Gesichter, kranke Kinder, das Zimmer war erfüllt vom Schwefeldunst des Kochens, alle hustend, von der Großmutter bis zum Jüngsten. Was konnte er dazu thun? Andere Hülfsmittel als Armenpflege gab es damals nicht, und die Litteratur, die das Elend schilderte, hatte nichts als Beileidsbezeugungen; eine wirkliche Abhilfe wußte niemand. Darum blieb nichts übrig als zu klagen, für den Augenblick zu helfen und zu fliehen, um nicht zu verzweifeln.

Diese Eindrücke schwebten wie eine drückende Wolke über Johann, und er verlor die Lust zum Lesen. Hier war irgend etwas verkehrt, das wußte er, aber es konnte ja nicht besser werden, so sagten wenigstens alle Zeitungen und Bücher und die Menschen auch. Es mußte wohl so

sein. Sich mühsam hinaufarbeiten, wo man dann frei und unabhängig dasteht. Krieche mit!

Inzwischen las er nachmittags und erweiterte seine Sprachkenntnisse durch das Italienische. Er hatte bereits erfahren, daß man Boccaccios Dekamarone müßte erklären können. Das war ein wunderliches Examenbuch, meinte er. Es enthielt sehr direkte Aufforderungen zur Unsittlichkeit und verhöhnte die Männer, die von ihren Frauen betrogen würden, war auch nur mäßig unterhaltend. Es hatte auch andere Seiten, wie man von den Litteraturgeschichtsschreibern wußte: es war ein Oppositionsbuch gegen das mittelalterliche Mönchsleben, geschrieben zum Schluß des Mittelalters, und es spottete über die Ehe. Boccaccio scheint zuerst die lächerliche Stellung des Ehemanns als des Familienversorgers und zweifelhaften Vaters der Kinder durchschaut zu haben, während die Frau es für gut befindet, die Arbeit auf den Mann zu werfen und ihn allein verantwortlich zu machen für alle ihre Kinder. Es war also eine Satire auf das köstliche Patriarchat, welches das Weib gegen das mehr rationelle und ursprüngliche Matriarchat auszutauschen für gut fand, indem es die vorteilhafte Stellung wählte als scheinbar Unterjochte, welche sich keine anderen bürgerlichen Rechte vorbehielt, als überall die ersten Plätze, wie Kaiserin, Königin, Äbtissin, Mutter und Madonna.

Inzwischen sanktionierte die freie Behandlung der erotischen Stoffe gleichsam die wilden Triebe, und nun gab er sich ihnen rücksichtslos hin. Er hatte gewöhnlich drei Flammen zu gleicher Zeit. Eine große, heilige, reine, welche er von weitem, mit Heiratsplänen im Hintergrunde,

verehrte, also ein Ehebett, aber rein. Dann ein kleines Verhältnis mit einem Wirtshausmädchen, und dann die ganz großen Frischen, Blonden, Braunen, Rothaarigen, Schwarzen. Es sah aus, als wenn die Reinheit im Gefühl an Umfang zunehmen sollte unter Schwierigkeiten, aber auch unter zunehmender Bildung. Eine rasende Liebe kann wohl nur zwischen Personen aus derselben Klasse entstehen. Auch die Liebe ist eine Angelegenheit der Klassen geblieben, wie auch das Ziel äußerlich dasselbe ist.

Johann hatte im Laufe eines Jahres eine Verbindung mit einem Mädchen aus Stallmästargården gehabt. Da er das Frauenzimmer immer mit einer gewissen Achtung behandelte und niemals grob wurde, ehe die Situation gereift war, so fing das Mädchen an Geschmack zu finden und schien an gewisse Ziele zu glauben, obwohl er sich niemals deutlich zu erkennen gab oder irgend ein Geständnis machte. Sie gestattete alle Gunstbezeugungen, ausgenommen die letzte. Es war ein entnervendes Leben, und Johann beklagte sich bei einem Freunde.

„Du bist zu schüchtern," sagte der Freund. — „Der kühne Mann hält um die Mädchen an."

„Ja, aber ich bin nicht schüchtern," beteuerte Johann.

„Ja, aber Du warst es im Anfang. Man soll sogleich seine Absichten zeigen."

Das war wirklich zu spät. Dies war eine Wahrnehmung, die er später öfter bestätigt fand. Wenn sich nicht irgend eine Hoffnung zur Ehe bot, so war es leicht, sonst nicht. Zwei Jahre lebte er dieser Neigung ohne Erfolg. Zuweilen schien er einen Schritt weiter zu kommen. Nächtliche Zusammenkünfte wurden ihm bewilligt,

er durfte auf der Feuerleiter zum Fenster hinaussteigen, sich mit dem Kettenhund herumschlagen, die Kleider auf dem Zaun zerreißen, ohne mehr als eine halbe Gunst zu gewinnen. Es endete mit Weinen und Bitten.

„Ich halte viel von Dir,“ sagte sie.

Was wollte das sagen? Oder fürchtete sie sich ganz einfach vor den Folgen? Das fand er niemals heraus.

Die Zeit verging, und der Frühling rückte heran. Johanns nächster Umgang war ein Lehrer von der Slöjdschule. Er war Dichter, sehr bewandert in der Litteratur und außerdem musikalisch. Er machte seine Spaziergänge nach Stallmästergården, sprach von den schönen Wissenschaften und trank Sechser. Als Johann seine Aufwartung machte, spielte der Lehrer auf dem Pianino. Dann und wann belustigte er sich damit, ergötzliche Verse an das Mädchen zu schreiben. Johann wollte gern Verse schreiben, aber er konnte es nicht. Das muß angeboren sein und von selbst kommen, so im Umdrehen. Er war offenbar nicht berufen. Er fühlte sich von der Natur verwahrlost, ein Krüppel!

Eines Nachmittags, als Johann mit dem Mädchen plauderte, sagte sie ganz plötzlich zu ihm:

„Am Freitag ist mein Namenstag, dann mußt Du mir einen Vers schreiben.“

„Ja,“ sagte Johann, „das werde ich thun.“

Als er später den Lehrer traf, erzählte er ihm sein voreiliges Versprechen.

„Ich werde für Dich schreiben,“ sagte er.

Und den Tag darauf brachte er ein Gedicht, fein abgeschrieben und in Johanns Namen verfaßt. Es war etwas pikant und lustig. Am Morgen des Namenstages ward es abgesandt.

Am Nachmittag desselben Tages kamen die beiden Lehrer, um zu gratulieren. Das Mädchen erschien während einer Stunde nicht, denn sie mußte bedienen. Es wurde für die Herren gedeckt, und sie fingen an zu essen.

Dann erschien das Mädchen in der Thür und winkte Johann. Sie sah beinah strenge aus. Johann ging zu ihr, und sie gingen eine Treppe hinauf.

„Hast Du die Verse geschrieben?“ fragte sie.

„Nein,“ sagte Johann.

„Ja, ich hatte es mir gedacht! Die Mamsell am Büffet ließ sie sich vor zwei Jahren vorlesen; darauf schrieb der Lehrer sie an die alte Majken, die ein häßliches Mädchen war. Pfui, Johann!“

Er nahm seine Mütze und wollte hinausstürzen, aber das Mädchen schlang die Arme um ihn und wollte ihn zurückhalten, denn sie sah, daß er leichenblaß aussah und außer sich war. Aber er riß sich los und sprang hinaus in den Bellevuepark. Er lief in den Wald, die gebahnten Wege verlassend. Die Zweige der Gebüsche schlugen ihm ins Angesicht, Steine rollten über seine Füße, und erschreckte Vögel flogen auf. Er war ganz wild geworden vor Scham und suchte instinktmäßig den Wald auf, um sich zu verstecken. Es ist eine eigene Erscheinung: beim höchsten Ausbruch der Verzweiflung läuft der Mensch in den Wald, ehe er daran denkt, ins Wasser zu gehn. Der Wald ist das vorletzte und das Wasser das allerletzte. Man erzählt

von einem berühmten Schriftsteller, der mit 20 Jahren ruhig und stolz die Popularität genoß, plötzlich aber von seiner Höhe gestürzt wurde. Er war wie vom Donner gerührt, geriet in Raserei und verließ die Stadt, um den Wald aufzusuchen, wo er wieder genas. Der Wald ist die Urheimat der Barbarei und der Feind des Pfluges sowie der Kultur. Wenn nun ein Kulturmensch eilig seine von so vielen Hoffnungen durchwebte Kulturherrlichkeit auszieht, so steht er augenblicklich als Barbar oder wildes Tier da. So lose hängen die Kulturkleider auf dem Körper. Wenn ein Mensch wahnsinnig wird, fängt er damit an, seine Kleider von sich zu werfen. Was ist also Wahnsinn? Ein Rückgang? Ja, es giebt sogar wahnsinnige Tiere.

Es war Abend, als Johann in den Wald ging. Mitten im Gebüsch legte er sich auf einen großen Steinblock. Er schämte sich, das war der Haupteindruck. Ein empfindsamer Mensch ist strenger mit sich selbst, als Andere glauben. Er war unbarmherzig und geißelte sich. Erstens war er schuldig, weil er sich mit fremden Federn schmückte und log; zum andern kränkte er ein unschuldiges Mädchen in seiner Tugend.

Der erste Anklagepunkt schloß noch einen andern sehr empfindlichen mit ein, den von seiner verkrüppelten poetischen Intelligenz. Er wollte mehr, als er konnte. Er war unzufrieden mit seiner Stellung, zu der Natur und Gesellschaft ihn hinführten. Ja, aber (und nun fing die Selbstverteidigung an, nachdem das Blut sich nach dem Vesperbrod beruhigt hatte,) man wurde doch in der Schule immerfort dazu ermahnt, nach oben zu streben,

man sprach nur mit Lob von den nach oben strebenden Naturen, und dadurch erklärte man ja die Unzufriedenheit mit den zufälligen Stellungen als berechtigt. Ja, aber (und hier kommt die Geißel) er wollte täuschen. Täuschen! Kein Pardon! Er schämte sich. Entkleidet, entlarvt, ohne Rückzug. Täuschung, Falschheit, Betrügerei! So war es!

Der älteste Japanbeschreiber erzählt von einem japanischen Mädchen, das buchstäblich aus Schamgefühl starb, weil ihr ein natürliches Unglück in einer Gesellschaft widerfahren war. Man kann auch vor Scham sterben. Wie die alten Christen war er immer bereit, sich für schuldig zu erklären, und wie die Menschen aus der Gesellschaft fürchtete er immer, daß man den Fehler bemerken könnte. Daß sie Fehler hatten, wußten sie, aber sie wurden ja cynisch beobachtet, um sie zu bekennen, denn die Gesellschaft will immer besser erscheinen, als sie ist. Aber bisweilen verlangte die Gesellschaft, daß man da bekennen sollte, wo man Verzeihung erwartete; das war nur eine List, denn die Gesellschaft wollte nur die Befriedigung genießen zu bestrafen, und die Gesellschaft war sehr betrügerisch. Er hatte gleich bekannt, wurde bestraft, und doch hatte er das Gefühl eines Missethäters.

Der andere Punkt, der das Mädchen betraf, war ebenso schwer. Er hatte sie so rein geliebt und wollte nur sie allein besitzen. Wie konnte er nur so gemein sein zu glauben, daß ein Wirtshausmädchen nicht unschuldig lieben könnte! Seine eigne Mutter war ja in derselben Stellung gewesen wie das Mädchen. Er hatte sie gekränkt. Schäme Dich! Schäme Dich!

Nun hörte er im Park schreien und seinen Namen rufen. Des Mädchens und des Lehrers Stimme hallten zwischen den Bäumen, aber er antwortete nicht. Einen Augenblick fiel ihm sein ganzes Strafwerkzeug aus Händen, er wurde nüchtern und dachte so: Ich gehe heraus, wir vespern weiter und nehmen Riken und trinken ein Glas mit ihr; und dann ist alles vergessen. Aber nein! Er war hoch oben und konnte nicht mit einem Male so tief niedersteigen.

Dann verstummten die Rufe. Er lehnte betäubt zurück und drehte sein doppeltes Verbrechen um und um. Er hatte gelogen, und er hatte ihre Gefühle verletzt. Es raschelte dann und wann im Gebüsch, er schnellte in die Höhe und schwitzte vor Angst. Dann ging er heraus und setzte sich auf eine Bank. Da saß er, bis es Tag wurde. Er fror. Endlich stand er auf und ging heim. Nun war er klar im Kopf und dachte: so dumm, diese ganze Geschichte! Es war ja nicht meine Absicht, sie glauben zu lassen, daß ich der Verfasser wäre, und ich war ja bereit, sie den ganzen Zusammenhang wissen zu lassen. Das war ja eher eine Schande. Und ihre Gefühle, hm, so rein waren sie grade nicht gewesen, wenn ich zum Fenster hinausstieg. Bah!

Als Johann nach Hause kam, lag der Lehrer auf seinem Bett und schlief. Er wollte aufstehen, aber Johann erlaubte es nicht. Er wollte sich noch einmal strecken. Mit einer Zigarrenkiste unter dem Kopf, legte er sich auf den bloßen Fußboden und deckte sich mit einem Scharfschützenmantel zu. Als Johann am Morgen aufwachte, fragte er mit bebender Stimme:

„Nun, wie nahm sie es auf?"

„Ach, sie lachte, dann tranken wir Puback, und es war vorbei. Sie fand die Verse sehr festlich!"

„Sie lachte! — War sie nicht böse?"

„Durchaus nicht!"

„Dann spielte sie also nur die Tugendhafte mit mir!"

„Ja, Du hast sie immer für gefühlvoll gehalten. Der lange Hornberg ersah hieraus, daß es mit Rikens Tugend nicht gar so weit her wäre. Er hatte sie für sich genommen . . ."

„Was? Hornberg?"

„Ja, ja, jedenfalls nichts Gefährliches. Du weißt, sie ist vorher seine Wildkatze gewesen, und der sagt . . ."

Johann wollte nichts mehr hören. Und diese Kleinigkeit hatte ihn während einer ganzen, schaudervollen Nacht aufgerieben. Er schämte sich, daß er gefragt hatte ob sie nicht beunruhigt um ihn wäre. Da sie aber Punsch getrunken und gelacht hatten, war es wohl nicht so ernstlich! Nicht einmal beunruhigt um sein Leben!

Er zog sich an und ging in die Schule.

Die egoistische Selbstkritik des Christentums hatte Johann daran gewöhnt, sich immer mit seinem eigenen Ich zu beschäftigen, es zu verzärteln, es fortwährend zu pflegen, wie eine liebe andere Person. So wuchs das Ich wohl beschirmt und sah stets nach innen, anstatt hinaus in die Welt. Es wurde eine interessante, persönliche Bekanntschaft, ein Freund, der geliebkost werden mußte, der aber auch Vernunft hören und gebessert werden sollte.

Das war die Zeitkrankheit, der Fichtes System zu Grunde liegt. Fichte sagt, daß alles im Ich enthalten sei, und daß alles durch das Ich bestehe, ohne welches es keine Wirklichkeit gäbe. Das waren Formeln für die Romantiker und die subjektiven Idealisten. „Ich stand am Strand unter des Königs Schutz", „Ich wohne in des Berges Saal", „Ich kleiner Knabe bewache das Thor", „Ich gedenke der holden Zeiten", diese Worte gingen alle nach demselben Ton. War denn diese „Ichheit" so hoffärtig? War denn das Ich des Dichters bescheidener als das königliche „Wir" des Zeitungsschreibers?

Der Realismus unsrer Tage hat auch für dies bescheidene Ich eine Einschränkung gefunden mit dem Vorbehalt: ich für mein geringes Teil. Gleichzeitig hat die naturwissenschaftliche Philosophie das „so scheint mir" mit einem „so ist es" vertauscht. Ist es wirklich so? Ja, da haben wir einen Fortschritt zur Wahrheit gemacht, das will sagen, zur Aufdeckung des wirklichen Verhaltens; und ist es nicht so, dann haben wir wahrhaftig eine neue Theologie auf dem Halse!

Das Versunkensein im Ich oder die neue Kulturkrankheit hat wohl beständig in allen jenen Menschen gelebt, die nicht mit dem Körper arbeiten. Das Gehirn ist nur ein treibendes Organ für die Muskeln. Wenn nun der Impuls des Gehirns bei dem Kulturmenschen nicht so auf die Muskeln wirken kann, daß dieselben ihre ganze Kraft ausgeben, so entsteht eine Verschiebung des Gleichgewichts, ähnlich dem des unbefriedigten Geschlechtstriebes. Das Gehirn nimmt die Träume auf; überfüllt von Säften, die nicht in die Muskelthätigkeit übergehen, stößt es

dieselben freiwillig aus als System, Gedankenkombinationen, als Maler-Bildhauer: und Dichterhallucinationen. Erfolgt kein Ausfluß, so können Stockungen, gewaltsam Eruptionen und Depressionen eintreten, die gewöhnlich mit Wahnsinn enden. Die Schule, welche somit eine Vorklasse fürs Irrenhaus ist, müßte die Gymnastik als Korrektiv einführen, aber mit welchem Erfolg? Es findet kein Zusammenhang statt zwischen der Gehirnthätigkeit des Lesens nnd der Muskelthätigkeit der Gymnastik, letztere folgt ja nur dem Willen eines anderen Kommandierenden.

Alle studierenden Jünglinge empfinden dieses Steigen nach dem Gehirn. Daß sie aus Instinkt oft ausgehen, die Verbesserungen und Verschönerungen zu genießen, ist ein Glück; um soviel mehr sollten sie gehen, wenn das Gleichgewicht verrückt wird, denn eine gesunde Seele lebt nur in einem gesunden Körper. Man hat jetzt versucht, in den Schulen die körperlichen Arbeiten einzuführen. Besser wäre es wohl noch, den ersten Unterricht ins Haus zu verlegen, die Schulen in Bürgerschulen umzugestalten und dann jeden nach Belieben selbst schalten und walten zu lassen. Im übrigen wird die Emanzipation der unteren Klassen die Kulturmenschen zu irgend einer körperlichen Arbeit zwingen, die nun auf den Hausbänken verrichtet werden wird, und so wird das Gleichgewicht wieder hergestellt werden. Daß die Intelligenz nicht darunter leidet, kann man leicht herausfinden, wenn man sieht, daß die Geisteshelden wenigstens eine Beschäftigung gehabt haben, die sie in tägliche Berührung mit der Wirklichkeit brachte, so war Mill Beamter, Spencer Zivilingenieur, Edison Telegraphist.

Die Studentenzeit ist die ungesundeste und gefährlichste, weil das Leben ganz ungezügelt geführt wird. Das Gehirn soll aufnehmen, unaufhörlich aufnehmen, aber es giebt nichts von sich, nicht einmal in der intelligenten Produktion, mit dem Muskelsystem gleichzeitig liegt es brach.

Bei Johann schien zu jener Zeit eine Ueberproduktion von Gedanken vorhanden zu sein. Und diese mechanische, ewig im selben Kreise sich bewegende Schularbeit mit den stehenden Fragen und Antworten gewährte keinen Abfluß. Sie vermehrte im Gegentheil seinen Vorrat an Beobachtungen über Kinder und Lehrer. Da lag nun eine Ansammlung von Material an Erfahrungen, Wahrnehmungen, Bemerkungen, Kritiken, Gedanken in ungeordneter Masse und gährte. Er suchte darum die Gesellschaft auf, um sich auszusprechen. Aber da dieselbe nicht ausreichte und er nicht immer jemand fand, der sein Resonnanzboden sein wollte und konnte, so nahm er sich vor zu deklamieren.

Um 1860 war es Mode, in den Familien zu deklamieren. Man las „die Könige auf Salamis" vor; in den Konzerten, die in großer Menge abgehalten wurden, besonders von Scharfschützen, wurde deklamiert. Und meist immer dieselben Stücke. „Asatiden", „Vintergatan," „Sehlstedt" und so weiter. Die Deklamationen wie die Quartettgesänge waren ein Ausfluß von all dem Enthusiasmus, der der hoffnungsvollen Freude nach dem Umschwung von 1865 folgte. Da der Schwede weder ein geborener, noch ein erzogener Redner ist, so wurde er Sänger und Deklamator, vielleicht auch darum, weil sein Mangel an Originalität ihn zu sehr nach vollendeten Ausdrücken suchen ließ. Er wurde ausführender, aber nicht komponierender Künstler. Derselbe Mangel an

Originalität zeigte sich auch im Junggesellenleben, wo die Anekdotenerzähler eine Rolle spielten. Dieser gewöhnliche und langweilige Zeitvertreib wurde beiseite gelegt, seitdem die neuerweckten Tagesfragen soviele Gesprächsstoffe und Diskussionen lieferten.

Eines Tages kam Johann zu seinem Freunde, dem jungen Elementarlehrer, den er mit einem Kollegen zusammen antraf. Als das Gespräch zu stocken anfing, nahm der Freund einen Band von Schiller, der damals in einer wohlfeilen Ausgabe erschienen war und meist dieses billigen Preises wegen gekauft wurde. Er schlug „die Räuber" auf, und sie lasen. Johann las die Rolle von Karl Moor." Die erste Szene des ersten Aktes spielte zwischen dem alten Moor und Franz. Dann kam die zweite Scene. Johann las: „Mir ekelt vor diesem tintenklekſenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen. (Spiegelberg: Den Josephus mußt du lesen). Der lohe Lichtfunke Prometheus' ist ausgebrannt. Dafür nimmt man jetzt die Flammen von Bärlappmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Tabak anzündet. Da krappeln sie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules. Ein französischer Abbé doziert, Alexander sei ein Hasenfuß gewesen; ein schwindsüchtiger Professor hält sich bei jedem Wort ein Fläschchen Salmiak vor die Nase und liest ein Kollegium über die Kraft. Kerls, die in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals — feuchtohrige Buben fischen Phrasen aus der Schlacht bei Cannä und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponieren müssen."

Johann kannte „die Räuber" nicht und hatte niemals Räuberbanden gesehen. Zuerst las er zerstreut, aber während des Lesens wurde er nach und nach lebhafter. Das war eine neue Tonat. Seine dunklen Träume wurden in Worte umgesetzt; seine revoltierende Kritik in Druckerschwärze. da war also ein anderer und auch ein großer, berühmter Schriftsteller gefunden, der denselben Ekel vor der ganzen Schul- und Universitätsbildung empfand, der lieber ein Robinson oder Straßenräuber sein als sich in diese Armee einschreiben lassen wollte, die Gesellschaft genannt wird. Er las weiter; die Stimme bebte, die Wangen wurden heiß, und die Brust arbeitete stark.

„Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen, belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln dem armen Schelm, den sie nicht fürchten. Vergöttern sich um ein Mittagessen und möchten sich vergiften um ein Unterbett, daß ihnen beim Aufstreich überboten wird. Verdammen den Sadducäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Kniee, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Aug von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perrücke frisiert ist?"

Hier stand alles zu lesen, alles!

„Und das ist Schiller?" brach er aus. „Derselbe Schiller, der die elende Geschichte des dreißigjährigen Krieges schrieb und das zahme Theaterstück „Wallenstein", das man in der Schule liest!" — Ja, das war derselbe Mann.

Hier wurde Aufruhr gepredigt, Aufruhr gegen Gesetz; Gesellschaft, Sitte und Religion. Das war die Revolution von 1781. Das war das Anarchistenprogramm hundert Jahre vor seiner Zeit, und Karl Moor war Nihilist. Das Drama kam mit einer Legion von Titeln heraus und mit dem Motto: „In Tyrannos!“ Der Verfasser, damals (1781) zweiundzwanzigjährig, mußte fliehen. Die Ideen in dem Stücke stammten also aus der Wirklichkeit. Es fand sich auch ein anderes Motto, aus dem Hippokrates, das die Absicht gleich deutlich aussprach: Was nicht mit Arzeneien geheilt werden kann, wird mit Eisen geheilt, was nicht mit Eisen geheilt werden kann, wird mit Feuer geheilt.

Ist das deutlich genug? Aber in einer Vorrede bittet der Verfasser um Entschuldigung und widerruft. Er läugnet alle Anteilnahme an Franzens Sophismen, und er verantwortet sich damit, daß er das Laster in Karl strafen wolle. Und über die Religion spricht er hier so: „Auch ist es jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen (so Voltaire und Friedrich der Große), daß man beinahe für kein Genie mehr passiert, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt . . . Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese mutwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.“

War nun Schiller wahr, als er das Drama verfaßte, oder falsch, als er das Vorwort schrieb? Gleich wahr in

beiden Fällen, denn der Mensch ist ein Doppelgänger und tritt bald als Naturmensch, bald als Gesellschaftsmensch auf. Am Schreibtisch, in der Einsamkeit, wenn die toten Buchstaben auf das Papier niedergeschrieben wurden, erscheint Schiller ein Anderer gewesen zu sein — besonders als junger Schriftsteller — unter dem Einfluß des blinden Spiels der Naturtriebe gearbeitet zu haben, ohne Hinblick auf das Menschentum, ohne an das Gemeinwesen gedacht zu haben, noch an das Gesetz und die Verfassung. Die Decke wurde einen Augenblick aufgehoben, und die Betrügerei der Gesellschaft ward in ihrer ganzen Ausdehnung durchschaut; die Stille der Nacht, da die Arbeit — besonders bei der Jugend — betrieben wird, erinnert nicht an das lärmende, kunstvoll zusammengesetzte Leben da draußen, die Dunkelheit verhüllt den Steinhaufen, in den unvorsichtige Tiere hinabstürzen.

Dann kommt der Morgen, das Tageslicht, der Straßenlärm, die Menschen, die Freunde, die Polizisten, und der Seher zittert für seine Gedanken. Die öffentliche Meinung erhebt ihr Geschrei, die Zeitungen schlagen Lärm, die Freunde marschieren ab, es wird einsam um ihn herum, und ein unüberwindlicher Schauder erfaßt ihn gegen die Gesellschaft. „Bist Du nicht für uns," sagt die Gesellschaft, „so geh hinaus, hinaus in den Wald. Bist Du ein schlecht gewöhntes Tier oder ein Wilder, so entsenden wir Dich in eine so niedrig stehende Gesellschaft, wie sie für Dich paßt." — Und von ihrem Standpunkt aus hat die Gesellschaft Recht und wird auch immer Recht behalten. Aber die künftige Gesellschaft feiert die Aufrührer, Individuen, die in der Bewegung eine Verbesserung der Gesell-

schaft sehen, und die Aufrührer erhalten lange nach ihrem Tode Recht.

In dem Leben eines jeden denkenden Jünglings tritt ein Moment ein, gerade beim Übergang von der Familie zur Gesellschaft, wo das ganze künstliche Naturleben ihn anekelt und er sich davon losreißt. Bleibt er in der Gesellschaft sitzen, so ist er bald unterdrückt von all den Gefühlen und Nahrungssorgen, er wird getreten, geblendet, marschiert ab und geht zu anderen Jünglingen über, um dasselbe Spiel fortzusetzen. Dieser klare Blick, dieser Ausbruch einer gesunden Natur, der durchaus eintreten mußte bei dem unverdorbenen jungen Manne, der seitdem mißmutig und zurückhaltend gegen die Gesellschaft wurde, ist mit einer Bezeichnung belegt worden, die den Wert der guten Absicht des Jünglings verringern soll. Man nennt es „Frühlingsflut" und will damit sagen, daß es nichts als eine Kinderkrankheit war, die vorübergehen würde, eine Zunahme der Säfte, welche Blutstockung und Schwindel hervorrief. Wer weiß, ob nicht der Junge grade sah, als die Gesellschaft ihm die Augen ausstach? Und warum verhöhnen sie nachher den Geblendeten?

Schiller mußte in den Staatsdienst treten und ein Amt annehmen, um leben zu können, ja sogar des Herzogs Gnadenbrod essen. Darum waren seine Schriften in stetem Niedergange begriffen, nicht aus ästhetischen Gründen oder eines untergeordneten Standpunktes wegen. Aber sein Tyrannenhaß blickt doch überall durch. Der wirft sich nun auf Philipp II. von Spanien, auf den Doria von Genua, auf Geßler von Österreich, aber dafür hört die Art auf zu wirken. Schillers Opposition, die sich zu Anfang der ganzen Gesellschaft

gegenübergestellt, richtet sich später gegen die Monarchen allein. Und er beschließt seine Bahn mit einem Rat an einen Weltverbesserer (als ob er die Reaktion sähe, die der großen Revolution folgen mußte):

„Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
„Laß Du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern so heut.“

Der Himmel, der unglückselige, alte Himmel sollte dafür sorgen, ebenso „rechtschaffen“ wie früher!

Da der altersschwache Voltaire Gott wieder auf den Thron setzte, warum entschuldigt man sich da nicht mit dem Schwindel? Und warum mißt man seinem Wort, das aus einer lebenskräftigen Periode stammt, nicht mehr Bedeutung bei?

Grade wie man seiner Dienstpflicht nur einmal, und zwar mit 21 Jahren, genügt, so leistete Schiller die seinige ab. Wie viele haben nicht die Schule geschwänzt?

Johann nahm es nicht so genau mit der Vorrede und dem Angeführten, oder er sah es nicht; denn er nahm Karl Moor aufs Wort, und er kleidete sich wie Karl Moor, denn der paßte ihm. Er ahmte ihm nicht nach, denn er war ihm so ähnlich, daß er nicht nötig hatte, ihn nachzuäffen. Ebenso widerspenstig, ebenso wankelmütig, ebenso unfertig und allzeit bereit, sich an Unruhen zu beteiligen, lieferte er sich selbst der Gerechtigkeit in die Hände.

Der Ekel vor allem insgesamt nahm so zu, daß er sich vornahm, der geordneten Gesellschaft ganz zu entfliehen. Einmal hatte er sich ausgedacht, nach Algier zu gehen und sich in die Fremdenlegion einschreiben zu lassen. Das

wäre schön, meinte er, in den Wüsten leben zu dürfen, in Zelten, auf die halbwilden Volksstämme zu schießen und vielleicht selbst erschossen zu werden. Diese Unruhe und dieser Widerwille rührten nicht von dem unterdrückten Geschlechtsleben her, denn nun verweigerte er seinen Trieben nichts. Das war schon die Frühlingsflut, die kam und alle Dämme und Pfahlwerke, die Schule und Haus aufgerichtet hatten, niederriß.

Aber es traten Umstände ein, die ihn wieder für einige Zeit mit den Verhältnissen aussöhnten. Ihm wurde durch die Empfehlung eines Freundes die Hauslehrerstelle bei zwei kleinen Mädchen in einem reichen und vornehmen Hause angeboten. Die Kinder sollten nach der neuen, freisinnigen Methode erzogen werden und sollten darum weder in eine Mädchenpension gehen, noch eine Gouvernante haben. Das war ein wichtiger Ruf, und Johann fühlte sich dem nicht gewachsen, außerdem, wandte er ein, ein Volksschullehrer? Weiß man, daß ich es bin? Ja, gewiß. Und dann? Sie sind freisinnig in dem Hause! Wie freisinnig man zu jener Zeit war!

Nun folgte ein neues Doppelleben. Aus der Strafanstalt der Volksschule mit Zwangskatechismus und Bibel, mit Armut, Elend und Grausamkeit ging er zu Tisch, verschlang das Essen in einer Viertelstunde und war um 2 Uhr auf seiner Stelle. Es war zu jener Zeit das feinste Haus in Stockholm, mit einem Portier, pompejanischen Aufgängen und gemalten Flurfenstern. In einem schönen, großen, hellen Eckzimmer mit Blumen, Vogelbauern und Aquarium sollte er nun zwei gutgekleidete, gewaschene und gekämmte kleine Mädchen unterrichten, die froh und gesättigt

in die Stunde kamen. Und hier sollte er nun seine eigenen Gedanken von sich geben. Der Katechismus war verbannt, und es sollten nur ausgewählte biblische Geschichten gelesen werden mit aufgeklärten Erläuterungen über den Ideal-Menschen und Lehrer, denn die Kinder sollten nicht konfirmiert werden, ohne zu neuen Menschen erzogen worden zu sein. Und nun ward Schiller gelesen und für Wilhelm Tell geschwärmt und das glückliche Ländchen, „der Freiheit Land"; es ward Kraft geschöpft aus Shakespeares Rohheiten, die noch nicht für unsittlich galten. Sein gesundes Geschlechtsleben bewirkte, daß er offen und frei über die heiklen Stellen in Shakespeares „Julius Caesar" sprechen und die wißbegierigen Fragen der frischen Kinder nach den Geheimnissen des Geschlechtlebens bei Tieren und Gewächsen beantworten konnte, wenn sie in der Naturgeschichte lasen. Er lehrte alles, was er wußte, erzählte mehr, als er überhörte, und hoffte auf eine bessre Zukunft, was er auch wohl durfte.

Hier that er einen Blick in eine Gesellschaftsklasse, die er kannte: die Gebildeten und Reichen. Er fand Freisinnigkeit und Mut und das Verlangen gesund zu sein. Dagegen waren sie in der Volksschule feig, konservativ und ungesund. Würden die Eltern vieler Kinder, selbst auf Anraten des Schulrates, die Religion aus der Schule entfernt haben wollen? Wahrscheinlich nicht. Sollte also die Aufklärung von oben herabkommen? Sicherlich; nicht von ganz oben herab, sondern aus der Republik der gesundheitsuchenden Gelehrten. Er wußte auch, daß man da oben sitzen bleiben müßte, um gehört zu werden. Also: da hinauf streben, oder die Bildung herabreißen und die

Funken unter alle werfen! Es wurde verlangt, daß man ökonomisch unabhängig wäre, um freisinnig zu sein, mit einem Wort: eine Stellung sollte etwas gelten; also auch da Aristokraten.

Es bestand in jener Zeit eine Gruppe von jungen Ärzten, Gelehrten, Litteraten und Reichstagsabgeordneten, die eine liberale Liga bildeten, ohne sich als Gesellschaft zu konstituieren. Sie hielten populäre Vorlesungen, gelobten keine Orden anzunehmen, hegten freimütige Ansichten über die Staatskirche und schrieben in den Zeitungen. Zu ihnen gehörte: Axel Key, Nordenskiöld, Christian Lovén, Harald Wieselgren, Hedlund, Viktor Rydberg, Meijerberg, Jolin und mehrere Ungenannte, die für sich im Stillen arbeiteten, ohne großen Lärm, mit einigen Ausnahmen jedoch. Nach der Reaktion von 1872 blaßten sie ab, ermüdeten und konnten in keine Partei eintreten, was noch weniger gut war, da die Partei der Landleute bereits anfing, durch den jährlichen Aufenthalt in Stockholm und durch den Hofbesuch korrumpiert zu werden. Sie gehören nun alle der moderierten oder vornehm liberalen Partei an, zu der sie nicht übergingen, bevor sie gleichgiltig und müde waren, was vielleicht natürlich sein konnte nach dem jahrelangen nutzlosen Streit um nichts.

Durch die Familie seiner Schülerinnen kam Johann in nähere Berührung mit dieser Gruppe sah sie in nächster Nähe und hörte sie beim Mittag- und Abendessen erzählen. Bisweilen dachte er, dies wären Männer, die es könnten durch „Aufklärung erst und Reform

dann.“ Hier sah er auch die Inspektoren der Volksschulen und wunderte sich, sie unter den Liberalen zu finden. Aber sie hatten ja den Schulrat über sich und waren so gut wie machtlos. Bei einem vergnügten Mittagessen, als Johann dreister wurde, faßte er Mut und wollte verständig mit den Inspektoren sprechen. Hier, dachte er, können wir wohl Auguren sein und lachen alle mit einander ein gutes Champagnerlachen. Aber der Vorgesetzte wollte nicht lachen und bat ihn das Gespräch aufzuschieben, bis sie sich in der Schule treffen würden. Nein, das wollte Johann nicht, denn in der Schule waren beide anderer Ansicht, und darum wurde von etwas Anderem gesprochen.

Beide, Johann sowohl wie der Inspektor hatten sich selbst reformiert, aber nicht, um andere zu reformieren.

Die Schulden wuchsen, und die Arbeit nahm zu. Von acht bis ein Uhr in der Volksschule; Mittag essen und eine halbe Stunde unterrichten; außer Atem und mit dem Speisefieber, das in Schlaf überzugehen droht, ankommen; bis um vier Uhr lesen; dann nach Norrtullsgata gehen und Stunden geben; am Abend zu den kleinen Mädchen zurückkehren, und dann bis in die Nacht zum Examen studieren, nach zehn Stunden Unterricht. Das war Überanstrengung. Der Lehrjunge meint, seine Arbeit sei schwer, aber das heißt der Wagen sein, während der Lehrer das Pferd ist. Es ist entschieden schwerer, als bei einer Schraube oder bei einem Krahn auf einer Maschine zu stehn, und doch gleich einförmig. Das durch Arbeit und Mangel an der gehörigen Ruhe beim Essen betäubte

Gehirn mußte angeregt, die Kräfte ersetzt werden, und Johann wählte das nächste und beste, ging in ein Kaffehaus, trank ein Glas und blieb eine Stunde sitzen. Und es war gut, daß es solche Erholungsplätze gab, wo die jungen Leute sich treffen und die Familienväter eine Stunde bei einer Zeitung verweilen konnten, und wo sie bei einer guten Unterhaltung über etwas „Anderes“ sprechen konnten.

Im folgenden Sommer zog er hinaus nach der Sommerkolonie Djurgården. Dort las ein ein paar Stunden mit den kleinen Mädchen, und einige Zeit auch mit einer ganzen Schar junger Leute. Das war ein reichhaltiger und wechselvoller Umgang. Die Kolonie war in drei Lager geteilt: das gelehrte, das ästhetische und das bürgerliche. Johann gehörte zu allen dreien. Man hat gesagt, daß die Einsamkeit für die Entwickelung des Charakters (bis zum Automaten) schädlich sei, und ebenso hat man gesagt, daß viel Umgang schädlich sei für die Entwickelung des Charakters. Alles kann gesagt werden und wahr sein; es beruht auf Ansichten. Aber für die Entwicklung einer Seele zu einem reichen, freien Leben ist viel Umgang nötig. Ja, man sieht und spricht mit verschiedenen Menschen und gewinnt die verschiedenen Gesichtspunkte und Erfahrungen. Jeder Mensch birgt ein Körnchen Originalität in sich, jedes Individuum hat seine Geschichte. Johann gedieh gleich gut mit allen. Er sprach über gelehrte Dinge mit den Gelehrten, über Kunst und Litteratur mit den Ästhetikern, sang Quartette und tanzte mit der Jugend, las Aufgaben

mit den Kindern und botanisierte, segelte, ritt und schwamm mit ihnen. Aber wenn er einige Zeit in dem Getümmel war, zog er sich auf einen oder auf mehrere Tage in die Einsamkeit zurück und verdaute seine Eindrücke.

Die Bürger waren es, die eine herzliche, ruhige Richtung hatten. Sie kamen aus der Stadt von ihrer Arbeit, schüttelten alle Müdigkeit von sich und spielten am Abend. Der alte Großhändler spielte Reifen, tanzte, spielte und sang mit den Kindern. Die Gelehrten und Ästhetischen saßen auf einem Stuhl, sprachen von ihrer Arbeit, wurden von ihren Gedanken wie vom Alpdrücken geplagt und machten niemals einen recht glücklichen Eindruck. Sie konnten sich nicht von der Freiheit des Gedankens befreien. Der Bürger hatte auch in seinem Innern ein kleines grünes Fleckchen beibehalten, das weder Gewinnlisten, noch Spekulationen oder Konkurrenzen verwüsten konnten. Bei ihnen verbrachte man gemütliche und herzliche Augenblicke, die Johann hätte Natur nennen mögen. Sie konnten närrisch lachen, wie wild schreien und bei Gelegenheit sich ganz der Rührung hingeben. Sie weinten über das Unglück oder den Tod eines Freundes, umarmten sich in den Stunden des Entzückens und reichten sich die Hände bei einem schönen Sonnenuntergange. Die Professoren saßen auf dem Stuhl und sahen die Landschaft nicht in Folge ihrer Brille; ihre Blicke waren nach innen gerichtet, und ihre Empfindungen traten niemals hervor. Ihr Gespräch drehte sich um Syllogismen, suchte nach Formen, ihr Lachen klang bitter, und mit all ihrer Gelehrsamkeit machten sie den Eindruck von Marionetten. Ist das nun der höchste Standpunkt?

Ist es nicht ein Mangel, ein ganzes Gebiet des Seelenlebens unbebaut gelassen zu haben?

Am meisten befreundet war Johann jedoch mit dem dritten Lager. Das war ein kleiner Kreis, bestehend aus einer Lehrerfamilie und deren Umgang. Da sang der berühmte Tenor W. in Begleitung des Professors M.; da spielte und sang der Komponist J., da erzählte der alte Professor B. von seinen Romfahrten mit den Malern alten Schlages. Hier herrschte das Gefühlsleben in reichem Maße, aber ästhetisch. Sie genossen den Sonnenuntergang, analysierten aber gleichzeitig die Lichtwirkung und den Schlagschatten, sprachen von den Linien und ihrem Wert. Die mehr geräuschvollen Vergnügungen des Großhändlers wurden als störend, als unästhetisches Spiel betrachtet. Für die Kunst, für das schöne Spiel wurde hier geschwärmt. Johann hielt es bei diesen liebenswürdigen Menschen wohl eine Zeit lang aus, aber wenn er in dem Trubel nebenan Quartettgesang und Tanzmusik hörte, dann sehnte er sich dahin. Das war gewiß sonderbar.

In den einsamen Stunden las er Byron, den er jetzt erst richtig kennen lernte. „Don Juan", den er schon früher kannte, hatte er nur leichtsinnig gefunden. Er hatte gar keinen Inhalt, und die Naturbeschreibungen waren unerträglich langweilig. Er fand, daß es nur Abenteuer und Anekdoten wären. In „Manfred" erneuerte er seine Bekanntschaft mit Karl Moor in anderer Tracht. Manfred war kein Menschenhasser; er haßte mehr sein Ich und ging in die Alpen, um sich selbst zu entfliehen, fand sich aber immer wieder mit seinem Verbrechen zur Seite, denn

Johann erfaßte gleich den Gedanken, daß Manfred zu seiner Schwester in einem verbrecherischen Verhältnis stand.

Nun wird geglaubt, Byron habe angedeutet, daß Manfred gar nicht gelebt hätte. Byron habe den Roman nur geschrieben, um als Romanschreiber interessant zu sein — um jeden Preis — um über die Anderen hinaus zu gehen. Nun wurde das Verbrechen als ein Zeichen der Kraft angesehen, und darum mußte es ein Verbrechen sein, um damit zu prahlen, aber ein unbestraftes Verbrechen; nichts von Polizei und Strafarbeit. Hierin lag auch wohl etwas Opposition gegen das Gesetz und die Moral, um sich der Übertretung des Gesetzes rühmen zu können.

Manfred sprach Johann an mit seiner Unzufriedenheit mit dem Himmel und dem Himmelsregiment. Wenn Manfred ein Pfui über die Menschen rief, so galt das wohl der Gesellschaft, aber die Gesellschaft war damals noch nicht aufgedeckt. Nicht diese, nicht Rousseau und Byron und nicht die anderen unzufriedenen Menschenhasser waren es, sondern das alte Christentum ist es, das da fordert, daß man die Menschen lieben soll. Wenn man sagte, daß man sich für sie interessierte, so wäre das ebenso schamhaft als wahr. Fürchten kann wohl der die Menschen, der im Streit überlistet oder abgethan wird, aber hassen kann sie wohl niemand, denn ein jeder fühlt sich der Menschheit gegenüber gesichert und weiß, daß menschlicher Verkehr des Lebens größter Genuß ist. Byron war ein Geist, der früher als die andern erweckt wurde, und der theoretisch die Volksmenge seiner Zeit hassen mußte, der aber dessen ungeachtet für Aller Wohl litt und stritt.

Als Johann sah, daß das Gedicht in reimlosen

Versen geschrieben war, fing er an es zu übersetzen, kam aber nicht weit, denn er entdeckte aufs neue, daß er keine Verse schreiben konnte. Er war nicht berufen.

Schwermütig bisweilen, mutwillig dann und wann, empfand er manchmal das unwiderstehliche Verlangen, das brennende Feuer der Gedanken im Rausch zu löschen und das Gehirn in seinem Lauf zum Stehen zu bringen. Schüchtern für gewöhnlich, konnte er sich zuweilen bezwingen, aus sich heraus zu gehen, sich ein gewisses Ansehen zu geben, Zuhörer um sich zu sammeln und aufzutreten. Wenn er viel getrunken hatte, wollte er deklamieren, große, feierliche Sachen. Aber mitten im Stück, wenn die Extase am höchsten war, hörte er seine eigene Stimme, wurde befangen, rot, fand sich lächerlich und brach plötzlich ab, stimmte den Ton herab und verfiel ins Lächerliche, indem er mit einer Grimasse schloß. Er hatte Pathos, aber nur für eine Stunde; dann kam die Selbstkritik, und er lachte über seine übertriebenen Gefühle. Die Romantik lag im Blut, aber der Sinn für die nackte Wirklichkeit war auf dem Wege zu erwachen.

Auch Anfälle von Laune und Selbstplage verfolgten ihn. So schlug er die Einladung zu einem Mittagessen aus und blieb bis zum Abend in seinem Zimmer. Er entschuldigte sich damit, daß er sich betränke.

Der Sommer nahte sich seinem Ende, und er sah dem Anfang des Herbstes in der Volksschule mit Furcht und Schrecken entgegen. Nun war er in dem Kreise gewesen, in den die Armut nie ihr abgehärmtes Antlitz hineinsteckt, nun hatte er den verführerischen Wein der Bildung gekostet und hatte die Lust verloren, nüchtern zu bleiben.

Seine Schwermut nahm zu, er blieb für sich allein und mied allen Umgang. Aber eines Abends klopfte es an seiner Thür, und der alte Arzt, der sein intimster Freund war, kam herein.

„Wie geht's mit dem Humor?" fragte er und ließ sich nieder wie ein alter, väterlicher Freund.

Johann wollte nicht beichten. Wie sollte er sagen, daß er mit seiner Stellung unzufrieden wäre, bekennen, daß er ehrgeizig wäre, und daß er vorwärts kommen wollte im Leben.

Aber der Doktor hatte gesehen und verstand alles.

„Sie müssen Arzt werden," sagte er. — „Das ist eine Wirksamkeit, die Ihnen ansteht, und die Sie in Berührung mit dem Leben bringt. Sie haben eine lebhafte Phantasie, die Sie in Ordnung halten müssen, sonst geht es schlecht. Haben Sie Lust zu dem Fach? Nicht wahr? Habe ich recht geraten?"

Es war recht geraten. Durch den Umgang aus der Ferne mit diesem neuen Propheten, der auf den Priesterstand und die Beichtväter folgte, hatte Johann sich gewöhnt, in dessen praktischer Einsicht vom menschlichen Leben den höchsten Grad menschlicher Weisheit zu erkennen. Ein Weiser zu werden, der die Rätsel des Lebens entziffern könnte. das war nun für eine Weile sein Traum. Für eine Weile, denn er wollte eigentlich gar keine bestimmte Bahn betreten, auf der er der Gesellschaft eingereiht werden müßte, — nicht aus Furcht vor Arbeit, denn er arbeitete mit Wut aus Abscheu vor Müßiggang, — aber aus Widerwillen, eingeschrieben zu werden. Er wollte dem Gesellschaftscorps nicht einverleibt werden. Er konnte keine

Herrschaft über sich dulden. Er wollte draußen stehen, lernen und berichten. Der Weg des Arztes war in gewissem Sinne ein freier. Er war kein Beamter, hatte keine Vorgesetzten, kein Dienstzimmer, brauchte sich nicht nach dem Glockenschlag richten. Das war ja ziemlich verlockend, und Johann ward verlockt. Aber wie sollte es gehn? Acht Jahre Studium! Auch das hatte der freundliche Mann bedacht.

„Wohnen Sie bei uns und unterrichten Sie meine Buben."

Nun, das war ja ein reines Geschäft, eine Stellung und keine demütigende Wohlthat. Aber die Schule? Seine Stelle aufgeben!

„Das ist nicht Ihr Platz," schnitt der Doktor ab. „Ein jeder soll mit seinen Gaben arbeiten, und mit Ihren Gaben können Sie nicht in der Volksschule arbeiten, wo Sie die Aufgaben des Schulrats überhören müssen."

Das schien Johann wohl vernünftig, aber die Mönchslehre hatte so tiefe Wurzeln in ihm geschlagen, daß er einen Stich im Herzen empfand. Er wollte so gern fort, aber eine Art Pflicht, ein wunderliches Schuldigkeitsgefühl hielt ihn zurück. Er ward ganz rot bei dem Gedanken, er könnte des Ehrgeizes — eines so menschlichen Zuges — beschuldigt werden. Und sein — der Magd Sohn — Platz war ihm da ja angewiesen. Aber sein Vater hatte ihn ja hinaufgezogen, buchstäblich da hinaufgezogen, warum sollte er nun nach unten und da wühlen?

Er kämpfte einen kurzen, blutigen Kampf, nahm das Anerbieten mit Dank an und nahm Abschied von der Schule.

III.

Der Arzt.

(1868.)

Bei den Heimatlosen, bei den Israeliten, fand Johann nun sein neues Heim. Hier umwehte ihn eine neue Luft. Keine Erinnerung an das Christentum, noch sonstige Plackereien, weder gegen ihn noch, gegen andere. Keine Tischgebete, kein Kirchgang, kein Katechismus. Was wollen die, die an die Bedeutung in der Entwickelung des Christentums glauben, von einem Volke sagen, das seit 2000 Jahren der Weltgeschichte ohne Christentum lebte und sich desselben Kulturgrades wie die andern erfreute, so daß es nächstens vollständig in die christliche Gesellschaft übergehen wird? Sollte es möglich sein, daß die europäische „Weltgeschichte" das Christentum, die Kirchenversammlungen, den Papst, die Inquisition, den dreißigjährigen Krieg und Luther hätte entbehren können? Hätte das Christentum nicht möglicherweise ganz einfach eine Humanisierungsperiode sein können, welche notwendig eintreffen mußte, und wenn nur mit dem Aufkommen der Kirche zusammen, unabhängig von derselben? Und konnte nicht die Kirche manche Misbildungen in Weltgeschichte und Entwicklung hervorgerufen haben? Die Muhamedaner und Buddhisten können

ja eben so human sein wie die Christen, obwohl die ersteren mit den Christen nur bei solchen Gelegenheiten zusammentreffen, wo die Humanität nicht mitsprechen darf: nämlich in Kriegszeiten.

Hier wäre gut sein, meinte Johann, das waren freigelassene Menschen, welche aus der Kultur aller Länder das Beste mitbrachten, ohne gezwungen zu sein, das Schlechte mitzunehmen. Hier begegnete er zum ersten Mal dem Hauch von außen. Die Familie war viel gereist, hatte Verwandte im Auslande, sprach alle Sprachen und zog Ausländer ins Haus. Alle großen und kleinen Angelegenheiten des Landes wurden den Originalen im Auslande gegenüber beurteilt und beleuchtet, wodurch man einen weiten Horizont und einen richtigen Wertmesser für das Ausland erlangte.

Das patriarchalische Regiment in der Familie hatte nicht die Form von Familientyrannei angenommen, im Gegenteil, die Kinder behandelten die Eltern mehr als ihresgleichen, und die Eltern nahmen an allem Teil, ohne kleinlich zu sein. In einem unfreundlichen Lande, von halben Feinden umgeben, suchten die Mitglieder Schutz bei einander und hielten zusammen. Die Trennung vom Vaterlande — nichts wird für so schwer gehalten, und doch führt sie den Vorteil mit sich, daß die Intelligenz immer kraftvoll aufrecht erhalten wird. Unaufhörliche Wachsamkeit, beständiges Beobachten, neue und reiche Erfahrungen werden den Wandernden dargeboten, während die Stillsitzenden träge werden und sich auf Andre verlassen.

Die Kinder Israels haben eine Ausnahmestellung in

socialer Hinsicht. Sie haben die Messiasidee vergessen und glauben nicht mehr daran. In den meisten Ländern Europas haben sie in der Mittelklasse stehen bleiben müssen. Die Unterklasse zu werden, war ihnen schon verweigert, wenn auch nicht in der Ausdehnung, wie man gewöhnlich glaubt; ebenso die obere Klasse. Darum konnten sie sich nie mit der unteren und ebenso wenig mit der oberen Klasse befreunden. Sie sind Aristokraten nach Gewohnheit und Neigung, aber sie haben dasselbe Interesse wie die untere Klasse: nämlich den Stein, der auf ihnen liegt und sie drückt, hinunter zu werfen. Aber sie fürchten den Proletarier, denn der ist fromm verdummt und liebt die Reichen nicht. Darum flohen die Kinder Abrahams lieber nach oben, als daß sie Sympathie nach unten suchten. In dieser Zeit (1868) fing man an, die Erweiterung der Rechte der Juden zu diskutieren, und alle Liberalen gaben ihre Stimme dafür ab. Das war eine Abdankungserklärung seitens des Christentums. Taufe, Trauung, Konfirmation, Kirche, alles wurde für unnötig erklärt, um Mitglied einer christlichen Gesellschaft zu sein. Es sind scheinbar so geringe Reformen, die im Staat arbeiten, sie sind wie der Tropfen, der auf den Stein fällt.

Es herrschte darum eine frohe Stimmung in der Familie, weil der Söhne Zukunft sich heller zu gestalten schien, als die des Vaters gewesen war, dessen akademische Laufbahn einmal durch Gesetzbestimmung unterbrochen worden war.

Es wurde ein freigiebiger Tisch im Hause geführt; alles war vom Besten und reichlich. Die Diener hielten Haus und hatten freie Hand in allem und wurden niemals

wie Knechte behandelt. Das Hausmädchen war Vorleserin, das heißt, sie war, soviel sie wollte. Sie war guter und humoristischer Laune und scherzte ziemlich unlogisch mit dem im Hause herrschenden Heidentum. Keiner scherzte jedoch mit ihrem Glauben. Johann selbst wurde als Vertrauter behandelt, abwechselnd als Freund und Kind, und er wohnte mit den Knaben zusammen. Seine Verpflichtungen waren leicht. Man erwartete mehr, daß er den Kindern Gesellschaft leistete, als daß er sie unterrichtete. Hier wurde er indessen nicht, was man mit dem gewöhnlichen Begriff verdorben nennt. Neunzehn Jahre alt wurde er wie ihresgleichen bei bekannten und bereits gereiften Künstlern, Ärzten, Litteraten und Beamten eingeführt.

Seine medizinische Laufbahn begann in dem chemischen Laboratorium des technologischen Instituts. Da sah er die Herrlichkeit seiner Kindheitsträume in der Nähe. Aber wie dürr und trocken waren doch die Wurzeln der Wissenschaft. Stehen und die Säuren über das Salz halten, um zu beobachten, wie die Lösung die Farbe veränderte, das war nicht unterhaltend, das Salz aus ein paar Lösungen zu bringen, nicht interessant. Weiterhin, wenn die Analyse kommt, dann fängt das Geheimnisvolle an. Wenn man einen Becher erhielt, so groß wie ein Punschglas, mit einer wasserklaren Flüssigkeit, in der man die zwanzig vielleicht darin enthaltenen Stoffe nachweisen mußte, so diente das doch nicht dazu, jemand in die Mysterien einzuführen. Wenn er allein im Laboratorium war, so nahm er kleine Experimente auf eigene Hand vor, und bald hatte er sich ein Fläschchen mit Blausäure verschafft, die er mit großer Gefahr hergestellt hatte. Es war

merkwürdig ergötzlich, das zu haben. Der Tod, eingeschlossen in ein paar Tropfen.

Er studierte gleichzeitig Zoologie, Anatomie, Botanik, Physik und Latein. Noch mehr Latein! Lesen, sich einen Gegenstand zu eigen machen, das ging an, aber auswendig lernen — das war ihm zuwider. Der Kopf war von so mancherlei Dingen erfüllt, daß nur noch mit Schwierigkeit etwas hineinging. Aber es mußte sein.

Schlimmer war es, daß nun so vieles andere anfing, mit dem Studium zu konkurrieren. Das Schauspielhaus lag nur einen Steinwurf vom Hause entfernt, und er ging dreimal in der Woche dorthin, auf den dritten Rang, Stehplatz. Von da aus sah er nun die elegante und heitere Welt in den französischen Lustspielen auf Brüsseler Teppichen. Dieser leichte, gallische Geist, den der schwerfällige Schwede bewundert, wie eine ihm fehlende Vollkommenheit, nahm ihn ganz für sich ein. Welch ein Gleichgewicht der Sinne, welche Widerstandskraft gegen die Rippenstöße des Lebens wohnte jener Nation inne, die in einem südlicheren Lande mit mehr Sonne wohnte! Und dennoch ward er immer schwermütiger, weil er fühlte, daß sein germanischer „Weltschmerz“ über alles einen Schleier warf, den eine hundertjährige französische Erziehung nicht wegzublasen vermochte. Aber er wußte nicht, daß das Pariser Leben auf dem Theater nicht dasselbe ist, und daß das Leben der betriebsamen und sparsamen Pariser sich hinter dem Pult oder dem Ladentisch abspielt. Das französische Lustspiel war für die reichen Emporkömmlinge des verflossenen Kaisertums geschrieben als die Censur der Politik und der Religion, aber nicht die der Moral

mächtig war. Es waren Aristokraten, die aber ihre Freisprechung erwirkten durch ihre Stellung im Leben, sei es nun als Marquis oder Kaufmann. Sie gewöhnten das Publikum daran, mit ihnen zu sympathisieren und sich in ihrer vornehmen Welt heimisch zu fühlen, und wenn man aus dem Theater ging, hatte man das Gefühl, als sei man bei seinem Freunde, dem Herzog, zum Abendessen gewesen.

Der Zufall wollte auch, daß die Frau des Arztes eine Bibliothek besaß, in der die schöne Litteratur der ganzen Welt vertreten war. Und der Doktor selbst hatte eine Gemäldesammlung schwedischer Meister und eine wertvolle Kupferstichsammlung. Die Ästhetik, die nun unaufhaltsam blühte, brach ins Leben herein — bis in die Schule — wo litterarische Vereine Vorträge hielten. In der Familie wurde bei Tisch meist nur von Theater, von Schauspielern, Büchern und Schriftstellern gesprochen, so daß der Doktor sich zuweilen veranlaßt fühlte, das Gespräch mit einer starken Dosis aus seiner Praxis zu würzen.

Ab und zu las Johann nun auch die Zeitung und das politische und sociale Leben offenbarte sich ihm mit seinen mannigfaltigen Fragen, aber zuerst stieß es ihn zurück, da er ein zu großer Familienegoist geblieben war. Die Politik berührte ihn nicht weiter. Das war eine Fachkenntnis, wie jede andere.

Seine Stunden bei den Mädchen setzte er fort, ebenso seinen Verkehr mit der Familie. Außer dem Hause verkehrte er mit erwachsenen Verwandten, die Kaufleute waren, und mit deren Verwandten. Sein Kreis wurde also er=

weitert, und seine Anschauungen blieben vor Einseitigkeit bewahrt. Aber diese unaufhörliche Beschäftigung mit Kindern hielt ihn gleichsam nach unten. Er hatte nicht das Gefühl älter zu werden, und er verstand es nicht die Jugend mit der gehörigen Überlegenheit zu behandeln. Er merkte nun bereits, daß die Jungen ihm voraus waren, daß sie mit neuen Gedanken geboren waren, daß sie da zu bauen anfingen, wo er aufhörte, und wenn er später im Leben erwachsenen Schülern begegnete, so sah er fast zu ihnen empor, als wenn sie älter wären.

Der Herbst 1868 begann. Die falsche Rechnung der neuen Staatsverfassung und ihre Folgen fing an sich durch Unzufriedenheit zu äußern. In der Gesellschaft war das Unterste zu oberst gekehrt. Die Bauern bedrohten Stadt und Kultur, und die Erbitterung war allgemein. Ist jetzt das letzte Wort von der Partei der Landleute gesprochen? Wahrscheinlich nicht! Sie fingen äußerst demokratisch-reformatorisch an, und der Angriff auf die Civilliste war der kühnste, den man sah. Sie wollten die Monarchie auf gesetzmäßigem Wege stürzen, den Antrag wenn möglich niederstimmen, und der König sollte dann gehen. Das war das einzige und das geistreichste.

In einer Zeit, die das Recht der Majorität verkündet, sollte man nicht auf den Widerstand gegen das Hervortreten des Bauernstandes warten. Schweden war ein Bauernreich, denn die Landbevölkerung betrug 4000000, was auf eine Volkszahl von 4½ Millionen wohl die Majorität ausmacht. Sollte nun die halbe Million die

vier regieren oder umgekehrt? Das letztere schien das billigere. Nun spricht natürlich der Stadtbewohner von dem Egoismus und der Prahlerei des Bauern; aber haben die Arbeiter einen einzigen Punkt aufs Programm gesetzt, der die verbesserte Stellung der Bauern, der Staatsmänner oder der Kossäthen beträfe? War nicht der Egoismus derer größer, die mit dem Schutzzoll die 14 % Brodpreis gegen die 86 % ganzer Nahrung und Lebensnotdurft schützen wollten? Es ist so dumm, von Egoismus zu sprechen, wenn ein jeder nunmehr einsieht, daß er dem ganzen am meisten nützt, wenn er sich selbst nützt!

Inzwischen hatten nun 1868 die Unzufriedenen *eine* Partei ausfindig gemacht, die gegen die gesetzliche und löbliche Majorität aufgestellt werden sollte, und die *alle* gründlichen Reformen auf ihr Programm schrieb. Dies war die neuliberale Partei, die meist aus Litteraten bestand, dann aus einigen Handwerkern, einem Professor u. s. w. Diese wieder regten die Industrie- oder Stadtarbeiter wie einen neu erweckten Stand an, und mit dieser handvoll Leuten — die ohne die wichtigeren und größeren Interessen, die das Land mit sich führt, ohne gemeinsame Festplätze waren, und die auch durch die Mißernte des Jahres in Proletarier verwandelt werden können — sollte nun die Gesellschaft umgebildet werden. Was wußte der Arbeiter von der Gesellschaft, und wie wollte er sie haben? Seinen Vorteil erlangen durch einen ruinierten Bauernstand. Aber das hieße, so zu sagen, sich die Beine absägen, denn Schweden ist kein exportierendes Land, und daher würden die vier Millionen Consumenten im Lande in derselben Stunde, da ihre Kaufkraft vermindert wird, unwillkürlich

die Industrie ruinieren und den Arbeiter aufs Trockene setzen. Daß die Arbeiter vorwärts wollten, war eine Notwendigkeit; aber daß man — wenn die Industrie-Socialisten dazu drängen — alle Menschen zu Arbeitern umstempeln wollte, war viel unsinniger, als alle zu Bauern zu machen, als ob die Agrar-Socialisten glauben, daß sie schief stehen. Das Kapital, welches der Arbeiter nun angreift, scheint die Grundlage der Industrie zu sein, und wenn man an dieser rührt, so stürzt die ganze Industrie zusammen und kommt dann mit den Arbeitern zurück.

Indessen war die Partei der Landleute noch nicht durch den Umgang mit feinen Herrn verdorben; sie war weder konservativ, noch berief sie sich auf einen Schiedsrichter. Es lag jedenfalls ein Gewitter in der Luft, und die geringste Veranlassung konnte einen Blitzstrahl veranlassen, wenn auch nur von Wurmmehl.

Die Hauptstadt mit ihren hohen Kulturinteressen wollte Karl XII. ein Denkmal errichten. Wozu? War dessen mittelalterliches Rittertum das Ideal jener Zeit? War Gustav IV., Adolfs und Karls XV. Abgott, ein Ausdruck geworden für die neuen unkriegerischen Zeiten, die nun hereinbrachen? Oder ging es einfach, wie es oft geschieht, aus dem Atelier des Bildhauers hervor. Wer weiß? Das Standbild war fertig und sollte enthüllt werden. Eine Schaubühne für die Zuschauer wurde errichtet, aber so ungeschickt, daß die Zeremonie von der Volksmasse nicht gesehen werden konnte, und zu dem Innern der Umzäunung fanden nur der Hof, die Eingeladenen, die Sänger und solche, die bezahlte Plätze hatten, Zutritt.

Es war eine Nationalsubscription, nnd alle hatten

das Recht zuzusehen. Der Anschlag war gehässig. Man verlangte das Niederreißen der Schaubühne, richtete aber nichts aus. Das Volk fing an sich zu rühren und wollte die Schaubühne einreißen, aber da kam das Militär an.

Beim Doktor fand ein Mittagessen für eine italienische Operngesellschaft statt. Der Nachtisch war grade beendet, als man Stimmen von der Straße hörte. Zuerst hörte es sich an wie Regen auf einem flachen Dache, dann vernahm man deutlich den Schrei der Menge. Johann gab acht. Es wurde nichts mehr gehört. Die Weingläser erklangen zwischen den italienischen und französischen Phrasen, die am Tische hinüber und herüber gewechselt wurden, Lachen ertönte und Witzworte hagelten nur so, man hörte kaum sein eigenes Wort. Aber nun erscholl ein Gebrüll von der Straße und gleich darauf Pferdegetrappel, Waffengeklirr und Sattelgeräusch. Im Augenblick war alles still, und Mancher erbleichte.

„Was ist das?“ fragte die Primadonna.

„Das ist der Pöbel, der brüllt,“ antwortete ein Professor.

Johann stand vom Tisch auf, ging in sein Zimmer, nahm Hut und Stock und eilte hinaus. Der Pöbel! tönte es ihm im Ohr, während er auf die Straße hinausging. Der Pöbel! Das waren die früheren Kameraden seiner Mutter, das waren seine Schulkameraden und dann seine Schüler; das war der düstere Hintergrund, von dem die hellerleuchtete Tafel da oben sich abhob. Er hatte wieder das Gefühl, als ob er desertierte und unrecht daran that sich hinaufzuarbeiten. Aber er mußte ja erst hinauf, um für die da unten etwas ausrichten zu können.

Ja, so hatte schon mancher gesagt, nur um hinauf zu kommen, und dann befand er sich dort so gut, daß er die da unten ganz vergaß. Die Schaubühne hob sich wie eine riesige Marktbude gegen den Novemberhimmel ab, und unten herum wogte die Menschenmenge. Vom Eingang der Arsenalsstraße her hörte man Pferdegetrampel, ein kurzer Schritt nur. Und da kamen sie nun heran die blauen Gardisten, die Stützen der Gesellschaft, auf der die da oben ausruhten. Johann wurde von einem unüberwindlichen Verlangen ergriffen, sich in diese Masse von Pferden, Menschen und Säbeln zu mischen, grade als ob er in ihr den ganzen Druck verkörpert sähe. Das war der Feind, nun wohl, er wollte ihm begegnen. Die Truppe rückt heran, und Johann stellt sich mitten auf die Straße.

Woher hatte er nur seinen Haß gegen diese Beschützer der Ordnung, die einmal ihn und sein Recht verteidigen sollten, nachdem er sich mühsam empor gearbeitet haben würde, wenn er dann über andre lachte und sie bedrückte? Wenn dieser Volkshaufe, mit dem er sich jetzt so eng verbunden fühlte, freie Hand gehabt hätte, so würde er vielleicht den ersten Stein nach dem Fenster geworfen haben, hinter welchem er noch so eben saß mit vier Weingläsern vor sich. Ja gewiß, aber das hinderte ihn doch nicht, daß er ihre Partei nahm, grade so wie man sehr oft sieht, daß die obere Klasse Partei nimmt gegen die Polizei — inkonsequent genug. Diese abstrakte Freiheitsmanie ist wohl ein ewiger kleiner Aufruhr des eigentlichen Naturmenschen gegen die Gesellschaft.

Er ging richtig auf die Kavallerie los in irgend einer dunklen Absicht, sie alle samt und sonders zu Boden zu

werfen; da nahm ihn glücklicherweise jemand — freundlich aber kräftig — beim Arm, und so wurde er wieder in des Doktors Haus zurückgeführt, der ausgeschickt hatte, ihn zu suchen. — Nachdem er sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er nicht mehr ausgehen würde, fiel er auf ein Sofa nieder und lag am Abend im Fieber.

An demselben Karlstage gehörte er zu den Studentensängern, also zu den Auserwählten, den „oberen Zehntausend", er hatte also alle Ursache, mit seinem Los zufrieden zu sein. Nachdem die Zeremonie beendet war, strömte das Volk heran. Die Polizei trieb es zurück. Aber da fing das Volk an, mit Steinen zu werfen. Die Konstabler zogen ihre Säbel, hieben ein, arretierten und mißhandelten. Johann kam aus der Jakobskirche auf den Markt, grade als ein Kommissär auf einen Mann einhieb, während es immerfort Steine regnete, die auf den Helm des Konstablers niederschlugen. Ohne zu zögern, sprang er auf den Kommissär los, nahm ihn beim Kragen, schüttelte ihn und schrie:

„Lassen Sie den Mann los!"

Der Kommissär sah den Angreifer bestürzt an.

„Wer sind Sie?" fragte er unentschlossen.

„Ich bin der Satan und werde Sie mitnehmen, wenn sie den Mann nicht loslassen."

Er ließ wirklich ab, aber nur, um Johann zu ergreifen. Im selben Augenblick traf ein Stein seinen Dreimaster. Johann riß sich los; die Volksmasse wurde nun mit den Bajonetten nach dem Gustav Adolfs-Markt auf die Wache getrieben. Es folgte eine Schar von Menschen, Herren der höheren Gesellschaftsklasse, die wild schrieen

und, wie es schien, fest entschlossen waren, die Gefangenen zu befreien. Johann rannte mit. Es war, als ob der Sturmwind sie davon trüge; Leute, welche keine Störenfriede waren, nicht aufhetzten, die in der Gesellschaft eine hohe Stellung einnahmen, rannten blind mit, Stellung, Familie, Brot und alles aufs Spiel setzend. Johann fühlte sich von einer Hand erfaßt. Er drückte sie wieder und sah neben sich einen ältlichen, fein gekleideten Herrn in dem tollen Zuge. Sie kannten einander nicht, sie sprachen nicht mit einander, aber sie sprangen Hand in Hand mit einander, wie zwei, die von demselben Geist ergriffen sind. So stießen sie auf einen dritten. Johann erkannte einen Schulkameraden wieder, den Sohn eines Departementschefs, der bereits Zivilbeamter war. Dieser junge Mann gehörte in der Schule niemals zur Opposition, wurde im Gegenteil als Reaktionär angesehn und hatte eine Zukunft vor sich. Er war nun weiß wie eine Leiche, die Wangen waren blutleer, er sah aus wie ein Totenkopf, in dem zwei Augen brannten. Sie konnten nicht sprechen, aber sie zogen einander hinab zur Wache, die gestürmt werden sollte. Die Wogen stiegen immer höher, bis sie sich — wie immer — an den Bajonetten brachen, und so löste sich das Ganze in Schaum auf.

Eine halbe Stunde später saß Johann mit einigen Studenten im Opernkeller vor einem Beefsteak. Er erzählte sein Abenteuer wie etwas, das fern von ihm und ohne seinen Willen geschehen war. Ja, er schämte sich darüber. Es konnte Feigheit vor der öffentlichen Meinung sein, aber vielleicht überlegte und beurteilte er nun seinen Ausbruch ganz objektiv, da er in Ruhe mit Leuten aus der

Gesellschaft beisammen saß. Der Laden war einen Augenblick geöffnet worden, die Gefangenen steckten den Kopf heraus, und dann schloß sich der Laden wieder. Es stellte sich später heraus, daß Johanns unbekannter Mitschuldiger ein sehr ausgeprägt konservativer Großhändler war, der immer vermied, Johanns Blicken zu begegnen, wenn sie sich zufällig trafen.

Eigentümlich war es, daß die ganze Unzufriedenheit gegen den Oberstatthalter und die Polizei ausbrach, nicht wie sonst, gegen den König. Karl XV. that stets, was er wollte, ohne dadurch unbeliebt zu werden. Er war weder herablassend, noch demokratisch, eher hochmütig, und die Geschichtsschreiber erzählen, wie manche Günstlinge wegen Mangels an Respekt in Ungnade fielen. Er konnte den Soldaten Tabak in den Mund stopfen, aber er schimpfte, wenn seiner Laune nicht gleich gewillfahrt wurde. Er teilte Ohrfeigen aus und lachte nicht, wenn er in „Söndagsnisse" abgezeichnet war, was man gern glaubte. Er war Herrscher und glaubte Krieger und Staatsmann zu sein. Er griff selbst in die Regierung ein und konnte einen Fachmann schnöde mit den Worten abfertigen: „Das verstehst Du nicht." — Aber er war populär und blieb es. Die Schweden, welche an Willensschwäche zu leiden schienen, bewunderten den Willen und beugten sich unter ihm. Und vielleicht verziehen sie ihm darum gerade sein unregelmäßiges Leben, weil er gar kein Geheimnis daraus machte. Er hatte seine eigene Moral und lebte darnach. Darum hatte er ein geschlossenes Wesen, und Geschlossenheit im Charakter wird immer gern gesehen.

Indessen konnte man Empörer aus Instinkt sein, aber

an die nötige Übergangsform zu einem besseren Zustand der Gesellschaft — die Republik — glaubte man nicht. Man hatte in Frankreich eine neue Monarchie nach zwei Republiken erstehen sehen. Man war heimlich Anarchist, aber nicht Republikaner, und wenn man sich auch hatte zur Monarchie bereden lassen, so war das doch kein Hindernis, sich zur Freiheit zu entwickeln. So bei den Jungen. Die Älteren sahen die einzige Rettung in der Monarchie, und darum erlebte man Frühlingstage, da die alte liberale Schule mit einem Schlage konservativ-republikanisch wurde.

Als der Doktor sah, daß die schöne Litteratur Johanns medizinische Studien zu sehr beeinträchtigte, beschloß er, ihn einen Blick in die Geheimnisse des Berufs gewinnen zu lassen und ihm einen Vorgeschmack zu geben, der ihn locken sollte, die langweiligen Vorstudien — die er für zu weitläufig ansah — zu überwinden. Johann wußte nun mehr Chemie und Physik als der Lehrer, und gestützt auf seine anatomischen Studien, durfte er nun mit in die Praxis gehen, als Assistent.

Das war ein neues, verändertes Leben voller Wirklichkeit. Sie fuhren in eine düstere Gasse und stiegen bei einer Pförtnerloge aus, wo ein Weib im Fieber lag, zwischen den armen Kindern, der Großmutter und anderen Verwandten, die auf den Zehen gingen und den Ausspruch des Arztes erwarteten. Ab und zu wurde die muffige, lumpige Decke gelüftet, und eine eingesunkene, heftig arbeitende Brust wurde sichtbar; die Pulsschläge wurden gezählt und dann Papier und Feder hervorgesucht. Auf der zurückgeschlagenen Seidendecke lag das Bein

eines in Spitzen gehüllten, engelschönen Kindes. Nach der ganzen Einrichtung und einer Kunstsammlung zu urteilen, waren sie bei einer Künstlerin. Das war neu und interessant, aber was für einen Zusammenhang hatte das mit Titus Livius und der Philosophie?

Aber dann kamen die chirurgischen Einzelheiten. Des Morgens um sieben Uhr wurde er geweckt, dann ging er in das dunkle Zimmer des Arztes, wo er beim Ausbrennen einer Wunde assistierte, die von einer Geschlechtskrankheit herrührte. Das Zimmer dunstete nach Menschenfleisch, was ekelhaft auf den nüchternen Magen wirkte. Oder er hielt den Kopf eines Patienten nach hinten über, während der Doktor mit einer Gabel die Drüsen aus dem Schlunde zog, und er fühlte, wie der Patient vor Schmerzen mit dem Kopfe zuckte. — „Daran gewöhnt man sich bald,“ — sagte der Doktor, und es war wahrscheinlich; aber Johanns Gedanken gingen nun mit Goethes Faust, Wielands leckeren Romanen, George Sands socialen Fragen, Chateaubriands Naturschwärmereien und Lessings Verstandstheorien. Die Phantasie war in Bewegung gesetzt, und das Gedächtnis wollte nicht mehr arbeiten; die Wirklichkeit mit diesen Brandwunden und dem geronnenen Blut war unschön; die Ästhetik hatte den Jüngling ergriffen, und das Leben erschien ihm nun langweilig und abstoßend.

Der Umgang mit Künstlern hatte sein Auge für eine neue Welt geöffnet, er fand eine freie Gesellschaft in der Gesellschaft. Sie kamen an den Tisch der Reichen und Gebildeten schlecht gekleidet mit schwarzen Nägeln und schmutziger Wäsche, sie suchten ihres Gleichen — worin? Sie liehen sich Geld, ohne es zurückzugeben, konnten kaum

ihren Namen schreiben und redeten eine rohe Sprache. Alles stand ihnen frei, was anderen nicht erlaubt war. Warum? Sie konnten malen. Sie studierten ja auf der Akademie, und die Akademie fragt nicht darnach, ob alle, die sich einschreiben lassen, Genies sind. Wie erfuhr man da, ob sie Genies wären? Waren sie da, mehr um zu malen oder zu wissen, bekannt oder gelehrt zu werden? Und diese hatten ein eigenes, anerkanntes Moralgesetz. Sie mieteten Ateliers und ließen sich Frauenzimmer holen, die sich nackt auszogen. Sie prahlten mit ihren Geliebten, wie andere sich darüber schämen und getadelt werden. Sie trieben ihren Spott mit allem Ernst, ja, es wurde allgemein angenommen, daß ein richtiger Künstler ein Schuft — wie es sonst heißt — sein müßte. Johann dünkte, es sei dies ein vergnügtes, freies Dasein, in dem er gedeihen würde, ohne alle konventionelle Gesellschaftsbande, ohne Pflichten gegen die Gesellschaft und vor allem ohne Berührung mit der langweiligen Wirklichkeit. Aber er war kein Genie, wie sollte er nun da hinein kommen? Sollte er malen lernen und dadurch den Freibrief erlangen? Nein! Das ging nicht, denn er hatte niemals ans Malen gedacht, und er meinte, es sei eine Vorladung erforderlich, um sich für die Prinzipien einzuschreiben, und außerdem würde die Malerei nie ganz das ausdrücken können, was er sagen wollte, wenn er einmal sprechen möchte. Würde es etwas geben, so wäre es das Theater. Die Schauspieler durften auftreten und alle Wahrheiten sagen, wie bitter sie auch sein mochten, und doch hatten sie nicht nötig, dafür Rede zu stehen. Das war sicherlich eine schöne Laufbahn.

IV.

Vor dem Vorhang.

(1869.)

Johanns kühner Schritt, von der Universität zu Stockholm abzugehen, sollte nicht ohne Folgen bleiben; die Kameraden hatten ihn gewarnt. Als er nun zur Frühlingszeit hinauffuhr, um seine lateinische Arbeit zu schreiben, hatte er dem Dozenten durch die Post die drei Probeschriften und die fünfzehn Kronen zugeschickt, und so konnte er seine Absicht unbehindert und unbemerkt ausführen, und er schrieb sich ein. Aber nun im Monat Mai sollte er hinauf und Chemie absolvieren. Um nun recht sicher zu gehen, bat er den Adjunkten am technologischen Institut, er möchte ihn vorbereiten. Er prüfte ihn auch und erklärte ihm, daß er mehr Kenntnisse besäße, als zum medizinisch-philosophischen Examen erforderlich wäre. So gerüstet, reiste er hinauf nach Upsala. Sein erster Besuch galt einem Kameraden, der bereits das Examen in Chemie bestanden hatte, und der die Geheimnisse kannte.

„Ich habe die Synthese gemacht und die Analysenprobe und beschäftigte mich mit der organischen Chemie," begann Johann.

„Das allein macht es nicht, Du hast nicht auf seinem Laboratorium gearbeitet!“

„Das ist wahr, aber die Methode des Instituts ist viel besser.“

„Es hilft nichts, denn es ist doch nicht seins.“

„Das wollen wir doch sehen,“ sagte Johann, „ob nicht Wissenschaft in jedem Falle nützlich ist.“

„Bist Du so sicher, so versuche es, aber befolge erst, was ich Dir jetzt sage. Zuerst mußt Du zum Dozenten gehn und bei ihm ein sogenanntes „Krisch-Skaf“ erlangen.“

„Was ist das?“

„Ja, für eine Krone richtet er während einer Stunde eine Menge Fragen an Dich, darunter auch alle die merkwürdigen, die der Professor im Laufe des letzten Jahres that. So stellt er manchmal Fragen nach Streichhölzern aus seinem Kadaver und nach Ammoniak aus Deinen alten Stiefeln. Aber das erfährst Du alles vom Dozenten. Ferner mußt Du Frack und weiße Halsbinde anlegen, zum mindesten mußt Du so fein wie jetzt gekleidet sein. Deshalb mußt Du meinen Reitrock borgen, der ist grün mit roten Näthen, und meine Schaftstiefel, denn er hält nichts von Stiefeletten.

Johann befolgte die Instruktion und ging zuerst zum Dozenten, welcher ihm die Fragen stellte, die zuletzt behandelt waren, und zur Belohnung erhielt Johann die Erlaubnis, unter allen Umständen wieder kommen zu dürfen und über die Fragen, die er erhalten und die den Katechismus erläutern sollten, zu sprechen.

Am nächsten Tag ging er zu dem Kameraden, wo er kostümiert wurde. Die Beinkleider wurden aufgekrämpt,

so daß die Stiefelschäfte zu sehen waren, und der weiche Kragen wurde auf der einen Seite nach innen gebogen, so daß die Haut zwischen dem Gurt und dem Kragen hervorschien. Und so ausgerüstet, ging er in sein erstes Examen.

Der Professor der Chemie war ein früherer Fortifikationsoffizier, der seiner Zeit nicht allzu freundlich von der gelehrten Zunft in Upsala aufgenommen worden war. Er war Soldat, nicht akademisch gebildet, und also eine Art „Spürhund". Das hatte ihn gereizt und leberkrank gemacht. Denn um seinen Laienstand äußerlich zu verwischen, affektierte er den Überstudierten und rechtschaffenen Gelehrten und kleidete sich schlecht. Er war Schüler von Berzelius gewesen und wohl hunderterlei anderes, und er erinnerte sich gern daran. Das war sein Trumpf. Berzelius ging unter anderm in zerlumpten Beinkleidern herum, darum war das „Loch im Ast" das Kennzeichen eines bedeutenden Chemikers, daher alle diese Sonderbarkeiten.

Johann stellte sich vor, wurde mißtrauisch betrachtet und gebeten, in einer Woche wieder zu kommen. Er erklärte, daß er von außerhalb wäre, und da er arm sei, könnte er sich nicht eine Woche in der Stadt aufhalten. Er wirkte die Erlaubnis aus, wiederkommen zu dürfen. Das würde bald gemacht sein, meinte der Alte. — Was?

Den Tag darauf saß er auf einem Stuhl bei dem Professor. Es war ein sonniger Nachmittag im Mai, und der alte Mann schien sein Mittagessen schlecht verdaut zu haben. Er sah finster aus, als er vom Schaukelstuhl her die erste Frage that. Die Antwort erfolgte sofort

und war richtig. Darauf schürzte der Fragende seine Schlinge.

„Wenn ich Land habe und Salpeter, wie muß ich es dann anfangen, um eine Salpeterfabrik anzulegen?"

Johann antwortete, indem er eine Salpeteranalyse vorschlug.

„Nein."

„Ja, dann weiß ich nichts anderes!"

Es blieb still, und die Fliegen surrten. Lange still, scheußlich still.

„Nun werden wohl bald die Stiefel kommen," dachte Johann, „oder die Zündhölzer, da werde ich glänzen." Er glaubte sich wieder in Erinnerung bringen zu müssen und hustete. Aber das Stillschweigen hielt an. Johann fand nachher heraus, daß er durchschaut worden war, der Alte hatte den Examenrock wieder erkannt.

Dann kam eine neue Frage, die unbeantwortet blieb, dann noch eine. „Es ist zu früh für Sie," sagte der Alte und richtete sich auf.

„Ja, aber ich habe ein ganzes Jahr im Laboratorium gearbeitet, und ich kann auch analysieren."

„Ja, Recepturen weiß der Herr genug, aber sieh, der Herr hat sie nicht verdaut. Sehen Sie, mein Herr, auf dem Institut ist man Handwerker, aber hier ist man Mann der Wissenschaft."

Nun verhielt sich dies freilich ganz entgegengesetzt, denn die Medikofilaren in Upsala beklagten sich darüber, daß sie wie Köche dastehen mußten und nichts weiter thun durften, als Mixturen und Salze zubereiten, ohne jemals etwas von einer Analyse gesehen zu haben, und das letztere

war doch grade Aufgabe des Arztes, während das andre Angelegenheit des Apothekers war. Nun hatte er sich vor einigen Jahren die Frage gestellt, ob er die Universität zu Stockholm besuchen oder ob er Upsala wählen sollte; das neuerbaute technologische Institut mit seinem Laboratorium war wegen seiner vortrefflichen Einrichtungen berühmt, während das von Upsala wegen seiner Armseligkeit ebenso berüchtigt war.

Hier wurde also prinzipiell die Kleingeisterei gepflegt, und Johann empfand die Ungerechtigkeit.

„Ich bekomme also kein Zeugnis?“

„Nein, mein Herr, vor einem Jahre nicht; aber kommen Sie im nächsten Jahre wieder!“

Er schämte sich hinzuzufügen: „Gehe auf mein, das einzigseligmachende, Laboratorium.“

Johann ging wütend hinaus. Also nicht durch Kenntnisse, nicht durch Fleiß, sondern durch Geld allein konnte man sich mühsam in die Zukunft hineinarbeiten. Hatte er den Richtweg gesucht? Nein, im Gegenteil, er hatte übermäßig beschwerliche Umwege zurücklegen müssen, während die andern die grade Fahrstraße gingen, und der grade Weg ist immer der sicherste!

Er ging wie eine gereizte Biene nach Carolinapark hinaus. Er wollte erst dem Ort nicht nahe kommen, sondern setzte sich auf eine Bank. Wenn er des Teufels Hölle in Feuer setzen könnte! Ein Jahr! Nein, niemals! Es war ihm alles zuwider. So viel unnütz studiert, was doch alles wieder vergessen werden mußte, weil es niemals in der Praxis vorkommen würde. Und so lange wie ein Sklave arbeiten, nur um zum Schluß zu dieser

unsaubern Beschäftigung zu kommen. Den Urin analisieren, in dem Auswurf herumrühren, in allen Schlupfwinkeln herumwühlen, pfui Teufel!

Grade als er so dasaß, kam eine Gesellschaft vergnügter Menschen vorbei. Sie sahen zu den Fenstern der Carolina empor, wo die langen Bücherreihen, Fach an Fach, erschienen. Sie lachten! Damen und Herren lachten über die Bücher! Er glaubte sie wieder zu erkennen! Ja, das waren Levasseurs französische Schauspieler, die er in Stockholm gesehen hatte, und die in Upsala gastierten. Sie lachten über die Bücher. Die glücklichen Menschen, die die Träger der Bildung sein konnten und Genies obendrein, ohne Bücher: Jede Seele hat vielleicht etwas zu geben, was nicht in den Büchern steht, man mußte es nur ausfindig machen. Ja, gewiß war es so. Er selbst besaß ja so ein Kapital von Erfahrungen und Gedanken, die gewiß im Stande wären, die Kenntniß des Menschen zu vervollkommnen, und die nur auf eine Gelegenheit warteten, zum Ausbruch kommen zu können.

Und so spann sich der Gedanke immer weiter fort, einzutreten in diesen privilegierten Stand, der außerhalb und über den kleinlichen Gesetzen der Gesellschaft stand, der keine Rangliste anerkannte, in dessen Reihen man nicht mehr nötig hatte, sich unten zu fühlen. Da durfte man an das Urteil des Publikums appellieren und spielte bei voller Beleuchtung, während man hier in ein dunkles Loch gestoßen wird, ohne Untersuchung, ohne Zeugen.

Gestärkt von dem neuen Gedanken, stand er auf, warf einen Blick zu den Büchern hinauf und ging in die Stadt;

er war entschlossen, nach Hause zu reisen und beim königlichen Theater um eine Antrittsrolle einzukommen.

Jeder Stadtmensch hat einmal in seinem Leben das Verlangen, als Schauspieler aufzutreten. Das ist wohl der Kulturtrieb, sich zu vervollkommnen, sich „zu machen“, sich mit den anderen, größeren, erdichteten Personen, die hier wirken, zu identifizieren. Bei Johann, der Romantiker war, kam noch hinzu, daß er hervortreten und zum Volke sprechen wollte. Er glaubte, daß er die Rolle wählen dürfte, und er wußte wohl, welche er wählen würde. Daß er sich — wie alle anderen — befähigt glaubte, beruhte wohl auf dem Übermaß der unverbrauchten Kraft, welches durch mangelnde körperliche Arbeit entstand, und woraus der Vergrößerungstrieb des Gehirns entsteht, der durch geistige Überanstrengung Unregelmäßigkeiten schafft. In dem Beruf selbst sah er keine Schwierigkeit, aber von anderer Seite erwartete er Widerstand.

Es dürfte etwas voreilig sein, erbliche Neigungen anzunehmen, weil wir dieselben Eigenheiten in ganzen Familien wiederfinden, denn wir haben angenommen, daß die Leidenschaft bei den meisten angetroffen wird. Der Großvater, Bürger in Stockholm, hatte Theaterstücke geschrieben, und ein junger, entfernter Verwandter, lebte noch als warnendes Beispiel. Der letztere war Ingenieur gewesen, machte die Werkstatt zu Motala durch und wurde be der Köping-Hult-Bahn angestellt. Er hatte also eine schöne Zukunft vor sich gehabt, ging aber plötzlich ab und ans Theater. Johann erinnerte sich nun, wie in seiner Kind-

heit die Stücke des Technologen aufgeführt wurden, zu Hause, wo der Verwandte wohnte, und er hatte ein technologisches Schauspiel in La Croix' Salon gesehen. Der Schritt des Ingenieurs blieb eine Familiensorge, die sich niemals legte, und der beklagenswerte junge Mann befand sich nun auf dem Standpunkte nichts zu werden, sondern reiste mit einer herumziehenden Gesellschaft. Das war der schwerste Punkt. — „Ja, das war er", antwortete Johann sich selbst, „aber mir wird es glücken!" — Warum? Weil er es glaubte. Und er glaubte es, weil er es wünschte.

Das Dasein der angeborenen Begierde daraus herleiten zu wollen, daß Johann als Kind viel mit einem kleinen Theater spielte, geht auch nicht an, da alle Kinder Theater spielen. Die Lust war ihm wohl gekommen, als er andre spielen sah, und das Theater ist ja eine unwirkliche, bessere Welt, welche ihn von der langweiligen Wirklichkeit weglockte, die wohl nicht einen so langweiligen Eindruck gemacht hätte, wenn die Erziehung mehr harmonisch, realistisch gewesen wäre und nicht so romantisch, wie sie es war.

Genug davon! Gesagt — gethan, und ohne irgend jemand etwas davon zu sagen, ging er zum Vorstand der Elevenschule, einem Dramaturgen am königlichen Theater.

Als er seine eigenen Worte, „ich will Schauspieler werden," hörte, schauderte er. Er mußte seine ganze angeerbte Schüchternheit überwinden, und das war ein starker Angriff auf seine Natur.

Der Lehrer fragte, womit er sich beschäftige.

„Ich sollte Arzt werden."

„Und eine solche Laufbahn aufgeben für diese, die schwerste und schlimmste von allen!“

„Ja!“

So sagten alle Künstler von ihrem Beruf, obwohl sie es gut darin hatten. Andre sollten nur zurückgeschreckt werden.

Sein nächstes Anliegen war, um Privatstunden zu bitten, damit er eine Proberolle bekommen könnte. Der Lehrer wollte nun aufs Land fahren und hatte keine Zeit mehr, er bat deshalb Johann, am ersten September wieder zu kommen, da das Theater dann geöffnet werde und die Direktion sich in der Stadt befände. Das war abgemacht und die Sache klar. Als er nun auf die Straße kam, ging er mit weit geöffneten Augen einher, als wenn er in eine lichtvolle Zukunft blickte, er fühlte den Sieg schon, er war bereits berauscht davon und flog — aber mit schwankendem Schritt — auf die Straße.

Er vertraute sich weder dem Doktor, noch sonst irgend jemand an. Nun lagen drei Monate vor ihm, in denen er selbst alles lernen sollte, um fertig zu werden. Aber heimlich, denn er war feig und zaghaft. Feig war er des Vaters wegen, des Doktors wegen, und zaghaft, daß die ganze Stadt erfahren würde, er hielte sich für befähigt, Schauspieler zu werden; er fürchtete den Hohn der Verwandten und der Freunde spöttisches Lächeln und Abraten. Dazu kam die Furcht, die der Erziehung entsprang: „Was werden die Leute sagen?“ Und so übertrieb die Furcht das Ganze, und seine Einbildung trieb ihr Spiel mit ihm, bis seine Handlung als Verbrechen vor ihm stand. Dies war nun ja auch ein Eingriff in den Frieden so manches Gemütes; denn Verwandte, Freunde und Bekannte em-

pfinden ja die Erschütterung, wenn irgend ein Glied in der Kette gewaltsam losreißt, und er wußte es aus sich, darum mußte er alle Gewissensscrupel von sich abschütteln.

Als Proberollen hatte er sich Karl Moor und Wijkanders Lucidor ausersehn. Das war nun etwa kein Zufall, sondern es war streng logisch. In diesen beiden fand er sein ganzes Innere ausgedrückt, und darum wollte er mit ihren Zungen reden. Lucidor faßte er nun auf als eine gescheiterte und unzufriedene, von der Armut untergrabene, höhere Natur. Eine höhere natürlich! In dieser Theaterschwärmerei tauchte auch so manches von dem auf, was er empfand, als er noch predigte, und als er noch Opposition machte gegen die Gebete in der Schule — Verkündiger, Prophet, Wahrsager!

Was am meisten seine Vorstellung über die hohe Bedeutung des Theaters steigerte, war die Lektüre von Schillers Vorlesungen über „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“. Namentlich der folgende Satz schien ihm zu beweisen, wie hoch das Ziel war, dem sie entgegenstrebte: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchem von dem denkenden bessern Teile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet.“ — „In dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. — Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame

Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum ersten Mal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für Dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — Wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch „eine" allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen und seine Brust giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein!"

So schrieb der fünfundzwanzigjährige Schiller, und der zwanzigjährige Jüngling unterschrieb es.

Das Theater kann wohl als Bildungsanstalt für die Jugend und die Mittelklasse gelten, die noch Illusionen aus dem Vortrag der Schauspieler und aus der gemalten Leinwand schöpft. Für ältere und gebildete Leute ist es ein Vergnügen, das speziell die Schauspielkunst für sich beansprucht. Darum ist es eine der ersten Regeln, daß alte Rezensenten unzufrieden und mürrisch sind. Sie haben die Illusion verloren und lassen sich von keinem technischen Fehler täuschen. In der neuesten Zeit hat das Theater eine besondere Schauspielkunst gesehen, die aufs äußerste überschätzt wird, und darauf folgte die Reaktion. Der Schauspieler hat nämlich seine Kunst von der Dramatik losgerissen, indem er sich einbildete, auf eigenen Füßen zu stehen. Daher das Unwesen der stars, die Schauspieler-

verehrung und die Opposition. In Paris, wo man am längsten spielte, machte sich das Schwimmen gegen den Strom zuerst bemerkbar. Der „Figaro“ rief die Helden vom Théâtre Français zur Ordnung und erinnerte sie daran, daß sie die Puppen des Verfassers wären. Der Untergang aller europäischen großen Theater deutet an, daß die Kunst im Begriff steht, an Intresse zu verlieren. Der Gebildete geht nicht hin, weil der Sinn für die Wirklichkeit in der Entwickelung und Phantasie zurückgehalten ist, der Ungebildete geht nicht hin, weil er weder Zeit noch Mittel dazu hat. Das Variété-Théâtre, das die Zeit vertreibt, ohne aufklären zu wollen, scheint vorwärts zu kommen, denn es macht Spaß, und man kann sich ausruhen. Und alle bedeutenden Schriftsteller wählen die andere schicklichere Form für die Behandlung großer Fragen. Ibsens Dramen haben ihre Wirkung als Buch immer erreicht, bei der Handlung aber, und wenn sie gespielt werden, dreht sich das Interesse mehr darum, wie sie gespielt werden — also ein untergeordnetes Interesse. Johann beging nun den gewöhnlichen Fehler der Jugend, Schauspieler und Verfasser zu gleicher Zeit sein zu wollen. Der Schauspieler übte aus, und der Verfasser hatte die Verantwortung für das, was daraus entstand.

Nun gab er zum Frühling seine alte Stelle als Hauslehrer bei den Mädchen auf, um während des Sommers — heimlich und auf eigene Hand — seine Kunst zu studieren. Er hatte die Bücher aufgegeben und das erste, was er nun aufsuchte, waren die Bücher. Darin standen

Gedanken und Erfahrungen von Menschen, mit denen er — da die meisten von ihnen tot waren — in aller Vertraulichkeit sprechen konnte, ohne daß sie ihn verrieten. Durch Hörensagen wußte er, daß auf dem Schlosse eine Bibliothek wäre, die dem Staate gehörte, und daß man die Bewilligung erhalten könnte, Bücher von dort zu leihen. Er verschaffte sich das Recht und ging hinauf. Ihm ward ganz feierlich zu mute, als er in das kleine Zimmer trat, das ganz mit Büchern angefüllt war, und in dem grauhaarige Greise saßen und schweigend lasen. Er nahm seine Bücher und ging bescheiden und glücklich heimwärts. Er wollte seine Sache gründlich machen und ging bis auf den Grund. Schiller verdankte er die Äußerung über die tiefe Bedeutung des Theaters; aus Goethe hatte er eine ganze Abhandlung mit direkten Vorschriften darüber, wie man gehen und stehen sollte, wie sich benehmen, sich setzen, und wie man ein- und ausgehen sollte; in Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“ las er einen ganzen Band Theaterrezensionen mit den feinsten Beobachtungen. Lessing war derjenige, der ihm am meisten Hoffnung auf Glück machte, denn er ging so weit, daß er erklärte, die Schauspielkunst führe das Theater seinem Verfall zu, und forderte, daß man mit Dilettanten aus den gebildeten Klassen spielen solle, die würden die Rollen besser verstehen als die geschulten und meist ungebildeten Schauspieler. Er las Raymond de St. Albin, dessen ausführliche Beobachtungen über scenische Kunst von großem Wert waren.

Desgleichen nahm er praktische Übungen vor. Zu Hause, beim Doktor, wenn die Knaben fort waren, ordnete er eine Scene an. Er übte sich im Hereinkommen und

Hinausgehen. Er stellte die ganze „Räuberbande“ dar, maskierte und kostümierte sich als Karl Moor und spielte ihn. Er ging nach dem National-Museum und studierte an den antiken Skulpturen die Stellungen, legte seinen Spazierstock bei Seite, um sich zu üben, auf der Straße frei zu gehen. Gegen seine Ängstlichkeit, die ihm bald die Agoraphobie oder Platzfurcht zuzog, kämpfte er mit Gewalt an und ging nun vorzugsweise über den Karls-Platz, wo immer große Menschenmengen anzutreffen waren. Er machte jeden Tag zu Hause gymnastische Übungen und focht mit seinen Zöglingen. Er gab auf jede Muskelbewegung Acht, übte sich, mit erhobenem Haupte zu gehen und die Brust hervorzustrecken, die Arme ließ er frei herabhängen, die Hände blieben geöffnet, und die Finger mußten in schön geordneter Reihenfolge nebeneinander liegen.

Schwerer ging es mit der Ausbildung der Stimme, denn man konnte ihn in der Wohnung hören, wenn er deklamierte. Da kam er auf den Gedanken, ganz aus der Stadt zu gehen. Der einzige Platz, wo er ungestört sein konnte, war das Ackerfeld. Von da aus konnte er die Ebene auf weite Entfernung hin übersehen und war sicher, daß niemand käme, der Ton verhallte da, so daß er seine Stimme anstrengen mußte, um sich selbst zu hören. Dadurch erhielt er eine starke Stimme.

Und nun ging er jeden Tag dorthin. Hier wütete er gegen Himmel und Erde, und die Stadt — deren Kirchturm über das Ackerland emporstrebte — war die Gesellschaft, während er draußen in der Natur stand. Er ballte die Faust gegen das Schloß, die Kirche, die Kaserne und schnaubte gegen die Truppen, die manchmal nahe

unter ihm vorüberzogen. Es war etwas Fanatisches in seinen Anstrengungen, und er scheute kein Mittel, seine unbändigen Muskeln zum Gehorsam zu zwingen.

V.

Wie er Aristokrat wurde.

(1859.)

Im Hause verkehrte auch ein junger Mann, der die Bildhauerkunst studierte. Er entstammte der niederen Gesellschaftsklasse, war Schmiedejunge gewesen und ging nun auf die Akademie, wo er seine Lehrprobe durchmachte. Er war glücklich und immer vergnügt, glaubte, von der Vorsehung auf seine neue Bahn berufen zu sein, und erzählte, wie er erweckt und angetrieben ward von dem Geist, in dessen schönem Dienst er wirkte. Johann achtete ihn, weil ihm Reflexion und Selbstkritik fehlte, und weil er vollständig unbewußt war. Zudem war er ein Mitschuldiger, der sich in derselben unrechtmäßigen Lage befand wie Johann: er wollte sich emporarbeiten aus der unteren Klasse, aber es fehlte ihm das Bewußtsein der Strafbarkeit, das Johann überall hin verfolgte. Er war eben ein Katechismuschrist, starr im Glauben, und wollte von keinem andern Glauben wissen. Die beiden jungen Leute machten von vornherein aus, daß sie gegenseitig ihren

Glauben respektieren wollten, was Johann hielt, während der Freund sich bisweilen vergaß. Er war wie der Christ streng in der theoretischen Moral, legte sich aber sonst keinen Zwang auf. Johann kam eines Tages zu ihm, als er mitten am Vormittag ein Mädchen hinausließ. Ohne verlegen zu werden, erklärte er ganz einfach, daß sein Fleisch das manchmal verlange, gleichzeitig erzählte er, daß andere Menschen wie Schweine lebten. Johann fragte einmal, wie seine Religion so etwas zulassen könnte.

„Ja, siehst du,“ antwortete der bewährte Christ, „wir, die wir in Christo leben, haben alle Sünde auf Jesus geworfen.“

„Nun, aber das Gesetz?“

„Das Gesetz hat Jesus für uns erfüllt. Das Gesetz kann niemand erfüllen, und darum kam Jesus in die Welt, um den Fluch des Gesetzes von uns zu nehmen. Und darum, mein lieber Johann, siehst du, zum wenigsten mit Christo kann man Freude und wahrhaften Frieden haben!“

Johann meinte, das wäre kolossal, und nun sah er den ewigen Frieden ein. Sie entrichteten der Sünde und dem Teufel die Schuld und zerbrachen sich nicht weiter den Kopf mit Thaten. Diese Religion war bequem, wie Nachtrock und Pantoffeln.

„Du wirst niemals glücklich sein, Du,“ fuhr der Freund fort, „weil Du unter dem Gesetz liegst, weil du das Gesetz erfüllen und fehlerfrei werden möchtest, aber das kann niemand.“

Darin lag es. Johann fühlte immer sein böses Gewissen schlagen, weil er Fehler hatte. Das Gewissen sollte

also zum Schweigen gebracht und alles auf Jesus geworfen werden. Aber das war unvernünftig, und darum konnte er nie Frieden haben. Es lag etwas Humanes in dieser Lesart; das fröhliche Christentum, das sich allezeit schuldlos fühlte, das thun durfte, was ihm am meisten behagte, wenn es nur glaubte, daß Jesus Gott sei. Das war ja der moderne Determinismus, der alles entschuldigte, weil er alles erklärte, nur daß er nicht gestattete, für andere als für Glaubende zu sündigen. Nur in Jesus sündigte man und war froh.

Johann meinte, es wäre Jesuiterei: man stimmte nur mit der Partei, sündigte und wäre doch streng gegen die Andern.

Inzwischen kam Freund Albert eines Tages zu ihm hinauf und sprach davon, daß er nach Kopenhagen reisen wollte, um Thorwaldsens Museum zu besuchen. Eine unternehmende Persönlichkeit hatte nämlich zu sehr mäßigen Preisen eine Vergnügungsreise dorthin veranstaltet.

„Komm mit," sagte er, und schnell ward beschlossen, daß Johann mitfahren sollte und einer der Knaben mit ihm. Die Absicht der Reisenden war, den Einzug der Kronprinzessin in Kopenhagen zu sehen, aber außerdem wollten sie Thorwaldsens Grab besuchen.

An einem Augustabend saß nun Johann auf dem Hinterdeck des Dampfschiffes sowie der Bildhauer und einer von den Knaben nebst einem Schulkameraden desselben. In der Dämmerung, die bereits eintrat, sah man Herren und Damen an Bord kommen. Die Gesellschaft machte einen guten Eindruck. Fette Familienväter mit Ferngläsern und Reisetaschen, Damen in hellen Kleidern und modernen

Hüten. Das war ein Gedränge und ein Wirrwarr, jeder suchte sich einen Platz zum Liegen, der jedem versprochen worden war. Johann und seine Begleiter saßen still und warteten. Sie hatten sich mit Speise und Trank versehen und fürchteten nichts. Als das Gewirre sich legte, sagte Johann:

„Jetzt essen wir erst ein Butterbrod, und dann gehen wir zu Bett.“ Es wurde nach dem Mantelsack und dem Korbe gesucht. Sie waren nicht zu finden. Es stellte sich heraus, daß beides nicht mitgekommen war. Das war ein harter Schlag, denn die Kasse war klein, und sie hatten auf die vortreffliche kalte Küche gerechnet, die die Frau des Doktors selbst besorgt hatte. Nun, so mußten alle aus dem Kasten des Bildhauers essen, darin waren aber nur lauter trockene Sachen, und noch dazu war es schlechte Ware.

Von allen Seiten wurden Schlafplätze verlangt. Es fand sich keiner. Die Passagiere waren empört, und es hagelte Flüche. So saßen denn alle auf dem Deck. Alle riefen nach dem Unternehmer, der war aber nicht an Bord. Johann legte sich auf das bloße Deck, die Knaben waren sehr bedrückt, denn der Tag neigte sich, und es wurde empfindlich kühl. Sie wachten in Södertelje durchfroren auf, denn die Matrosen hatten ihnen die Decken fortgenommen.

Auf der Kanalbank erschien nun der Unternehmer, die Passagiere stürzten sich auf ihn, zogen ihn an Bord und überschütteten ihn mit Scheltworten. Er versuchte sich zu verantworten und wieder ans Land zu kommen, aber vergeblich. Ein Standgericht wurde eingesetzt, und dieses beschloß, die Reise fortzusetzen, aber den Unternehmer — der Tapezierer

war — als Geißel mitzunehmen. Das Dampfboot passierte nun den Kanal, als es aber grade an einer Schleuse vorüber fuhr, schwang sich der Unternehmer hinauf und verschwand unter einem Hagelschauer von Verwünschungen.

Die Fahrt wurde fortgesetzt, und gegen Mittag waren sie im Götakanal. Der Tisch wurde nun auf dem Hinterdeck zum Mittagessen gedeckt. Johann mit seinen Begleitern setzten sich in das Rettungsboot, das draußen am Hinterdeck hing, und da nahmen sie ein einfaches Mahl aus dem Kasten ein. Der Bildhauer, der in der Nähe des Lagerraumes auf einem Ballen geschlafen hatte, war guter Laune und nannte Titel und Namen aller Mitreisenden. Der Tisch war nun besetzt. Ein Schornsteinfeger mit seiner Familie saß obenan. Darnach kam ein Pfandleiher, ein Gastwirt, ein Kutscher, ein Schlächter und ein Wachtmeister nebst Familie, dann eine Menge Ladendiener und ein paar Freudenmädchen. Johann hatte Mühe, etwas von dem gedämpften Barsch und den Erdbeeren, auch vom Rotwein und Sherry, zu genießen, denn er hatte bereits von dem gewohnten Luxus einen so verdorbenen Magen, daß er von dem einfachen Essen krank wurde. Dies war nun die obere Klasse unter den Reisenden. Der Schornsteinfeger spielte den großen Herrn. Er verzog das Gesicht beim Rotwein und zankte mit dem Kellner, der behauptete, es sei Sache des Wirtes, die Waren zu bestimmen. Der Wachtmeister aus dem Reichsarchiv machte den Gelehrten, dünkte sich als Beamter und sah auf die „Spürhunde" herab. Beim Sherry wurden Reden gehalten. Die untere Klasse vom Vorderdeck lehnte sich an das Bord und hörte zu. Nach

den Parias im Rettungsboot sah man nicht hin. Jeder wußte, daß sie da waren, aber niemand beachtete sie. Die weiße Mütze hätten sie wohl ihrer Wege gewünscht, denn unter ihrem Schirm saßen zwei Augen, die sagten, daß die ganze Feinheit dieser Gesellschaft nur erborgt wäre. Johann kannte das. Er ist aus der Klasse, der er durch Geburt angehörte, nach oben versetzt, aber er hat nichts zu essen und ist nichts. Er kennt seine Untergeordnetheit wie seine Überlegenheit ebenso gut wie die anderen ihre Überlegenheit. Sie haben gearbeitet, und darum essen sie. Aber er hatte ebensoviel wie sie gearbeitet. Ja, aber nicht auf dieselbe Weise. Er arbeitete und hatte die Ehre davon, sie arbeiteten, nahmen das gute Essen und dankten für die Ehre. Einer konnte nicht beides haben.

Da saßen sie nun gesättigt und vergnügt, tranken Kaffee mit Liqueur und nahmen das ganze Hinterdeck ein. Dann wurden sie grob und fingen an, Bemerkungen über die Gesellschaft im Rettungsboot hinzuwerfen. Da hieß es schweigen und leiden, denn jene waren die Majorität und die obere Klasse, außerdem die Verzehrenden.

Johann fühlte sich in einem Element, das nicht das seine war. Es umwehte ihn eine feindliche Luft, und es war ihm schlecht zu Mute. Hier an Bord war keine Polizei, die ihm helfen, und keine Gerechtigkeit, an die er appellieren konnte, und kam es zu einem kleinen Streit, so würden sie ihn alle verurteilen. Er brauchte nur eine spitzige Antwort zu geben, so setzte es Prügel. Pfui Teufel, dachte er, da waren ihm die Offiziere und Beamten denn doch noch lieber, sie konnten nie solche Demokraten

sein. Er versuchte dann auf Alberts Zureden sich ihnen zu nähern, aber sie waren unzugänglich.

Später, auf der Fahrt zwischen Venersborg und Göteborg kam es zum Ausbruch. Der Hunger nahm in bedenklichem Grade zu, und es wurde beschlossen, in den vorderen Salon zu gehen nnd am Büffet zu essen. Johann und die Knaben gingen heran. Der Salon war voller Menschen, die aßen und tranken, so daß es schwer war hindurch zu kommen. Johanns Schüler blieb deshalb zurück, und den Sitten seines Standes gemäß behielt er den Hut auf dem Kopfe. Der Schornsteinfeger bekam den Hut zu Gesicht.

„Nanu," schrie er, „meinst Du, daß es zu hoch ist bis zum Dache!"

Der Knabe stellte sich, als ob er nicht verstände.

„Nimm den Hut ab, Junge!" hieß es wieder.

Ein Ladendiener schlug ihm den Hut vom Kopfe. Der Knabe hob den Hut auf und setzte ihn wieder auf den Kopf. Nun brach der Sturm los. Wie ein Mann stürzten alle herbei und schlugen auf den Hut. Und dann ging es über Johann her.

„Und der Teufel soll den Lehrer holen, wenn er den Jungen nicht lehren kann, sich gebührend zu betragen. Wir kennen die Vorschriften, zum Teufel."

Und nun hagelte es Schimpfwörter auf die Eltern.

Johann wollte die Gesellschaft darüber aufklären, daß es in jenen Kreisen Sitte wäre, an öffentlichen Plätzen mit bedecktem Haupte zu gehen, und daß es da durchaus kein Ausdruck von Mißachtung wäre. Aber sie nahmen alles schlecht auf. „Da", und in „jenen Kreisen!" Was,

zum Teufel, schwatzte er denn da für Blödsinn! Wollte er sie etwa lehren, was sich geziemte?

Ja, das konnte er ja, da sie eben in jenen Kreisen vor 25 Jahren mühsam gelernt hatten, daß man mit unbedecktem Haupte gehen sollte, was nun nicht mehr Sitte war, und er hätte ihnen sagen können, das sie mit 25 Jahren bedeckt sein sollten, nur mußten sie es auf seine Art zu thun verstehen. Aber das hatten sie bis jetzt nicht gekonnt.

Sie gingen wieder auf Deck.

„Mit denen ist ja nicht zu sprechen," sagte Johann.

Er war durch diesen Auftritt aufgerüttelt. Er hatte den Klassenhaß ausbrechen sehen, hatte die funkelnden Augen des Volkes — das er nicht gekränkt — gesehen, er fühlte, wie die obere Klasse später ihren Fuß auf seine Brust setzen würde. Also, die waren seine Feinde geworden. Die Brücke war abgebrochen zwischen ihnen und ihm. Aber die Blutsbande hielten ihn zurück, er hegte denselben Haß gegen die Gesellschaft, er stand auf derselben unbefugten Höhe wie sie, war erfüllt von demselben heimlichen Haß gegen die Schicklichkeit, vor der sie sich alle beugen mußten; ja, er hatte Karl Moors Antworten im Ohr, aber sie — die ihn eben schlugen — waren alle Spiegelberger. Kamen sie hinauf, so traten sie auf alle, auf Groß und Klein; kam er hinauf, so wollte er nur auf die Großen treten. Das war der Unterschied zwischen ihnen. Doch, es war die Bildung, die ihn demokratischer machte als sie; also hinüber zur Bildung! Sie sollten für die da unten arbeiten, aber aus der Ferne, von oben herab. Diese rohe, unförmliche Masse war schlecht zu behandeln.

Der Aufenthalt an Bord wurde nun unleidlich. Es konnte jeden Augenblick wieder losgehen. Und es ging los.

Johann saß auf dem oberen Deck nach dem Kattegat zu, als er unter sich heftigen Lärm, Stimmen und Geschrei hörte. Und es schien ihm, als hörte er seinen Zögling heraus. Er stürzte hin. Auf dem Zwischendeck stand wieder der Sünder, umgeben von einer Menschenmenge. Der Pfandleiher focht mit den Armen umher und schrie. Johann fragte, was es gäbe.

„Er hat meinen Hut gestohlen!" schrie der Pfandleiher.

„Das glaube ich nicht," sagte Johann.

„Ja, ich habe es gesehen, daß er ihn in diesen Nachtsack packte."

Es war Johanns Nachtsack.

„Das ist mein Nachtsack," sagte Johann, „bitte, sehen Sie selbst nach!"

Er öffnete den Nachtsack und — da war der Hut des Pfandleihers. Allgemeine Bestürzung. Johann stand geschlagen, und der Sturm drohte gegen den Dieb loszubrechen. Ein Student, der stahl! Das war ein gefundenes Essen. Wie war das geschehen? Nun erinnerte sich Johann. Er hatte einen ähnlichen grauen Hut wie der Pfandleiher und benutzte ihn in der Nacht beim Schlafen. Dann sagte er dem Knaben, er möchte ihn in den Nachtsack legen, und der hatte den unrechten genommen. Er wandte sich nun an die Vorderdeckpassagiere.

„Meine Herren," fing er an, „halten Sie es für möglich, daß der Sohn eines reichen Mannes sich an einem alten schmierigen Hut vergreifen könnte, wenn er selbst einen ganz

neuen besitzt? Können Sie denn nicht sehen, daß hier nur ein Irrtum vorliegt?"

„Ja", antwortete die untere Klasse, „es ist ein Irrtum."

Aber der Pfandleiher blieb bei seiner Behauptung.

„Ich bitte den Herrn um Entschuldigung, das Versehen verursacht zu haben, und ich bitte meinen Zögling, dasselbe zu thun."

Er that es, wenn auch widerstrebend. Allgemeine Zufriedenheit und Gemurmel, daß das sehr nett wäre.

Die Angelegenheit war glücklich erledigt.

.Siehst du," sagte Johann zu dem Knaben. „Das Volk läßt mit sich sprechen."

„Ach das kam nur daher, weil der Magister ihnen geschmeichelt hatte und sie anredete: „Meine Herren!" Das Teufelspack!"

„Vielleicht," antwortete der Magister, dem es jetzt schien, als ob die Demütigung wohl zu groß für solche Bagatelle gewesen wäre.

So kamen sie endlich nach Kopenhagen. Verhungert, durchfroren, in der elendesten Laune, saßen sie in einem Regenschauer draußen vor dem Thorwaldsen-Museum, welches des Festes wegen geschlossen war. Aber Albert schwor, daß er hinein müßte. Nachdem sie eine Stunde gewartet hatten mit dem Schornsteinfeger, dem Wirt und all den andern Reisenden, kam ein alter Mann, der sehr gelehrt aussah. Er durfte hinein. Albert stürzte sich auf ihn, nannte Professor Molins Namen und wurde mit hineingenommen, aber nicht die anderen Reisenden. Albert kam hinein und war entzückt, konnte es aber nicht unterlassen

dem Schornsteinfeger, der draußen stand, Mätzchen zu machen; und wer sich am meisten darüben freute, war der junge Sünder, der das Pack haßte.

„Jetzt sind wir Herren," sagte er.

Johann war nicht in der Laune, Thorwaldsen herrlich zu finden. Er war ein Durchschnittskünstler, zu wenig talentvoll, um so berühmt zu sein. Albert fand die Antiken zurechtgestutzt, wagte aber nicht zu opponieren.

Den Einzug sahen sie nicht, sondern saßen auf dem Turm der Frauenkirche und betrachteten die Aussicht.

Zur Nacht, als sie müde und die Vorräte ganz zu Ende waren, wollten sie auf das Dampfboot zurückgehen und schlafen, das war aber nach Malmö gegangen. Da standen sie nun im Regen auf der Straße. In ein Hôtel konnten sie unmöglich einkehren, denn sie hatten kein Geld. Da faßte Albert den Beschluß, gradenwegs in ein Wirtshaus zu gehen und dort um ein Nachtlager zu bitten. Es war eine Schifferkneipe bei Toldboden. Ja, eine Herberge war es wohl, aber nur für Schiffer. „Das macht nichts, wir müssen unter Dach." Und so wurden sie denn in einem Hofzimmer untergebracht. Darin standen zwei Betten, deren Wäsche nicht den Eindruck machte, als sei sie unlängst gewaschen; die Wände waren ohne Tapeten, und alles sah unsauber aus. In dem einen Bett lag ein Matrose. Wer sollte zu ihm hineinkriechen? Albert unterzog sich dem, und bald war er ausgekleidet und lag dicht neben dem Fremden, der ein Holländer war und mit einem Schnapps aufgeweckt wurde. Und dann schlief die ganze Gesellschaft; Johann verwünschte das ganze Abenteuer, denn die Betten rochen sehr schlecht.

Die Heimreise war ein einziges, großes Leiden. Ohne Lebensmittel und Geld versuchten sie ihr Leben zu fristen, indem sie rohe Eier, die sie in den kleinen Städten kauften, tranken, dazu aßen sie hartes Brot und tranken Branntwein, und diese Diät mußten sie während dreier Tage inne halten. Albert allein befand sich gut dabei und unterhielt sich. Er schlief mit den Matrosen in der Schanze und belustigte sie durch seine Geschichten. Er war befreundet mit ihnen und kannte ihre Sprache. Er trank mit ihnen und bekam warme Speisen; ja er ging dazwischen in die Küche und erbettelte einen Teller Suppe.

„Wie leicht ist doch das Leben für ihn," dachte Johann. — Er vermißte den Luxus nicht, den er niemals gekostet hatte, und er wurde nicht als ein Fremdling ausgestoßen, wenn er sich den Leuten näherte. Er hatte einen Schmaus, wenn die andern hungerten, und sah nur Freunde überall. Aber sein Tag wird auch noch kommen, — dachte Johann, — wenn er nicht mehr der unteren Klasse angehört, wenn der Luxus und die feinen Gewohnheiten ihn ebenso hilflos und unglücklich gemacht haben werden.

Auf dem Heimwege tobte es fortwährend in seinem Innern. Die, die oben standen, traten auf die Untenstehenden, und die, die unten standen, zupften denen am Rock, die hinaufwollten. Was sollte nun das Gerede von Aristokraten und Demokraten? Die letzteren sprachen von ihrer demokratischen Denkweise wie von einer Tugend. Was war das für eine Tugend, diejenigen zu hassen, die oben standen? Und was bedeutete Aristokrat? Aristos bedeutet der beste, und krateo herrschen. Also Aristokrat ist der, der will, daß der beste regiert, und

Demokrat der, der will, daß der Geringste es thut. Aber daraus entsteht eine Schwierigkeit: welche waren die besten? War die Lage der Gesellschaft, die Armut, die Unwissenheit oder irgend etwas anderes darnach angethan, die Menschen zu bessern? Nein, denn da brauchte man ja wohl nicht zu versuchen, der Armut und der Unwissenheit entgegen zu arbeiten? Wem würde man also das Recht überlassen können mit der Gewißheit, daß er die Hände auf den mindest Schlechten legen würde? Dem, der am meisten wußte? Aber da hätte man ja das Professorenregiment, und da würde Upsala . . . nein, keinen Professor! Wen denn? Ja, darauf konnte er nicht antworten, aber sicherlich würde es weder der Schornsteinfeger, noch der Kutscher sein, die auf dem Dampfschiff waren.

Tiefer konnte er die Angelegenheit nicht ergründen, denn die Frage war noch nicht aufgeworfen worden, ob es nicht anginge, allen dieselbe Bildung zu geben, oder ob das Oberhaupt beherrscht werden sollte. Nun war er aber auf die wahrste aller Aristokratieen gestoßen, auf die obere Klasse in der unteren Klasse, oder wie sie mit ihrem vollen Namen genannt wird, auf den „Spürhund“. Eine schlechte Kopie der oberen Klasse, die sich mit der Macht brüstete, die Sitten der Vornehmen nachäffte, sich nach den Arbeiten anderer richtete, Autoritäten zitierte und die Opposition haßte, nur daß sie gegen die Oberen schwieg. Der Schornsteinfeger gewann seinen Reichtum auf die elendeste Weise, der Droschkenkutscher mit den armseligsten Wagen und Pferden, der Pfandleiher durch den unseligsten Gewinn von der Not, und so konnte man immer weiter gehen. Ein Lehrer aber, ein Arzt, ein Künstler wird durch seine

Arbeit nicht zum Sklaven gemacht; er hatte alles aus sich selbst, war also kein Haifisch wie die andern. Hatte nun die Bildung das Glück der Menschen zur Folge, und machte die Bildung die Menschen besser, so waren die Aristokraten berechtigt, sich als die wohlthuenden in der Nation und auch als die besseren anzusehen. Ja, aber die Bildung erhielt man für Geld, oder man konnte sie erbetteln oder Geld dadurch erwerben, wie so manche Studenten, und da war sie wenigstens keine Tugend. Nein, das war sie nicht, aber man konnte nicht unterlassen, sich über die andern erhoben zu fühlen, wenn man mehr wußte, man ließ allen Gerechtigkeit widerfahren im Zusammenleben und kränkte so niemand. Da blieb dem wahren Aristokraten nichts weiter übrig, als ihnen gleich zu werden, so daß keiner sich unten fühlte und keiner sich oben glaubte.

VI.

Hinter dem Vorhang.

(1869.)

Das schwedische Theater war zu jener Zeit manchen Angriffen ausgesetzt. Wann wäre das nicht so gewesen? Das Theater ist eine Miniaturgesellschaft in der Gesellschaft, auf dieselbe Weise zusammengehalten, mit Monarchen, Ministern, Beamten und einer Menge von Volksklassen, immer eine über der anderen. Ist es da zu verwundern, wenn die Gesellschaft immer dem Angriff der Mißvergnügten ausgesetzt ist?

Aber von diesem Standpunkt aus hatte der Angriff mehr einen praktischen Zweck. Man hatte erlebt, daß ein kleinstädtischer Schauspieler das Theater durch eine Broschüre angriff; dieselbe ließ freilich keinen höheren Gesichtspunkt erkennen, hatte aber zur Folge, daß der Verfasser in die Direktion berufen wurde. Dies reizte zur Nachahmung, und es waren nun viele, die ihre Handlungen mit ihrer Direktorenwürde erklärten.

Indessen war wohl damals das königliche Theater weder besser, noch schlechter als sonst. Aber wenn das Theater das war, wofür es sich ausgab, also eine Bildungsanstalt, warum stellte man dann Ungebildete ans Steuer?

Darauf wurde geantwortet: Wir haben eben einen der gelehrtesten Männer des Landes — Hyltén-Cavallius — auf dem Posten gehabt, und wie ging es da? Obwohl er den Vorzug hatte, nichtadlig zu sein, so wurde er doch von der sogenannten demokratischen Presse angegriffen, die ihn von unten her am Rocke zupfte. Da sah man in den Frühlingstagen endlich die Utopie der Selbstverwaltung verwirklicht, und ein Mann aus den niedersten Kreisen nahm die höchste Stellung ein, da war die Zufriedenheit allgemein.

Indessen ging Johann an dem bestimmten Tage nach der Theaterkanzlei, um sich zum Debüt anzumelden. Nach einigem Warten ward er vorgelassen und nach seinem Anliegen gefragt.

„Debüt!"

„So? haben Sie an irgend ein besonderes Stück gedacht?"

„Karl Moor in den „Räubern!" antwortete er herausfordernder, als es nötig war.

Man sah einander an und lächelte.

„Aber es sollen drei Rollen sein, haben Sie keine andere vorzuschlagen?"

„Lucidor!"

Sie berieten sich und erklärten dann, daß diese Stücke sich nicht auf dem Repertoire befänden. Das sah Johann für keinen triftigen Grund an, er erhielt aber die sehr vernünftige Antwort, daß das Theater für eine unerprobte Kraft nicht so große Stücke ansetzen und darum sein ganzes Repertoire in Unordnung bringen könnte. Darauf schlug der Direktor den „Fechter von Ravenna" vor. Aber mit

solchem Triumphe zu concurrieren, wie er zuletzt in dieser Rolle gefeiert worden, nein, das wagte er nicht. — Der Schluß war, daß Johann mit dem Dramaturgen sprechen sollte.

Nun begann ein Kampf, der wahrscheinlich weder der erste, noch der letzte in dem Zimmer war.

„Seien Sie vernünftig, mein Herr; dieses Fach wie jedes andere erfordert ernste Studien. Kein Meister ist vom Himmel gefallen. Kriechen Sie, bevor Sie gehen. Nehmen Sie erst eine kleine Rolle vor.“

„Nein, die Rolle muß so groß sein, damit sie mich erheben kann. In einer kleinen Rolle müßte man ein großer Künstler sein, um leuchten zu können.“

„Ja, aber hören Sie auf mich, mein Herr, ich habe Erfahrung.“

„Ja, aber andere haben in großen Rollen debütiert, ohne vorher auf der Bühne gewesen zu sein.“

„Aber Sie brechen sich den Hals dabei.“

„So mag es drum sein; ich breche mir den Hals.“

„Ja, aber die Direktion überläßt die erste Bühne nicht dem ersten Besten für seine Experimente.“

Nun, das war vernünftig. Er sollte eine kleine Rolle nehmen. Und so blieben sie stehen bei „Härved Boson“ in „die Hochzeit von Ulfåsa.“ Johann las die Rolle zu Hause und prallte vor Schreck zurück. Das war ja keine Rolle. Es handelte sich darin um nichts. Er zankte sich nur ein paar Mal mit seinem Schwager, und dann umarmte er seine Frau. Aber er mußte sie nehmen. Da half kein Handeln.

Nun fingen die Uebungen an. Leere Worte hinaus-

schreien zu müssen, die ganz ohne Bedeutung waren, das war zu grausam.

Nach einigen Stunden erklärte der Lehrer, keine Zeit mehr zu haben, und empfahl Johann, er möchte doch auf die Elevenschule gehen und dort den Stunden beiwohnen.

„Ja, aber ich will nicht Eleve werden!“

„Nein, um alles in der Welt nicht.“

Er hatte von der Elevenschule sagen hören, daß das so eine Art Kleinkinder- oder Sonntagsschule wäre, wo alles angenommen würde, allerhand Volk ohne Schul- oder irgend welche andere Bildung, und dahin wollte er nicht. Nein, er sollte nur zuhören.

So ging er denn schweren Herzens hin. Gewöhnt, der Lehrer selbst zu sein, trat er wie ein Ehrengast ein und setzte sich auf einen Stuhl. Aber er zog eine unbehagliche Aufmerksamkeit auf sich. Die Stunde verging mit dem Vorlesen von „die Milchstraße“, die er auswendig konnte, und kein andres Versstück wurde vorgenommen.

„Ja, aber das kann doch von gar keinem Nutzen für die Bühne sein,“ wagte er zu dem Lehrer zu sagen.

„Nun, so kommen Sie auf die Bühne und versuchen Sie das Lampenfieber,“ sagte der Lehrer.

„Wie geht das?“

„Gehen Sie als Statist.“

„Statist? hm! Dies auch noch, ehe es wirklich losgeht,“ dachte Johann. Aber er beschloß, alles durchzumachen.

So erhielt er eines Morgens den Ruf, sich zu der Probe von Björsons „Maria Stuart“, in der er eine Rolle hatte, einzufinden. Der Bote überreichte ihm ein kleines Blatt, ein viereckiges Heft, auf welchem zu lesen

stand: Ein Edelmann. Und innen war auf einem weißen Blatt geschrieben: „Die Lords haben einen Parlamentär mit der Herausforderung an den Grafen von Bothwell gesandt.“ Das war die ganze Rolle. Und das war also sein Debüt!

Zur bestimmten Zeit ging er mit dem Strom die kleine Treppe hinauf und kam beim Wachtmeister vorüber auf die Bühne. Es war das erste Mal, daß er hinter den Kulissen stand. Er war auf der Rückseite. Ein großer Speicher mit schwarzen Wänden; ein durch Nägel zerrissener, schmutziger Fußboden; und diese großen Leinwandschirme mit unbemaltem Holz von hinten!

Von hier aus gab man die herrlichen Scenen aus der Weltgeschichte, hier war es, wo Masaniello allen Tyrannen den Tod schwor, während Johann bebend oben im Hintergrund des vierten Ranges stand; hier hatte Hamlet gehöhnt und seine Leiden durchgemacht, und von hier aus hatte ja auch einmal Karl Moor sein Pfui über die Gesellschaft und die ganze Welt gerufen. Ihm ward bange, denn wie sollte man selbst zu irgend einer Illusion kommen beim Anblick dieser ungemalten Bäume und der ungefärbten Sackleinewand. Alles sah staubig und schmutzig aus, und die Arbeiter gingen wie finstere, arme Sünder einher, und die Schauspieler und Schauspielerinnen sahen nach nichts aus in ihren bürgerlichen Kleidern.

Er wurde in das Foyer hinaufgeführt, wo erst eine halbe Stunde Gavotte — die das Stück eröffnete — getanzt werden sollte. Da war volles Tageslicht, und auf einem Stuhl saß der alte Lehrer der Familie und fidelte. Der Balletmeister schrie und schlug in die Hände, und

dann wurden alle aufgestellt. „Aber,“ dachte Johann, „dies war ja garnicht abgemacht.“ — Es war zu spät. Und so befand er sich mitten in einem Contretanz, den er nicht konnte; er bekam Püffe und tadelnde Bemerkungen. „Nein, hierauf gehe ich nicht ein,“ dachte er, aber er konnte sich nicht zurückziehen.

Ein Gefühl von Scham überkam ihn. Mitten am Vormittag tanzen! Es war eine abscheuliche Beschäftigung. Und so erniedrigte er sich vom Lehrer zum Schüler und war der Letzte hier; bis jetzt hatte er noch keinen Rückschritt gemacht.

Da klingelte es zur Probe, und sie wurden auf die Bühne getrieben und zur Gavotte aufgestellt. Vorn an der Rampe standen die großen Schauspieler, die die Hauptrolle hatten, und ihnen schlossen sich die übrigen in zwei Reihen an, die bis zum Hintergrund reichten.

Das Orchester begann zu spielen. Der Tanz fing in langsam feierlichem Rythmus an. Aber vorn an der Rampe wurden die tiefen Stimmen der beiden Puritaner gehört, die sich über die Verderbnis des Hofes unterhielten.

Lindsay.

Sieh, die tanzenden Linien biegen sich wie Würmer im Sonnenschein! Höre, die Musik spielt mit der Hölle Glut! Des Teufels Lachen klingt draus hervor.

Andrew Kerr.

Still, still! Die Strafe wird schwer über sie kommen, wenn erst Pharaos Heer vorüber ist.

Lindsay.

Sieh, wie sie flüstern! Der Sünde ansteckender

Atem! Sieh ihr wollüstiges Lächeln, die leichtfertige Kleidung der Damen!

Bürger.

Am Hofe ist alles verloren, was Knox predigt.

Lindsay.

Er ist wie der Prophet in Israel, er spricht nicht vergebens; denn der Herr selbst wird sein Wort einlösen von dem gottlosen Geschlecht.

Es war eine ergreifende Wirkung, und er fühlte, wie es ihn packte.

Die Herren hatten ihre Hüte, Überzieher und Mützen und die Damen Kappen und Muffs, aber doch verfehlte das Stück nicht seinen Eindruck durch seinen großartigen Schwung. Er stand hinter den Kulissen und hörte zu, bis das ganze Stück zu Ende war. Maria Stuart gefiel ihm nicht, sie war grausam und gefallsüchtig; Bothwell war zu roh und stark; Darnley, der schwache hamletartige Mensch, der nicht ablassen konnte, diese Königin zu lieben, und der immer wieder in Liebe entbrannte trotz Untreue, Hohn und Bosheit, auch diese Figur mißfiel ihm, ebenso der steinharte Knox mit seiner sittlichen Forderung und seinem Christentum.

Es bedeutete doch etwas, ein historisches Stück zu durchleben, gekleidet zu sein wie jene Persönlichkeiten. Es war so feierlich wie vordem in der Kirche. Nachdem er aufgetreten war und seine Worte gesprochen hatte, ging er weg und beschloß, alles zu erdulden — für die heilige Kunst!

Der Schritt war also gethan. Seinem Vater hatte er einen exaltierten Brief geschrieben und versprochen, daß er entweder etwas Großes werden würde auf der Bahn, die er betreten hätte, oder daß er sich zurückziehen würde; und sich selbst hatte er gelobt, daß er nicht nach Hause zurückkehren würde, ehe er nicht einen gewissen Erfolg erzielt hätte. Der Doktor war unwillig, brach aber nicht mit ihm, denn er sah, daß es unmöglich war, ihn zu hindern. Aber er hatte andere heimliche Rettungspläne, die er nun ins Werk zu setzen anfing. Zuerst hatte er Johann vermocht, ein paar kleine medizinische Schriften, für die er einen Verleger verschafft hatte, zu übersetzen. Nun kam er mit dem Anerbieten, daß sie zusammen einen Artikel fürs „Abendblatt" schreiben wollten. Johann seinesteils hatte Schillers Abhandlung „die Schaubühne als moralische Anstalt" übersetzt, und da die Theaterfrage nun vor den Reichstag gekommen war, so schrieb der Doktor eine Einleitung, in welcher den Bauern nachdrücklich ihre Kulturfeindlichkeit vorgehalten wurde, und damit führte sich der Artikel ein.

Eines Tages kam der Arzt mit einem Hefte der medizinischen Zeitschrift „The Lancet", welches die Frauenfrage vom ärztlichen Standpunkte aus behandelte. Ohne zu zweifeln oder zu zögern, erklärte Johann sich gegen die Bewegung. Er brachte dem Weibe als Weib, Mutter und Gattin eine unbeschreibliche Ehrfurcht entgegen, aber die Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, bürdet dem Manne alle Familiensorgen und das Weib als Gattin und Mutter auf, also gebührt dem Manne mit vollem Rechte sein Arbeitsmarkt allein mit allen daraus hervorgehenden Pflichten. Jede Beschäftigung, die man dem Manne nimmt,

bedeutet eine Ehe weniger oder auch eine schwerdrückende Familiensorge mehr, denn der Trieb zur Ehe ist in dem Manne tief eingewurzelt, und er würde sich schon eher verheiraten, wenn die Not nicht immer so groß wäre. Außerdem hätte ja das Weib seinen Arbeitsmarkt für sich, könnte Magd werden, Haushälterin, Jungfer, Lehrerin, Amme, Kinderfrau, Näherin, Erzieherin, Schauspielerin, Künstlerin, Schriftstellerin, Königin, Kaiserin, sogar Gattin und Mutter. Aber die Ledigen? Ja, für die reichte der Arbeitsmarkt der Frauen gut aus. Also, hier wurde der Schaden ersetzt. Würde dem Weibe der Kreis des Mannes eröffnet, so müßte der Mann aller Familienpflichten enthoben werden, und der Vaterschaft dürfte nicht nachgeforscht werden. Aber das wollte man nicht. Nein, man fing im Gegenteil an, auf die Prostituirten Jagd zu machen, und wollte den Mann dadurch zur Ehe zwingen. Wenn er dann sicher gefangen war, sollte er als Haussklave das Besitzrecht des Weibes anerkennen.

Dies verwickelte Problem, das die Gemüter während mehrerer Jahre beschäftigte und viel Staub aufwirbelte, ergriff Johann instinktiv, und er schrieb gegen die Bewegung, in welcher er den Untergang des Mannes erblickte. Die Frauenemanzipation hatte in den fünfziger Jahren die wildeste Form angenommen, und das Feldgeschrei: „Keine Herren, keine Herren!“ hatte den wahren Charakter der Bewegung ausgedrückt, den Rudolf Wall in seinem Lustspiel „Mamsell Garibaldi“ ins Lächerliche zog. Aber das Jahr verging, und die Damen hatten in der Stille gearbeitet. Groß war daher des Doktors und Johanns Überraschung, als sie wohl ihren Artikel im „Abendblatt“

lasen, aber so abgeändert, als ob sie für die Bewegung sprächen.

„Es liegt in den Händen eines Frauenzimmers,“ sagte der Doktor, und damit war die Sache erklärt.

Am Theater kam es zur Krisis. Johann wurde in ein unsauberes Zimmer geschickt, wo sie saßen und Branntwein tranken, er sollte sich da mit den Statisten zusammen umkleiden.

„Sie wollen mich abschrecken,“ dachte er, „aber nur Geduld!“

Nun wurde er in einer Oper nach der andern als einziger Statist zugezogen. Er erklärte, daß er weder das Lampenfieber hätte, noch das Publikum fürchtete, seitdem er in der Kirche gepredigt hätte. Es half nichts. Aber das schlimmste war, stundenlang den Proben beiwohnen zu müssen, ohne selbst beschäftigt zu sein. Wollte er gehen, so schlugen sie Lärm. Auf der Elevenschule lasen sie nun Rollen. Das Kind, das nur die Kleinkinderschule durchgemacht hatte, las Goethes Faust, natürlich ohne irgend etwas zu begreifen. Aber sonderbar genug — ihre Unerschrockenheit rettete sie, und sie kamen ziemlich gut durch, die Schauspieler thaten so, als ob sie eigentlich nicht nötig hätten zu begreifen, wenn sie nur gut läsen.

Nach ein paar Monaten wurde er vollständig in die Truppe eingestellt. Das war das reine Handwerk. Die größten Schauspieler waren müde und gleichgültig, sprachen niemals von der Kunst, sondern nur vom Engagement und von der Gage. Es stimmte nicht im geringsten überein mit dem frohen Leben hinter den Kulissen, das soviel beschrieben wird. Schweigsam und still, wie Arbeiter,

saßen sie da und warteten auf ihr Stichwort. Die Balleteusen und die Choristinnen saßen in ihren Kostümen und nähten oder stickten. Im Foyer gingen alle auf Zehen, sahen nach der Uhr, putzten den falschen Bart und sprachen nie ein Wort.

Eines Abends, als „Maria Stuart“ gegeben wurde, saß Johann einsam im Foyer und las eine Zeitung. Dahlquist im Kostüm des John Knox kam herein. Johann, der eine unendliche Verehrung für den großen Schauspieler hegte, stand auf und verbeugte sich. Er zitterte bei dem Gedanken, mit einem solchen Manne sprechen zu dürfen. Knox mit seinem herrlichen, langen, weißen Haar, seiner schwarzen Kleidung und den bezwingenden, großen Augen in dem gewaltigen, nun in Falten liegenden Antlitz, ließ sich am Tisch nieder. Er gähnte.

„Wieviel Uhr ist es?“ fragte er mit Grabesstimme.

Während Johann seine burgundische Sammtjacke aufknöpfte, um seine Uhr — die er nicht finden konnte — zu suchen, antwortete er, daß es halb zehn wäre.

„Zum Teufel! wie das heute Abend langsam geht,“ sagte Knox und gähnte wieder. Darauf fing er an, über verschiedene Klatschereien herzuziehen. Er war ja nur ein Rest von den alten Größen, wie seine Neider einmal sagten, als er Karl Moor gab. Er hatte eben alles durchschaut, er war müde. Und er hatte doch einmal so Hohes von seiner Kunst geglaubt!

Da Johann nun freien Zutritt zum Theater hatte, so versuchte er, vom Saal aus Studien zu machen. Aber die Illussion war verschwunden.

An den erbärmlichen Rollen mußte er nun

täglich herumkauen, und er ermüdete immer mehr. Dazu kam nun noch die Angst und Furcht, daß er sich nicht mit Ehren aus diesem Spiele retten könnte. Endlich faßte er Mut und bat um eine Probe. Das Stück war wohl fünfzigmal gespielt worden, und die großen Schauspieler waren nicht gerade entzückt darüber, aber sie mußten kommen. Und so ging es in die Probe, ohne Kostüm, ohne irgend welches Abzeichen. Er war nach der üblichen Schreimethode unterrichtet, und er schrie wie ein Priester. Es ging schlecht. Nach dem Schluß der Probe verkündete der Lehrer das Urteil. Er sollte in die Elevenschule eintreten. Nein, das wollte er nicht. Er weinte vor Wut, ging nach Hause und aß eine Opiumpille, die er lange heimlich bei sich versteckt trug, dieselbe hatte aber keine Wirkung. Darauf wurde er von einem Kameraden mitgenommen und trank sich einen Rausch.

VII.

Er wird Schriftsteller.

(1869.)

Am nächsten Morgen fühlte er sich wie zerschlagen, wund und aufgerieben. Die Nerven vibrierten noch, und die Scham und der Rausch durchhitzten den Körper. Was sollte er thun? Die Ehre mußte gerettet werden. Er mußte ein paar Monate aushalten und dann noch einmal proben. Am Tage blieb er zu Hause und las Fältskärns Erzählungen. Beim Lesen kam es ihm vor, als hätte er das alles selbst erlebt. Es handelte sich um eine Stiefmutter und um einen Stiefsohn, die wieder versöhnt wurden. Der Bruch bei ihm zu Hause hatte ihn immer wie etwas Sündhaftes gequält, und ihn verlangte nach Versöhnung und Frieden. Diese Sehnsucht äußerte sich am Tage durch einen außergewöhnlich niedergeschlagenen Ausdruck, und wenn er auf dem Sofa lag, schmiedete sein Gehirn verschiedene Pläne, den Mißton zu Hause harmonisch zu lösen. Frauenverehrer, der er war, und unter Fältskärns Einfluß stehend, hegte er die Hoffnung, daß nur ein Weib ihn mit dem Vater versöhnen könnte. Und diese schöne Rolle dachte er der Stiefmutter zu.

Während er so dalag, durchzog ein heftiges Fieber seinen Körper, und sein Kopf arbeitete, um das Vergangene im Gedächtnis zu ordnen. Einiges verwischte er, anderes that er hinzu. Neue Nebenpersonen traten auf, er sah sie in die Handlung eingreifen, hörte sie sprechen. Es war, als wenn er sie auf der Bühne sähe. Nach Verlauf von ein paar Stunden stand ein zweiaktiges Lustspiel fertig in seinem Kopf da. Es war eine eben so schmerzhafte wie wollüstige Arbeit, wenn es überhaupt eine Arbeit genannt werden konnte, denn es ging alles ganz von selbst, ohne sein Wollen und Verschulden. Aber nun mußte es geschrieben werden. In vier Tagen war das Stück fertig. Er ging nur vom Schreibtisch bis zum Sofa, wo er ermattet niedersank. Und als das Stück fertig war, seufzte er tief auf, als wenn ein Strom von Schmerzen über ihn dahingezogen, ein Geschwür gereinigt wäre. Er war so froh, daß er innerlich sang, und nun wollte er sein Stück beim Theater einreichen. Das war vernünftig.

Denselben Abend setzte er sich hin und schrieb einen Glückwunschbrief an einen Angehörigen, der eine Anstellung gefunden hatte. Als er die erste Zeile niederschrieb, machte ihm dieselbe den Eindruck eines Verses. Dann schrieb er eine andere Zeile und die reimte darauf. Schwerer war das nicht? Und in einem Zuge schrieb er einen vierseitigen Brief in Versen. Er konnte also auch Verse schreiben! Schwerer war das nicht? Und noch vor ein paar Monaten hatte er keine Ahnung davon und bat einen Freund ihm behülflich zu sein, einen Vers zu einem Namenstage zu machen, erhielt aber eine ebenso freundschaftlich ablehnende wie ehrenvolle Antwort, durch die er ermahnt

wurde, nicht im Mietswagen zu fahren, wenn er einen eigenen besäße.

Man wird also nicht geboren, Verse zu schreiben; man lernt es nicht, denn in der Schule lehrt man allen den Versbau, entweder wird es — oder es wird nicht. Das kam ihm gleichsam wie ein Gnadenwerk des heiligen Geistes vor. War die Seelenerschütterung nach der Niederlage so stark gewesen, daß sie gleichsam sichtbar nach außen trat wie ein ganzes Heer von Gedanken und Eindrücken, und hatte die Einbildungskraft einen so starken Druck empfangen, daß sie nun anfing zu arbeiten? Etwas mochte es wohl dazu thun, aber es war ja alles so lange vorbereitet. War er nicht im Dunkeln so furchtsam, weil seine Phantasie ihm Bilder vorzauberte? Hatte er nicht in der Schule verschiedene Sachen geschrieben? Hatte er nicht seinen Stil gebildet durch Lesen, Übersetzen und Zeitungsschreiben? Ja, so war es wohl, aber jetzt erst erkannte er das sogenannte künstlerische Arbeitsvermögen.

Das Schauspiel war es also nicht, was er wollte, das war ein Mißgriff, der aber leicht gut gemacht werden konnte. Inzwischen sollte die Schriftstellerei ziemlich heimlich gehalten werden, und er blieb ruhig beim Theater bis zum Terminschluß, damit seine Niederlage nicht bekannt werden möchte, oder bis sie durch die Annahme des Stückes in Vergessenheit geriete. Letzteres sollte inzwischen zur Probe gelangen. Zu dem Ende lud er zwei seiner gelehrten Bekannten ein, die mit dem Theater nicht in Verbindung standen. Als sie am Abend kamen, ordnete er sein Zimmer, das er im Hause des Doktors gemietet hatte. Er säuberte alles sorgfältig, zündete zwei Stearin=

kerzen anstatt der Arbeitslampe an, breitete eine reine Serviette über den Tisch, und darauf stellte er vier Punschflaschen und Gläser, eine Zigarrenschale und Streichhölzer. Zum ersten Mal empfing er Gäste bei sich, und die Veranlassung dazu war so neu und außergewöhnlich. Das Werk des Schriftstellers wird so oft eine Geburt genannt, das Gleichnis hat eine gewisse Berechtigung. Es war wieder Frieden nach dem Sturm in einem Kindbetthause; man hat die Empfindung, daß etwas oder jemand angekommen ist, der vorher nicht da war; jemand hatte gelitten und geschrieen, und nun war alles still und friedvoll.

Johann befand sich in gehobener Stimmung; er fühlte sich so wie damals, wenn die Kinder geputzt wurden, und der Vater trat in seinem Gesellschaftsrock ins Zimmer, um noch einen letzten Blick auf die Anordnungen zu werfen, bevor die Gäste kamen.

Sie kamen an. Das Lesen ging unter vollständiger Ruhe bis zum Schluß vor sich. Darauf fiel das Urteil, und Johann wurde von den älteren Freunden als Schriftsteller begrüßt.

Als sie weggegangen waren, fiel Johann auf die Kniee nieder und dankte Gott, der ihn aus der Drangsal befreit und ihm die Dichtergabe verliehen hatte. Sein Verkehr mit Gott war ein sehr unregelmäßiger gewesen; eigentümlich war es, daß er in großen Nöten die Kraft gleichsam aus sich selbst schöpfte und nicht gleich zum Herrn schrie, in der Freude hingegen empfand er ein unwiderstehliches Verlangen, dem Geber alles Guten zu danken. Es war also umgekehrt wie in der Kindheit, und

das war ganz natürlich, da der Gottesbegriff entsteht durch den Glauben an den Urheber des Guten, während der Gott der Kindheit der gefürchtete Gott war, der alles Unheil in seiner Hand hielt.

Jetzt endlich hatte Johann seine Bestimmung gefunden, und sein ganzes Wesen nahm nun bestimmte Formen an. Er wußte nun beinahe, was er wollte, und somit hatte er ein Steuer in seinem Schiff. Und nun stieß er vom Lande ab, um eine lange Fahrt zu unternehmen, immer nahe daran, hinunter zu fallen, wenn der Wind zu hart gegen das Bug fuhr, aber niemals geriet er in die See, ohne im nächsten Augenblick seinen vollen Lauf wieder aufzunehmen.

Nun hatte er sich seine Familiensorgen abgeschrieben. Darauf machten sich die Gedanken über die religiösen Streitigkeiten in seinem Innern in einem dreiaktigen Lustspiel Luft, und durch die Übung wurde das Schaffen bedeutend leichter. Seine Schaffenskraft in jener Zeit war unerhört. Das Fieber stellte sich nun täglich ein, in zwei Monaten schrieb er zwei Komödien und eine Tragödie und schüttelte außerdem kleine Verse aus dem Ärmel.

Die Tragödie war sein erstes Kunstwerk, wie man sagt, denn sie handelte nicht über nichts, sondern der Stoff war aus seinem eigenen Leben genommen. „Das sinkende Hellas" war dieses niedliche kleine Werk benannt. Die Komposition war abgerundet und klar, hatte einige abgenutzte Situationen und viel Deklamationen. Das Ende, das sich in seinem eignen Speisezimmer abspielte, war von streng asketischer Moral und voller Verachtung für den ungebildeten Demagogen.

Ein alter Mann wettert gegen die Unsittlichkeit und den Mangel an Vaterlandsliebe bei der damaligen Jugend. Und Demosthenes verhöhnte den Demagogen auf folgende Art, als er ihn dem Polemarch empfahl:

— — — — — — — Er ist ein Mann
Vom Volk vor allen Dingen, das ist freilich
Sehr Großes schon in diesen schweren Zeiten,
Da standhaft blieb Athenens Volk zurück,
Damit es klug entginge der Gefahr,
Sich zu besudeln mit denselben Lastern,
Die nur die Vornehmen jetzt kannten — — — — — —

Da spukte der Schornsteinfeger und der Pfandleiher von der Kopenhagener Reise. Und dann:

— — — — — — — — So hört,
Wie er die Rede anzufangen pflegt:
„Ich bin ein armer Mann und nicht gebildet."
O, welch ein Zug von Männlichkeit und Stärke.
Zu stürzen kühn sich in die Angelegenheiten,
Von denen man nicht ein Atom begreift,
Mit der Gefahr, bedauert noch zu werden.
Das Alles für des edlen Volkes hohes Ziel!

Da hatte der Vorstand der Elevenschule einen Schlag, denn dieser wußte, daß Johann sich oft darüber beklagte, daß er so ungebildet wäre. Das Stück war aristokratisch, und die Freiheit, die hier verkündet wurde, war die von 1860: die nationale Freiheit.

Inzwischen war nun das Lustspiel durch die Familie bis zur Direktion des königlichen Theaters gelangt, aber anonym.

Während es dort lag, trat Johann frohen Mutes als Statist auf. „Warten wir," dachte er, „bald kommt die Reihe an mich, und dann habe ich auch etwas zu

sagen.“ Er war nun dreist auf der Bühne und fühlte sich grade in seiner Tracht als Bauernjunge in „Wilhelm Tell“ wie ein verkleideter Prinz. „Ich bin gewiß keine Schweineheerde, obgleich es ihnen so scheint,“ summte er vor sich hin.

Die Antwort auf das Stück ließ auf sich warten. Endlich verlor er die Geduld und offenbarte sich dem Lehrer. Dieser hatte das Stück gelesen und fand es sehr anziehend, aber es konnte nicht gespielt werden. Nun, das war ja grade kein Donnerschlag, da er seine Tragödie in Reserve hatte. Diese wurde besser aufgenommen, aber es wurde hier und da etwas daran umgearbeitet.

Eines Abends nach dem Schluß der Eleven-Schule bat der Lehrer Johann um eine Unterredung.

„Nun haben wir gesehen, was Sie wert sind,“ sagte er. „Sie haben ja einen schönen Weg vor sich, warum da den schlechten wählen? Wollten Sie einige Jahre arbeiten, so wäre es ja wahrscheinlich, daß Sie ein ganz guter Schauspieler werden würden, aber warum sich mit diesem undankbaren Beruf abquälen? Reisen Sie zurück nach Upsala und nehmen eine Anstellung an, wenn Sie eine finden können; und dann treten Sie nach und nach als Schriftsteller hervor, denn man muß ein gewisses Alter und Erfahrung haben, um gut schreiben zu können.

Schriftsteller werden, das paßte Johann; das Theater verlassen — ebenfalls; aber nach Upsala zurückgehen — nein! Er haßte die Universität und sah nicht ein, welchen Nutzen die Schriftstellerei, die direkt im Leben studiert

werden sollte, aus all den unnötigen Dingen, die dort gelesen wurden, ziehen könnte.

Aber nun fing er an nachzudenken; und als er einsah, daß ein Stück nicht als Rettungsplanke angenommen und ausgeworfen werden konnte, so ergriff er den andern Strohhalm: Upsala. Nicht Student zu bleiben, war keine Schande, und am Theater wußte man nun, daß er nicht nur ein verunglückter Debütant, sondern auch Schriftsteller war.

Gleichzeitig erfuhr er, daß er noch ein rückständiges, mütterliches Erbe von hundert Kronen hätte. Damit konnte er fürs erste auskommen, und so ging er denn nach Hause zum Vater, nicht wie der verlorene Sohn sondern wie der verheißungsvolle Schriftsteller und Schuldforderer. Es gab einen heftigen Streit, der damit schloß, daß es Johann freigestellt wurde, einen Vorschuß auf sein mütterliches Erbe zu nehmen.

Nun hatte er eine Tragödie angelegt unter dem gewaltigen Titel „Jesus von Nazareth", die in dramatischer Form das Leben Jesu behandelte, und die mit einem Schlage und für alle Zeiten das Gottesbild zermalmen und das Christentum ausrotten sollte. Aber nachdem er einige Scenen vollendet hatte, sah er ein, daß er sich ein zu hohes Ziel gesteckt hatte, und daß dasselbe ein jahrelanges Studium erforderte.

Die Theatersaison neigte sich nun zu Ende. Die Elevenschule gab eine Prüfungsvorstellung auf der Bühne des Theaters. Johann hatte keine Rolle, unterzog sich aber der Aufgabe des Souffleurs. Und im Souffleurkasten endete seine Schauspielerlaufbahn. So lange hatte

er auf der Theaterbühne gehandelt, von Karl Moor bis herab auf Stora. Verdiente er dies Los? War er weniger für die Bühne begabt als die andern? Es war wahrscheinlich, wurde aber nie mit Sicherheit festgestellt.

Am Abend nach der Aufführung wurde den Eleven ein Schmaus gegeben. Johann war mit eingeladen, und er brachte einen Toast in Versen aus, um sein Fiasko so wenig wie möglich bemerkbar zu machen; er war betrunken, wie gewöhnlich, betrug sich dumm und verschwand von der Bildfläche.

VIII.

Der Verein „Runa".

(1870.)

Zwischen 1860 und 1870 zeigte Upsala Anzeichen des Untergangs und der Auflösung einer Periode, die man die Boström'sche hätte nennen können. In welchem Verhältnis steht das für eine Zeit geltende philosophische System zur Zeit selbst? Ja, es will so scheinen, als ob das System das Denken der Zeit für den gegebenen Zeitpunkt zusammenfaßt. Der Philosoph macht nicht die Zeit, sondern die Zeit macht ihn. Der Philosoph führt über alles Buch und sammelt alles, was die Jetztzeit denkt, und dadurch kann er auf die Jetztzeit einwirken, und darum lebt und stirbt sein Werk mit seiner Epoche.

Die Boström'sche Philosophie hatte den Nachteil, daß sie schwedisch sein wollte, zu spät kam und über ihre Zeit hinaus leben wollte. Ein schwedischer Philosoph sein zu wollen, war ein unvernünftiger Leichtsinn, denn das hieß, sich von dem Zusammenhange mit dem großen Mutterstamme losreißen, der auf dem Festlande wächst und nur Samenkörner in die harte Erde der hyperboräischen Halbinsel versendet. Sie kam zu spät, denn es war Zeit, ein System zu machen, und bis das fertig sein konnte, mußte die Zeit vorüber sein.

Boström als Philosoph kam nicht wie aus der Kanone geschossen. Alles Wissen ist Sammelwerk und trägt immer eine persönliche Färbung. Boström wuchs aus Kant und Hegel hervor, wurde durch Biberg und Grubbe genährt und trieb schließlich einige ziemlich selbständige Sprößlinge. Das war alles! Aus Krauses Pantheismus scheint er den Grundgedanken geschöpft zu haben, und er macht den Versuch die Kant-Fichte'sche und die Schelling-Hegel'sche Philosophie zu combiniren, ein Eklektizismus, dessen Grubbe schon beschuldigt wurde. Boström studierte zuerst Theologie, und dadurch schien sein Geist gebunden zu werden, wenn er spekulative Theologie schrieb. Sein Sittengesetz bekam er oder nahm er aus Kant. Boström einen Philosophen nennen zu wollen, ist hyperpatriotisch. Sein Einfluß ging nicht über Schweden hinaus, erreichte nur die sechziger Jahre und erstreckte sich nicht weiter. Seine Staatslehre war schon nach 1865 veraltet, als er noch Student war; voller Verehrung für seinen Lehrer, erklärte er dem Lehrbuch gemäß im Examen, daß die Vertretung des vierten Standes das einzig Vernünftige wäre. Wie kam Boström

zu einer solchen Idee? Wagt man auf so zufällige Umstände zu schließen, wie den, daß er — der Sohn eines armen Mannes aus Norrland — in eine zu nahe Berührung mit Karl Johann kam und dadurch hoffte, der Lehrer der Prinzen zu werden? Konnte der Philosoph dem Los entgehen, daß sein besonderer Gedanke in „gewisser" Hinsicht ein allgemeiner wird oder als allgemeine Vorstellung gilt? Wahrscheinlich nicht. Boström war also subjektiver Idealist, so subjektiv, daß er der Wirklichkeit ein selbständiges Dasein absprach, da er erklärte, „sein" heiße „wahrgenommen werden". Die phänomenale Welt existiert also nur in und durch unser Wahrnehmen. Der Fehlschuß wurde übersehen und zwar doppelt. Das System beginnt nämlich und geht aus von einem unbewiesenen Satze (petitio principii) und sollte wohl so berichtigt werden: Die phänomenale Welt existiert „für uns" nur durch unsre Wahrnehmung, was ja nicht verhindert, daß sie für sich selbst ohne unsre Wahrnehmung existiert, wie auch durch die Naturwissenschaft bewiesen ist, oder daß die Erde vielleicht mit einem hoch organischen Leben — innerhalb einer Wahrnehmung, welche der Mensch macht — existierte.

Boström brach mit dem Christentum der Kirche, behielt aber mit Kant und mehreren späteren Evolutionsphilosophen die Sittenlehre des Christentums bei. Kant war mitten in dem kühnen Fluge seiner Gedanken stehen geblieben durch seine mangelhaften psychologischen Kenntnisse und diktierte ganz einfach den kategorischen Imperativ und das praktische Postulat. Das Sittengesetz, welches ja von der Epoche abhängig ist und mit ihr wechselt, war fort=

dauernd ganz christlich: „Gottes Gebot." Boström stand noch „unter dem Gesetz" und führte den sittlichen oder unsittlichen Wert einer Handlung auf das Motiv zurück, und das einzige befriedigende Motiv ist die Achtung vor dem nichtsinnlichen Wesen der Pflichten, die sich im Gewissen offenbaren. Aber die Gewissen sind so verschieden wie die Religionen und die Volksgesetze, und darum bleibt das Sittengesetz meist erfolglos.

Boströms Bedeutung für die Entwicklung lag nur in seinem Hervortreten in dem Streit gegen den Bischof Beckmann über die Höllenlehre (1864), wie diese Lehre ja auch schon von den Gebildeten mit Hülfe der Neurationalisten verworfen war. Hemmend dagegen für die Entwicklung war Boström durch seine Schriften: „Über die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Monarchen" und „Sind die Reichsstände berechtigt, über das schwedische Volk das jetzt bestehende, sogenannte (!) Repräsentationsprojekt zu beschließen und festzustellen?" (1865).

In seiner Eigenschaft als Idealist war Boström fast von gar keiner Bedeutung, ausgenommen als Reaktionär. Er ist durchaus kein notwendiges Glied in einer andern Kette als in der verwerflichen Reaktionsphilosophie, die so schwer und düster auf die Aufklärungsphilosophie des siebenzehnten Jahrhunderts folgte. Er hat gelebt und ist tot! Friede seiner Asche!

Ein andrer Barometer für den Stand der geistigen Atmosphäre der Zeit ist die Bedeutung, die der schönen Litteratur zuerkannt wird. Soll letztere aber überhaupt irgend welchen Einfluß ausüben, so muß sie frei sein und

die Zeitfragen behandeln, das ließ aber die damalige Ästhetik nicht zu.

Die Poesie sollte sein und war nach Boström ein Spiel, grade so wie die schönen Künste. Die Poesie blieb unter solchen Verhältnissen und mit der üblichen Lyrik der das Ich vergötternden Philosophie der Ausdruck von des Dichters persönlichen kleinen Gedanken und Empfindungen und ein Spiegel, der nur gewisse Züge der Zeit, die vielleicht nicht grade die wesentlichsten waren, wiedergab.

Die Poesie der sechziger Jahre war die der Selbstgerechten. Aber von den Dichtern waren nur zwei von Bedeutung, Snoilsky und Björck. Snoilsky war, was man mit einem Ausdruck der Lesewelt „erweckt" nennen könnte; Björck war tot. Beide waren, wie man zu sagen pflegt, geborene Dichter, denn ihre Begabung brach sich frühzeitig Bahn. Beide machten sich bereits in der Schule bemerkbar, kamen früh zu Ehren und großem Ruf, und Geburt und Stellung ließ sie das Leben von sonniger Höhe herab betrachten. Snoilsky war unbewußt von dem Geist der neueren Zeit ergriffen. Befreit von der Furcht vor der Hölle sowie von der Mönchsmoral, Zeuge der Aufhebung der Adels-Privilegien, befreite er Geist und Körper von allen Fesseln. In seinen ersten Gedichten war er Revolutionär und begrüßte die Freiheit in jeder Beziehung; er predigte den Lebensgenuß im Fleisch und hatte einen gewissen Haß gegen die Ueberkultur und die konventionellen Fesseln. Aber als Dichter entging er seinem tragischen Schicksal nicht; man mußte ihn nicht beim Wort nehmen wollen. Die Poesie war nun einmal Poesie, und Snoilsky war Poet.

Björcks Gemütsart war ganz unempfindlich gegen starke Eindrücke. Harmonisch, matt, fertig von Anfang an, lebte er in innerer Betrachtung dahin, er bemerkte nur die geringfügigen Ereignisse der kleinen Außenwelt, die er aber hübsch und korrekt schildert. Von der großen Menge, die das gleichmäßige Leben eines Automaten führt, wird der Geist in seinen Gedichten als eine unermeßliche Nächstenliebe gepriesen. Aber warum erstreckt sich diese Liebe nicht weiter über alle Kreise der Gesellschaft, über die ganze Menschheit? Uns scheint, daß Björcks Liebe sich nicht über den persönlichen Standpunkt hinaus erstreckt, den das Individium einnimmt, weil es sich aller Pflichten enthält, welche das Leben in einer Gesellschaft fordert. Er war zufrieden mit seiner Welt, weil die Welt milde mit ihm verfuhr, und er geriet in keinen Streit, weil das die eigene Ruhe stört. Björck zeigt uns den Glücklichen, der nicht in Streit mit der Erziehung liegt, sondern Stein um Stein auf dem einmal gelegten Grund weiter baut; alles wird handwerksmäßig weiter geführt mit Richtmaß und Lineal, und steht das Haus fertig da, so wird es gerichtet, und zwar, ohne daß an dem Plan etwas geändert wird. Beherrscht von der Familientyrannei und zeitig die Achtung und Bewunderung der Menschen genießend, blieb er im Wachstum stehen. Das Boströmsche Kompromiß mit dem Christentum nahm er ohne weiteres hin, und damit war das Wort seines Lebens besiegelt. Seiner Dichtung an sich fehlt also das Reine, das Durchgeistigte. Was ist das Reine, das in unsern Tagen dem Sinnlichen so scharf gegenübergestellt wird? Er begriff das nicht, grade so wie lauter himmlische Liebe aus derselben un-

willkürlichen Ursache herzuleiten ist. Er besang also das Unerreichbare mit der stillen Melancholie unbefriedigter Liebe. Aber das war ja keine Tugend, und nur das Reine würde Tugend sein. Trüge er es nur in sich!

Wie verhält es sich überhaupt mit der Reinheit im Gemüt der Selbstgerechten? Blühten nicht bei ihnen die unanständigen Anekdoten, besuchten sie nicht die Bierstuben, übersetzten den Dekameron und gaben Geranier und Kakamoja heraus? Alle Menschen sind wohl mehr oder minder unrein beanlagt, aber die Sinnlichkeit zeigen ist unrein, und darum muß sie einen Abfluß nach unten finden. Snoilsky verfiel in Heuchelei und schäumte über, und Björck offenbarte sich auch, als er erzählte, daß er auf der Heimfahrt im Wagen eine Minderjährige küßte.

Stets wird das Leben des Dichters im Mißklang stehen mit seinen Lehren. Warum? Weil er mit dem Dichten sein Selbst abstreift und ein anderes findet; ist es das Verlangen sich zu entkleiden, ist es die Scheu, die Furcht sich zu geben, seine Scham zu entblößen? Da hat das zukünftige Studium eine gute Arbeit zu entwirren!

Björck besang bei dem Reformfest in Upsala 1865 die königliche Revolution:

Den König segnet wohl das Volk,
Denn er ist huldvoll stets zu ihm.

Er findet in allem Harmonie, und wenn er die 1864 hergestellte Einheit zwischen Schweden und Norwegen besingt, so ist er lauter Wohlklang:

Norwegen und Schweden ist vereinet,
Groß bist du und unsterblich, Store.

Und Abraham Lincoln besingt er auch, ja er ruft ihn sogar an:

> Vater, ja, deß Nam' die Sonn' durchleuchte,
> Du entflamm' den Mut, der sonst erfrieret,
> Und der Erde Sklav' begeistre, daß er
> Kämpfe gegen der Gewalt Gebot.

Das ist das Freiheitsideal der heiligen Allianz: Negeremanzipation und die weiße Sklaverei! Die Revolution, aber die gesetzmäßige Revolution von Gottes Gnaden!

Nun, er wußte es nicht besser, und wenige wußten es damals besser. Es ist dies kein Urteil über den Mann, sondern nur eine Beurteilung seiner Handlung, deren Motiv für die Nachwelt ganz gleichgiltig ist.

Die Jugend las die Schriften der Selbstgerechten, manche mit großer Erbauung. Sie verkündeten nicht nur die neue Zeit, sondern sie prophezeiten, daß nun das tausendjährige Reich gekommen, das Ideal verwirklicht und die Grenzlinie gezogen, ein für alle Mal gezogen wäre. Sie blickten mit Befriedigung auf ihr Werk, rieben sich die Hände und fanden, daß alles gut wäre. Ein stiller Friede hatte sich über die ganze Gegend von Upsala gebreitet, und nun konnte man ruhig bis zum jüngsten Tage schlafen, meinte Alt und Jung. Aber es kamen Mißtöne, in den Tagen des allgemeinen Friedens bemerkte man Wachtfeuer auf den Bergspitzen der Nachbarn. Von Norwegen aus ward offenes Wasser signalisiert, und die Feuer wurden entzündet.

Rom unterjochte Griechenland, aber Griechenland

eroberte Rom. Schweden hatte Norwegen genommen, aber nun nahm Norwegen Schweden ein.

Lorenz Dietrichson wurde 1861 zum Dozenten an der Universität Upsala ernannt, und er war der Vorbote.

Er machte Schweden mit den dänischen und nordischen Poesien bekannt, die damals noch fast unbekannt waren, und er stiftete die litterarische Gesellschaft, aus der die Selbstgerechten hervorgingen.

Nachdem Norwegen von der dänischen Monarchie losgerissen worden war und aufgehört hatte, eine Filiale des Hauptbüreaus in Kopenhagen zu sein, ahmte es nicht mehr Schweden nach, sondern ging in sich und eröffnete gleichzeitig direkte Verbindungen mit dem Festlande. Neben diesem selbständigen Erwachen brach sich also ein starker Strom vom Auslande her Bahn grade hinein nach Norwegen. Björnson war es, der die Norweger mit Selbstliebe erfüllte, und als diese in beschränkten Patriotismus ausartete, kam Ibsen mit der Schere. Da der Streit hitziger Natur war, und Christiania nicht als Wahlstatt dienen wollte, so wurde der Kampf in das gastfreundliche Schweden verlegt. Der nordische Wein, der stark verschnitten war, eignete sich gut zur Ausfuhr, und so wurden die Flugschriften hinausgeschickt und bildeten die Litteratur in Schweden. Gedanken waren wohl darin, aber das Persönliche bildete den Bodensatz.

Ibsen und Björnson brachen in Schweden ein; Tidemand und Gude trugen den Sieg in der Kunstausstellung von 1866 davon; Kierulf und Nordraak beherrschten das Lied und das Klavier. Björnson fing als Zauberer an, Ibsen als Wecker. „Im Treffen“ begeisterte die Stock-

holmer; den „Jugendbund“ verstand man der lokalen Verhältnisse wegen nicht, ja, man begriff nicht einmal, daß er das neue Ringen verhöhnte, weil er grade das schwedische Ringen nicht verhöhnte. Man flüsterte einander ins Ohr, daß Steensgaard Björnson wäre, und daß Fredrikson dahinter stecken mochte, aber mit Sicherheit war nichts festzustellen. Den „südlichen Mai“ schrieb man dem einen und dem andern zu, aber Dahlquist wie Aslaksen wurden bewundert.

Dann kam „Brand“. Das Stück stammte schon aus dem Jahre 1866, aber kam erst nach 1869 in Johanns Hände. Es griff tief in sein altchristliches Gemüt, aber es war finster und strenge. Die Schlußreplik auf den barmherzigen Gott gewährte keine Genugthuung, und der Dichter schien zu eifrig für seinen Helden einzutreten, um ihn nicht ironisch seinem Untergange zu überlassen. „Brand“ beunruhigte Johann sehr. Er hatte wohl dem Christentum entsagt, aber die schreckliche asketische Moral beibehalten. Er verlangte Gehorsam für seine alten Lehren, die doch keine Nutzanwendung mehr fanden; er haßte das Streben der Zeit nach Humanität und Kompromiß, empfahl aber schließlich den Kompromiß als gut. Brand war ein Leser, ein Fanatiker, der sich der ganzen Welt gegenüber im Recht glaubte, und mit diesem grauenvollen Egoisten fühlte Johann sich verwandt. Keine Halbheit, nur zu, greife alles an und wirf nieder, was Dir im Wege steht, denn Du allein hast Recht! Sein so empfindliches Gewissen, das durch jeden Schritt, den er that, in Mitleidenschaft gezogen wurde, da er immer fürchtete den Vater oder die Freunde zu erzürnen, wurde durch

„Brand“ vollständig betäubt. Alle Bande der Rücksicht, der Liebe sollten „der Sache wegen“ zerrissen werden. Daß Johann nun nicht auch noch die ungerechte Sache der Haugianer vertrat, war ein Glück, sonst hätte er dasselbe Schicksal gehabt wie sie. „Brand“ aber gab ihm den Glauben an ein Gewissen, das reiner war als das, welches ihm die Erziehung gegeben hatte, und eine Gerechtigkeit, die über dem Gesetz stand. Und er hatte diese Eisenstange für seinen schwachen Rücken nötig, denn er durchlebte oft lange Zeiten, in denen er sich selbst stoßweise Unrecht gab und dem ersten besten Recht, was zur Folge hatte, daß er sehr leicht angeführt wurde. Brand war der letzte Christ, der noch ein altes Ideal aufrecht erhielt, und darum konnte er dem nicht als Vorbild dienen, der ein dunkles Gefühl der Auflehnung gegen alle alten Ideale empfand. Das Ideal ist ein schönes Gewächs, das nicht in der Zeit wurzelt und darum ins Herbarium gehört.

Dann kam „Peer Gynt“. Dieses Stück ist dunkler und tiefer und hat seinen Wert mehr als Gegengift gegen die nationale Selbstliebe. Daß Ibsen nicht des Landes verwiesen oder verfolgt wurde, weil er gesagt hatte, es sei doch eine böse Sache mit dem stolzen nordischen Volk, beweist nur, daß der Streit in Norwegen sehr viel loyaler geführt wurde als jenseits der Seveberge.

„Die Komödie der Liebe“ wirkte häßlich. Ibsen leugnete die Liebe und stellte die Ehe als eine Lebensversicherung für das Weib dar, in die es seine Gunst als Preis einzahlte. So roh wirkte die Wahrheit in jener Zeit.

Ibsen galt als großer Menschenfeind und als Björn-

sons Neider und Feind. Es bestanden zwei Lager, und man stritt lange darüber, wem der Vorzug gebühre, da doch die Aufgabe der Kunst hieß: Inhalt oder Form.

Die nordische Dichtung war auf die schwedische Entwicklung von großem Einfluß gewesen, und dieser Einfluß machte sich wohlthuend bemerkbar, aber es lag nichts ausgesprochen Nordisches darin, wie sie auch keine wirkliche Nutzanwendung auf Schweden fand, das eine ganz andere Entwicklung hatte. In Norwegens einsamen Thälern wohnte ein Volk, das sein Leben in Not und höchstens bei einem sehr mäßigen Einkommen fristete, und das in der Enthaltsamkeitsliebe des Christentums eine fertige Enthaltungsphilosophie vorfand, die den Himmel als Belohnung für die hier erduldete Entbehrung versprach. Eine schwere, düstere und karge Natur, feuchtes Klima, lange Winter, große Entfernungen zwischen den Dörfern, Einsamkeit, alles wirkte darauf hin, das Christentum in seinen strengen, mittelalterlichen Formen zur Erscheinung zu bringen. Grade wie man vom englischen Spleen spricht, könnte man eine Art Gemütskrankheit nennen, was den Geist der norwegischen Dichtung beseelt, und wer weiß, ob nicht die intime Berührung Norwegens mit der melancholischen Insel einen Druck auf die Kultur ausübt. In Jonas Lies' „Fremsynte" kommt diese Gemütskrankheit recht zur Geltung, und es tritt darin dieselbe düstre Stimmung hervor, die in den isländischen Sagen herrscht; der Kampf des Geistes gegen die physische Dunkelheit, gegen die Kälte, die Schilderung von dem traurigen Schicksal des Nordbewohners, der aus sonnigen Ländern in die Wüstenei der Kälte und der Dunkelheit verwiesen wurde, und der nun seine Rettung

in der Auswanderung sucht, deren ethnographische Bedeutung man gegen die ökonomische so sehr unterschätzt. Die nordische Gemütsart ist die Frucht vieler hundert Jahre der Tyrannei, ungerechter Behandlung, schwerer Kämpfe ums Dasein und des Mangels an Freude. Diese nationalen Eigenheiten hätten die Schweden nicht unterdrücken können, aber sie haben sie norwegisiert. In der schwedischen Litteratur spukt auf dieselbe Weise noch Dovregubben, und Brand tritt mit seiner idealen Forderung hervor, die der romanisierte und aufgeklärte Schwede nicht teilen kann. Darum paßt ihm diese ausländische Volkstracht um so weniger; darum klingt die moderne schwedische Musik so unharmonisch; sie ist ein Nachklang der Hardanger Geigen und von Grieg nur umgearbeitet; darum erscheint die neue Landessprache so wenig gewählt, und darum wird mit lauter Stimme eine größere sittliche Reinheit für die lebenslustigen Schweden gefordert. Sie haben nicht unter dem langwierigen nationalen Druck gelitten, ebensowenig wie unter dem alten; sie sind nicht so düster in ihrem offenen, ebenen See- und Flußland geworden, und darum kleidet sie die saure Miene schlecht.

Als Schweden daher seine eigne Geschichte hatte und neue Gedanken erhielt über Christiania oder direkt durch Ibsen und Björnson, da mußte es das Nettogewicht beibehalten und das norwegische Tara aufgeben. Sogar das „Puppenheim“ ist norwegisch. Nora ist eine Verwandte der isländischen Weiber, die Mutterschaft und Familie zu den wilden herrschsüchtigen Weibern in der „Hermannsschlacht“ brachten, die wieder rein nordisch sind, bei denen die Empfindungen entweder erstarrt oder wild ausgewachsen sind durch die seit Jahrhunderten fortgesetzten gegenseitigen

Heiraten in den Familien, wie solche hauptsächlich vorzukommen pflegen in Ländern, in denen ein geringes Zusammenleben stattfindet, und wo der Familienstamm selten zusammen trifft, und jeder abgesondert vom andern lebt. Die ganze schwedische Frauenlitteratur ist nordisch-norwegisch, sie enthält die unverschämte ideale Forderung der Frauen an den Mann und hätschelt mit den verdorbenen Weibern herum; mehrere junge Schriftsteller haben das Norwegische in die schwedische Sprache eingeführt, und eine Schriftstellerin hatte die Handlung nach Norwegen verlegt, aber den Helden ließ sie schwedisch sprechen. Weiter zu gehen wagten sie nicht!

Das Ausländische gefällt, denn es ist universal; das Norwegische gefällt nicht, denn es ist provinziell, und das haben wir selber eben so gut!

Da war Johann nun wieder in Upsala, demselben Upsala, dem er vor ein dreiviertel Jahr entflohen war, und grade dies hatte er am allerwenigsten beabsichtigt. Sich gezwungen sehen etwas zu thun, was er freiwillig nicht wollte, machte auf ihn immer den Eindruck eines Zusammenstoßes mit einem persönlichen Feinde, der alle seine Wünsche und Antipathien ausforschte und ihn zwang, sich vor ihm zu beugen. Da er nun glaubte, unter Gottes besonderem Schutz zu stehen, so nahm er an, daß alles zu seinem Besten dienen müßte, aber später ging dieses Gefühl in die Empfindung über, daß es eine böse Macht sein müßte, woraus sein späterer Glaube an zwei gleiche Mächte entstand, eine gute und eine böse, die sich entweder die Welt teilten, oder sie abwechselnd beherrschten.

Nun fragte er sich wieder: „Was ist hier zu thun?“ Er müßte ein Amt annehmen und vor allen Dingen seinen Rückzug vom Theater bedenken. Im Geheimen wollte er noch ein Stück schreiben und sich dann unter dem Schutze des Erfolges aus dem Examen winden.

In der ersten Zeit gefiel es ihm garnicht sehr gut in seiner einsamen Bodenkammer. Er hatte sich jetzt an den Luxus gewöhnt, an große Zimmer, guten Tisch, Bedienung und Gesellschaft. Gewöhnt, wie ein Mann behandelt zu werden und mit älteren und gebildeten Leuten umzugehen, kam er sich jetzt wieder wie ein Schuljunge vor. Doch diesmal stürzte er sich in den Strudel und fand bald drei Umgangskreise. Zuerst kam die Tischgesellschaft, die aus Ärzten, Atheisten und Naturforschern bestand. Hier hörte er zum ersten Mal von Darwin und dessen Lehren, es zog aber alles an seinem Ohr wie ein leerer Schall vorüber. Seine Abendgesellschaft bestand aus einem Priester und einem Juristen, mit denen er bis tief in die Nacht hinein saß. Er sah seinen Aufenthalt in Upsala als eine Übergangsstation an, er wollte wachsen, älter werden, und das war alles, was er that, die Zeit wurde eben getötet. Er schrieb nun eine Tragödie „Erik XIV,“ aber er fand sie schlecht und verbrannte sie, denn die Selbstkritik war nun in ihm erwacht, und die Anforderungen wuchsen.

Ferner kam er in eine Gesellschaft, der er sich während seines ganzen Aufenthaltes in Upsala und weit drüber hinaus fest anschloß. Durch Zufall kam er eines Abends mit einem jüngern Kameraden von einer Privatschule zusammen. Beim Toddy wurde der Plan entworfen, einige junge Dichter zu einer Gesellschaft zu vereinen.

Der Plan wurde ausgeführt, und so hatte er mit einem Schlage einen Wirkungskreis. Nebst Johann und dem andern Begründer wurden nun noch vier junge Studenten dazu aufgefordert. Es waren vortreffliche Jünglinge, sie hatten schöne Vorsätze und schwärmten für unbekannte, dunkle Ideale. Sie waren nie mit den Drangsalen des Lebens in Berührung gekommen, hatten alle vermögende Eltern, kannten keinen Kummer und wußten Nichts von dem Kampf ums Dasein. Johann, der eben die einseitigsten Verhältnisse verlassen hatte, wo er nur Menschen sah, die voller Eigendünkel waren, nichts als angehende Schauspieler, fühlte sich jetzt wie in eine neue Welt versetzt. Da setzten sich die glücklichen Jünglinge an ihren gedeckten Tisch, rauchten feine Zigarren, gingen spazieren und machten schöne Gedichte über das schöne Leben, das sie noch nicht kannten.

Die Statuten waren bald aufgesetzt, und der Verein nahm den Namen „Runa", das heißt Lied, an. Daß sie grade den Namen „Runa" wählten, beruhte wohl auf der herrschenden neunordischen Renaissance, die im Skandinavismus aufging, die durch Karl XV. in der Poesie, durch Winge und Malmström in der Malerei, durch Molin in der Bildhauerkunst gefeiert wurde, und die nun neuerdings so schön auflebt in Björnsons und Ibsens Dramen aus dem Leben der alten Normannen. Hierzu trug auch das auf der Universität eben eingeführte Studium der isländischen Sprache bei.

Die Anzahl der Mitglieder sollte höchstens neun betragen, und jeder fügte als Vereinsbruder seinem Namen eine Rune hinzu. Johann hieß „Frö" (Samenkorn) und der andre Gründer „Ur". Alle Richtungen waren vertreten. Ur war ein großer Patriot und verehrte Schweden. Das

Land hatte die vornehmste Geschichte in Europa und war immer frei gewesen.

Er war übrigens ein realistisch beanlagter Mann, mit ausgebildetem Sinn für Statistik, Staatswissenschaft und Biographie, war ein strenger und geschickter Kunstkritiker und außerdem der Administrator des Vereins; ein zuverlässiger Freund, ein guter Gesellschafter, hülfreich und herzlich. Dann war ein Vollblutromantiker da, der Heine las und Absynth trank, ein gefühlvoller Jüngling, der noch für alle alten Ideale, am meisten aber für Heine schwärmte; dann war ein Seraph da, der die unendlich kleinen und besonderen Ereignisse besang, die die Glückseligkeit der Kindheit ausmachen; dann war noch ein stiller Naturverehrer da, ein Eklektiker und ein Improvisator. Er war ein Kind Israels, mit einer unglaublichen Fähigkeit, auf Verlangen zu improvisieren, in welcher Tonart es auch immer sein mochte. Er stand zwei Minuten nach der Aufforderung auf und recitierte Verse nach Anakreon, nach Bellmann mit Gesang, nach Horaz, nach der Edda, und was sonst noch, und sogar in fremder Sprache.

Die erste Zusammenkunft wurde bei Thurs abgehalten, der am geräumigsten in zwei Zimmern wohnte und die besten Pfeifen hatte. In seiner Eigenschaft als Stifter las Johann erst seine Antrittsrede vor, die wie auch die Statuten in Versen gehalten sein mußte. Sie fing so an:

Ist der Gesang verstummt in nord'schen Auen,
Hat Brages Harfe keine Töne mehr,
Den Seher, sollen wir ihn nicht mehr schauen,
Der zu uns kam vom hohen Himmel her?
Erlosch die Glut im eis'gen Hauch der Zeiten,

Die heilige, die Licht und Wärme gab,
Ließ zu den Thoren sich der Sänger leiten,
Und giebt er Sklav dem Unterdrücker ab?

Brage und der Barde, das war nun das Neunordische, das man glaubte ausgraben zu müssen. „Der Zeiten elendes Streben“ nahm das ganze Programm der Idealisten in Anspruch. Das Hinarbeiten der ganzen gegenwärtigen Zeit auf die Wirklichkeit, auf die Verbesserung der Lebensbedingungen — es war elend. Der Geist war in der Materie gefangen, und darum mußte die Materie der Feind sein; das waren die Lehrsätze der Romantiker.

Da ging denn der Sänger in die Natur, er hörte die Glocken der Domkirche, die Föhren, die Vögel u. s. w. singen, und stellte sich dann die ganz berechtigte Frage:

Es singt Natur, warum soll ich da schweigen?

Er beschloß nun nicht mehr zu schweigen, sondern frei heraus zu singen, von des Lebens Frühling, dem frohen, jungen, von des Lebens Herbst, von der Vaterlandsliebe. Da kamen die weisen Männer, bemächtigten sich seiner Gedichte, zerpflückten sie und erklärten sie für wertlos. Und da schwieg der Sänger.

So ist's. Die Überklugheit unsrer Tage,
Sie tötet jugendwarmen Liedes Schlag. . . .

Bestimmt zu sagen, was er 1870 eigentlich mit der Überklugheit meinte, ist nicht leicht, es war wohl ganz einfach die Vorempfindung einiger Rezensionen, denn die weisen Männer waren augenscheinlich niemand anders als Rezensenten.

Darauf brach er so aus:

Des Tages niedre Krämerseele sinket
Hin in den Staub, kniet vor dem goldnen Kalb.
Kein Lied ertönt, da sie es anrufet,
Nur Goldesklang kann Andacht ihr verleihn.

Ein Zusammenhang mit dem Wesen der Zeit konnte darin nicht gefunden werden, denn die sechziger Jahre zeichneten sich durch ihre schlechten Ernten und damit durch ihren großen Geldmangel aus. Der Schwindel und das Gesellschaftswesen begann erst mit den siebenziger Jahren. Auf dem Programm des Sängers der damaligen Zeit stand es verzeichnet, daß er über das Geld und über das goldne Kalb zürnen mußte, und darum verflocht er das Stichwort in seinen Vers.

Ein bestimmtes Programm war da nicht aufgestellt. Daß das Lied aus dem Nordlande verstummen würde, das schwebte dem Jüngling wohl vor, aber wie der neue Ton klingen würde, das gab er nicht an, und daß er in dem Bunde noch einige neue Psalmen anstimmen würde, verriet er nicht. Er hatte innerlich die Ahnung, daß es nur Nachklänge wären. Er sprach nämlich die Besorgnis aus, daß die Nachwelt ihnen kein Marmorbild errichten würde, daß sie vielmehr im Grabe der Vergessenheit verschwinden würden.

Schuldlos sind wir, wenn mit uns geizt das Schicksal.
Und unser Name bald vergessen ist.

Das Ganze ist ein Gemisch von Schüchternheit und Unverschämtheit, bezeichnend für den Mann.

Das wurde nun ein poetisches Faullenzerleben mit Extrazusammenkünften, jeden Abend trafen sie sich entweder im Wirtshaus oder zu Hause auf der Stube. Aber für

einen werdenden Schriftsteller war es keine verlorene Zeit. Aus den reichhaltigen Bibliotheken der Kameraden schöpfte er unaufhörlich, und durch den Meinungsaustausch gewöhnte er sich daran, die Litteratur von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Aber das Leben, die allgemeinen Interessen, die Tagespolitik, die Gegenwart, das alles kam nicht weiter in Betracht; er träumte dahin.

Unterdessen erwachte das Gewissen des Angehörigen der niedern Volksklasse in ihm, und er fragte sich, was er unter diesen reichen Jünglingen zu thun hätte; aber im Rausch und in den Gesellschaften wurde es schnell beruhigt, und ihm selbst wurde Mut zugesprochen, vorwärts zu gehen und etwas vom Leben zu fordern, denn er hatte — nach der Meinung der Kameraden — einen gewissen Einsatz.

Seine Kammer war schlecht; es regnete durchs Dach, und als Bett hatte er nur eine Pritsche, die ihm bei Tage als Sofa dienen mußte. Wenn ihm die Zeit zu Hause zu lang wurde und die poetischen Gespräche ihn anekelten, dann suchte er seinen alten Schulfreund, den Naturforscher, auf. Da sah er durchs Mikroskop, hörte von Darwin sprechen und von den neuen Weltanschauungen. Da erhielt er praktischen und wohlwollenden Rat, und das war derselbe Freund, der ihm riet, dadurch seine Stellung zu sichern, daß er einen Einakter fürs königliche Theater, und zwar in Versen schriebe. Nein, ein Akt genügte für Johanns Ideen nicht, darum wollte er lieber eine Tragödie in fünf Akten schreiben.

„Ja, aber es ist schwerer, das zur Aufführung zu bringen."

Schließlich ließ er mit sich reden und beschloß, eine

kleine Idee auszuführen; die Handlung verlegte er nach Rom sie, betraf Thorwaldsens ersten Besuch dort. Der Freund lieh ihm Bücher über Italien, und nun saß Johann bei der Arbeit.

In vierzehn Tagen war das Stück fertig.

„Das wird gespielt,“ sagte der Freund. — „Das sind Rollen, siehst Du!“

Da es ihm bis zur nächsten Zusammenkunft des Vereins zu lange währte, so eilte Johann am Nachmittag zu Thurs und Rejd und las ihnen das Stück vor. Sie waren beide derselben Meinung wie der Naturforscher, das Stück würde gespielt werden. Dann lud er sie zur Vesper und zum Champagner ein; Reden wurden gehalten, und sie tranken bis zum Morgen, dann schliefen sie bei Rejd auf dem Fußboden mit dem Punschglas neben sich. Sie wachten nach ein paar Stunden auf und leerten die halb ausgetrunkenen Gläser beim Sonnenaufgang, und dann gingen sie zum Fest.

Die Teilnahme der Freunde war herzlich und warm, ohne eine Spur von Neid, und zu Johanns schönsten Jugenderinnerungen gehörte immer sein erster Erfolg. Der schwärmerische und leidenschaftliche Rejd vermehrte die Dankesschuld, indem er das Stück ins Reine schrieb. Und darauf wurde es sogleich an die königliche Theaterdirektion gesandt.

Der Frühling kam, und der Mai war wie ein einziger langer Rausch. Der Verein hatte ein Kämmerchen bei Lilla Förderfvet zum Abendpunsch bestellt. Es wurde er=

zählt, Reden wurden gehalten und unmäßig getrunken. Endlich trennte sich die Gesellschaft, aber mit dem Versprechen, sich in Stockholm einmal zu treffen, um den Ehrentag des grünenden Vereins festlich zu begehen.

An einem Junimorgen um 6 Uhr versammelten sich die vier Stammbrüder des Vereins bei Skeppsholm, wo ein Ruderboot gemietet wurde. Die Bundes-Lade, ein großer Karton, der die Akten enthielt, wurde nebst dem Speise- und Flaschenkorbe eingepackt, und darauf ergriffen Os und Rejd die Ruder und richteten den Lauf des Schiffes nach Djurgårdsbron und in den Kanal, um den Bestimmungsort — eine Landspitze auf Lidingöland — zu erreichen. Thurs blies Bellmannsmelodien auf der Flöte und Frö (Johann) begleitete ihn auf der Harfe, was er in Upsala gelernt hatte. Beim Landungsplatz wurde das Frühstück auf einer Wiese am Strande hergerichtet. Die „Lade" stellten sie mitten auf das Tischtuch, nachdem sie dieselbe mit Laub und Blumen geschmückt hatten, und dann ordneten sie die Branntweinflaschen und Gläser. Johann, der für seine griechische Komödie das Altertum studierte, ordnete an, daß die Mahlzeit auf griechische Weise eingenommen würde, und daß die Gäste liegend und bekränzt speisen sollten. Darauf machten sie zwischen zwei Steinen Feuer und kochten Kaffee, worauf sie dann um neun Uhr morgens Cognac und Punsch einnahmen. Und nun las Johann sein Stück „Die Freidenker" vor. Es wurde eine Kritik gehalten, und dann ließen sie der Rede freien Lauf. Thurs war der größte Redner, und er gab seine Gefühle und Gedanken in gebundener Form kund. Sein Gedicht wurde vorgelesen und mit all-

gemeinem Beifall aufgenommen. Dann wurde musiziert; Johann sang zur Guitarre abwechselnd romantische Volksweisen und unanständige Lieder. Als Mittag herannahte, strömte der Geist wohl noch eine gewisse Wärme aus, war aber doch schon sehr abgekühlt. Am Nachmittag stand die Sonne über Lilla Bärtan. Nach kurzem Schlummer wurde der Rausch von neuem geweckt, aber in andre Bahnen geleitet. Thurs, das Kind Israels, hatte ein Lied vorgetragen von der Größe des Nordens, und er rief den alten Gott Skandinaviens an. Ur, der Patriot, sprach ihm das Recht ab, Andrer Güter zu annektieren. Sie fingen Feuer bei der Judenfrage, und Drohworte klangen herüber und hinüber, zuletzt umarmten sich beide herzlich. Nun trat das sentimentale Stadium ein. Sie fingen an zu weinen, denn der Alkohol wirkt in dieser Weise auf die Magenhaut und auf die Thränendrüsen. Ur fühlte sich zuerst dazu aufgelegt, und unbewußt suchte er nach etwas Traurigem. Er brach in Thränen aus. Man forschte nach dem Grunde. Zuerst wußte er es selbst nicht, dann aber fand er, daß sie ihn wie einen Bruder Lustig, der er auch immer war, behandelten. Er erklärte, daß er eine sehr ernste Natur wäre und große Sorgen hätte, von denen niemand etwas wüßte; aber nun schüttete er sein Herz aus und berichtete seine Familiengeschichte. Nachdem er sich so erleichtert hatte, wurde er wieder vergnügt. Aber der Abend war lang, und sie sehnten sich nach Hause. Es lag ein Kobold in ihrem Herzen, und sie empfanden Widerwillen vor einander, vor dem Scherz und vor dem Rausch. Sie wurden tiefsinnig und suchten die Philosophie des Rausches zu ergründen. Woher kommt den Menschen dies Verlangen

sich wahnwitzig zu machen? Und was liegt dahinter? Drückt sich darin die Sehnsucht des Auswanderers aus, der aus dem Süden kam und nun in nördlichen Ländern um ein verlornes sonniges Dasein trauert? Irgend eine Veranlassung mußte zu Grunde liegen, denn ohne eine solche wäre es unfaßbar, daß dieselbe Unart sich des ganzen Menschengeschlechts hätte bemächtigen können. Ist das noch ein Gesellschaftsmensch, der im Rausche alle Gesellschaftslügen von sich abwirft? Verlangt doch die Gesellschaft, daß man nicht alle seine Gedanken ausspricht! Warum liegt sonst die Wahrheit im Wein? Warum verehrten die Griechen Bacchus wie einen veredelten Menschen und in ihm die gute Sitte? Warum liebte Dionysos den Frieden und trachtete darnach, den Wohlstand zu verbreiten? Konnte nicht der Wein, als Hauptfreude des männlichen Geschlechts, irgend welchen Einfluß ausgeübt haben auf die Intelligenz des Mannes und seine Handlungskraft, so daß er dem Weibe überlegen ward? Und warum blieb Muhameds Volk, seitdem es keinen Wein mehr trank, auf einem so niedrigen Kulturstandpunkt zurück? Bei den Ackerbauern und Hirten war das Salz ein täglicher Nährstoff; um nun das Salz zu ersetzen, fingen die ersten Jäger das Blut des Wildbrets auf. Konnte da nicht der Wein ein Ersatz geworden sein für den verlorenen Nährstoff, nachdem er verschiedene Stadien durchgemacht hatte? Und wofür? Irgend ein Gedanke oder ein Nutzen mußte doch in diesem so wunderlichen Brauch verborgen liegen! Oder sollte das Bedürfnis, das Bewußtsein zu verlieren, dem Satz der pessimistischen Schule, daß das Bewußtsein der Anfang zum Leiden sei,

als Stütze dienen? Man wurde ja naiv, unbewußt wie ein Kind, der Wein machte den Menschen zum Tier. War das die verlorene Glückseligkeit, die man wieder erlangen wollte? Aber die Reue, die darauf folgte? Die Reue und die Magensäure dokumentieren sich durch dieselben Symptome. Könnte da nicht leicht eine Verwechslung vorkommen, so daß man meinte, man empfände Reue, und dann wäre es doch nur Magenschmerz? Oder bereute der erwachte Trinker in bewußtem Zustande, daß er sich am Tage vorher entblößte und sein Geheimnis offenbarte? Da war doch nichts zu bereuen! Er schämte sich darüber, daß er sich überrumpeln ließ, und er empfand Furcht, weil er sich entblößt und die Waffe aus Händen gegeben hatte. Furcht und Reue liegen ja nebeneinander.

Noch einmal wurde das Bewußtsein ertränkt, und dann setzten sie sich ins Boot und fuhren heim! Aber nun gerieten Johann und Thurs in einen Streit über Bellmann, der bis Skeppsholm anhielt und mit scharfen Auseinandersetzungen endete.

Johann hielt einen alten Groll gegen Bellmann aufrecht. Als Kind hatte er einmal einen ganzen Sommer hindurch krank gelegen, und da fand er zufällig in dem Bücherschrank seines Vaters Fredmans Episteln. Er fand sie dumm, war aber zu jung, um sich ein gegründetes Urteil darüber zu bilden. Später geschah es manchmal, daß sein Vater sich ans Klavier setzte und „Der Magistrat von Trosa“ oder „Auf dem Gripsholm ist es allzu lustig“ vor sich hinsummte. Unbegreiflich sei es, meinte der Knabe zum Onkel, daß der Vater das so köstlich finden könnte. Später hörte er einmal am Weihnachtstisch einen sehr

hitzigen Streit über Bellmann, den der Onkel über alles stellte, höher als die Bibel und die Prediger. Der steckte tief in Bellmann. Wahrscheinlich war wohl Atterboms romantische Parteikritik durch die Zeitungen allmählich in die Mittelklasse eingedrungen. Als Gymnasiast und Student sang Johann „Opp, Amaryllis" und die andern Idyllen, aber natürlich ohne irgend etwas bei den Worten zu denken. Er sang in den Quartetten und Chören mit, denn das war lustig. Schließlich fielen ihm Ljunggrens 1867 herausgekommene Vorlesungen in die Hände, und da ging ihm ein Licht auf, aber nicht das von Ljunggren angezeigte. Er fand es unsinnig. Bellmann war ein Sänger, mag sein, aber ein großer Skalde, der größte, den der Norden jemals hervorgebracht! Unmöglich! Bellmann hatte für den Hof und die Freunde seine nach französischem Muster zugeschnittenen Weisen gesungen, aber niemals für das Volk, das die Amaryllis, Äolus, die Tritonen, die Freya und den ganzen Rokoko-Anhang nicht begriffen hätte. So erschien er und wurde vergessen. Warum wurde er aus Atterbom ausgegraben? Weil die kämpfende Partei der Romantiker eine Inkarnation nötig hatte, von den regellosen und berühmten, grade entgegengesetzten Akademikern nötig hatte, da sie nicht durch sich selbst berühmt werden konnten. So kam die Schule zu Ansehen, und mit der Einsicht in die menschliche Feigheit wurde die Begriffsmacht eingeführt, und mit der Erkenntnis von dem Affenspiel der Mittelklasse und ihrer Autoritätsverehrung erschien es weniger verwunderlich, daß Bellmann so hoch kam. Darnach kamen Ljunggren und Eichhorn als Forscher und sollten Atterbom überragen, indem sie das Schöne und Geistreiche zu treffen

wußten, und das Priestertum in „Par Bricoll“ bemächtigte sich des Kultus, und damit war der Gott fertig. Ja, Byström hatte schon den kleinen Lotterie-Sekretär und den Hofpoeten nach Dionysos gebildet und gab ihm die antike Tracht des Bacchuskopfes.

Johanns Opposition erstreckte sich nun zuerst und am weitesten gegen den Gott. Darauf fand er als Idealist Bellmanns Humor widerlich und unwahr und vor Allem cynisch . . . Es ist keine Lebensfreude darin, denn die kommt der Jugend zu, und er handelt nur von unvermögenden Greisen. Darum ist Bellmann der Toddygreisenpoet und Stammvater des widerlichen alten Junggesellen Konjander.

Die Idyllen sind nachlässig, aus dem Ärmel geschüttelt, schlecht gereimt, unzusammenhängend, wie die Gedanken im Gehirn eines Betrunkenen. Man weiß nicht, ob es Tag oder Nacht ist; der Donner grollt beim vollen Sonnenschein, und die Wogen brausen, während das Boot bei der Windstille fest liegt. Das ist Musiktext, und dazu kann man auch den Adreßkalender verwenden. Es ist dasselbe, nur daß es klingt.

Wie gewöhnlich nahm Thurs Alles persönlich. Es war ein Angriff auf seinen guten Geschmack und auf seine Ehre, denn Johann behauptete, daß jene Bewunderung eine künstliche wäre, daß er sich gewaltsam dazu hinaufgearbeitet, daß sie nicht wahr wäre. Thurs erklärte Johann für übermütig, da er sich unterfinge, den größten Sänger zu meistern.

„Beweise, daß er der größte war!“

„Tegnér, Atterbom haben gesagt . . .“

„Das ist kein Beweis!“

„Widerspruchsgeist, ich verstehe!“

„Der Zweifel ist der Anfang der Gewißheit, und Unsinn muß in einem gesunden Gehirn Widerspruch erwecken.“

Und so weiter!

Da es kein allgemeines, oder allgemein gültiges Urteil giebt, da jedes Urteil individuell ist, so bestehen daher mehrfache und teilweise Urteile. Johann wurde zum Nachdenken angeregt, und einige Jahre später trat er für Bellmann ein. Als später der alte Fryxell bewies, das Bellmann kein Mäßigkeitsapostel — wozu Eichhorn und Ljunggren ihn stempeln wollten — kein Gott wäre, sondern ein kleiner Liedersänger mit mäßigen Ansprüchen, da hatte Johann einen Schimmer von Hoffnung, daß sein individuelles Urteil auch einmal ein Urteil der Menge werden würde. Aber da betrachtete er die Frage schon von einem andern Gesichtspunkt aus und wollte sagen, daß Schweden weder unglücklich noch schlechter daran gewesen wäre, wenn Bellmann niemals existiert hätte; und er wollte den Patrioten und Demokraten sagen, daß Bellmann ein Stockholmer Poet wäre, ein royalistischer Hofpoet, der das geringe Volk furchtbar aufzog, und er wollte den kirchlich Gesinnten, die Bellmann sangen, erklären, daß sie die Lieder eines Betrunkenen sängen, die in der Trunkenheit geschrieben wurden, und die die Trunkenheit besängen. Für sich selbst behielt er, daß Bellmann sehr lustig zu singen wäre, der leichten französischen Melodien wegen, und er war durchaus nicht durch die vorurteilsfreie französische

Voltairemoral verletzt, im Gegenteil. Aber jetzt war er es, denn er war Idealist und verlangte Reinheit in der Poesie, grade wie der Rest von Idealisten und Bellmannsverehrern unsrer Tage. Diese letzteren haben sich und ihre Moral hinter das Wort „Humor“ geflüchtet. Aber was meinen sie mit Humor? Ist es Scherz oder Ernst? Was ist da Scherz? Waren sie zu feige, ihre Meinung zu sagen? Im Humor wird die Doppelnatur des Menschen wieder gefunden: Die Gleichgültigkeit des Naturwesens der angenommenen Moral gegenüber und der Sieg des Christen über das Unmoralische, das doch so verlockend, so verführerisch ist. Der Humor spricht mit zwei Zungen: mit der der Satire und der des Mönchs. Der Humorist läßt seinen Pegasus los, sieht sich aber genötigt, ihn auf dem alten, schlechten Boden mit Ruten zu peitschen. Es ist eine Übergangsform, die im Sterben liegt und nun ihre letzten Momente in schwangerem Zustande verlebt. Die großen modernen Geister haben die Rute weggelegt und heucheln nicht länger, sondern sprechen frei heraus, und die alten Trunkenheitssentimentalitäten gelten nicht länger für gutherzig, da sie sich nur als Ausfluß schlechter Nerven zu erkennen gegeben haben.

Inzwischen stieg der Verein nach dem Schlußstreit bei Skeppsholm ans Land. Es war nun helle Sommernacht. Mit dem Speisekorb und der Guitarre nebst der Bundeslade an der Spitze, zogen sie wie wahre Idealisten zu den Mädchen. Beim Sonnenaufgang saßen die Vereinsbrüder bei geöffneten Fenstern auf Apelbergsgatan, deckten den Tisch aus dem Eßkorbe und ließen wieder Guitarre und Flöte erschallen, und nun wurden die Lieder des Horaz

an die Lydia und die Chloe rezitiert, und in weichen Betten wurde das Feuer der Liebe zu Aphrodite Pandemos entzündet.

IX.

In den Büchern und auf der Bühne.

(1870.)

Um die Entwicklungsgeschichte einer Seele zu schreiben, genügt manchmal eine einfache Biographie, denn eine Person, welche in einem kleinen Kreise lebt und persönlich niemals in einen höheren kommt, sucht denselben in Büchern zu finden. Daß dieselben Bücher nicht immer denselben Eindruck machen und nicht auf alle gleich wirken, beweist deren relatives Unvermögen, jemand zu bekehren. Die Kritik zum Beispiel, die unsre Meinung ausspricht, nennen wir gut; diejenige, welche gegen unsre Meinung spricht, ist schlecht. Wir scheinen also wenigstens mit einer vorgefaßten Meinung erzogen zu sein, und nur das Buch, das dieselbe bestärkt, ins Reine bringt und entwickelt, interessiert uns. Die Gefahr einer einseitigen Bücherbildung liegt darin, daß die meisten Bücher, besonders gegen den Schluß einer Kulturperiode, veraltet sind. Der Jüngling, der von Eltern und Lehrern das alte Ideal übernahm, mußte also — innerlich zum Abschluß gekommen — notwendigerweise veralten, so daß er beim Eintritt ins Mannesalter gewöhn-

lich seinen ganzen Vorrat von alten Idealen von sich warf und gleichsam von Neuem geboren wurde. Die Zeit ist an ihm vorüber gegangen, während er in den alten Büchern las, und er fühlt sich als Fremdling mitten in seiner eignen Zeit.

Johann hatte seine Zeit damit zugebracht, die Vergangenheit zu ergründen. Er kannte Marathon und Cannä, den spanischen Erbfolgekrieg und den dreißigjährigen Krieg, das Mittelalter und das Altertum, aber als dann im Sommer der große Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, verstand er die Bedeutung desselben nicht. Er las darüber wie über ein Theaterstück, er interessierte sich für den Ausgang desselben, nur um zu sehen, was daraus entstehen würde. Auf Christinenberg, wo er im Sommer bei den Eltern wohnte, lag er draußen im Grase und las Oehlenschläger. Bis zur Annahme eines Amtes sollte er ein Spezialgebiet in der Ästhetik wählen, und er wählte die dänische Litteratur, deren Kenntnisse er Dietrichsons Vorlesungen verdankte. In Oehlenschläger hatte er die Höhe der norwegischen Poesie gefunden. Das war für ihn die Poesie aller Poesie, das Unmittelbare, das er bewunderte, vielleicht am meisten darum, weil er es vermißte. Etwas trug auch wohl die schwedische Sprache dazu bei, die ein idealisiertes Schwedisch zu sein schien wie wie die Sprache eines aus der Ferne angebeteten Weibes klang. Seitdem er Helge gelesen hatte, achtete er die Frithjofs-Sage gering, er fand sie schwerfällig, nüchtern, priesterlich, unpoetisch.

Oehlenschlägers Werk war ein Buch, das durch seinen Kontrast wirkte, vielleicht fand grade die Romantik in demselben

ein Echo bei dem Jüngling, der nun zur poetischen Wirksamkeit erwacht war, und der Poesie und Romantik als eins betrachtete. Hierzu trug wohl viel seine Vorliebe für das Norwegische bei, das durch Oehlenschläger zur Geltung kam, und seine unglückliche Liebe zu einem blonden, blassen Mädchen, das mit einem Lieutenant verlobt war. Darum übte Oehlenschläger auch nur einen vorübergehenden Eindruck aus, der kaum ein Jahr währte; es war nur eine leichte Frühlingsbrise, die vorüberzog.

Schlimmer war es mit dem ästhetischen System, wie Ljunggren es darstellte. Zwei Bände in feinem Stil gaben Rechenschaft von den Meinungen aller Philosophen über das Schöne, ohne daß eine annehmbare Definition zu Stande gekommen wäre.

Johann hatte sich bei seinen antiken Studien auf dem Nationalmuseum gefragt, wie der häßliche „Schleifer“ unter die schönen Künste geraten konnte, und wie die Wirtshausscenen des holländischen Genremalers als Gemälde schön wirken könnten, obwohl sie nicht idealisiert waren und diese Scenen doch in Wirklichkeit als schmutzig gelten. Darauf hatten die Philosophen keine Antwort. Sie wanden sich so hindurch und arbeiteten ganz schablonenmäßig, ohne einen Ausweg zu wagen oder finden zu können, das Häßliche fügten sie als Kontrast oder als komisch wirkend ein. Aber nun erhob sich der starke Verdacht, daß das Schöne nicht immer edel wäre.

Ferner quälte ihn der Zweifel über die Möglichkeit der objektiven Urteilskraft des Geschmacks. Er hatte in der neubegründeten „Svensk Tidskrift“ gelesen, wie man sich über Kunstwerke zankt, und sah, wie beide Gegner ihre

entgegengesetzte Meinung gleich gut verteidigten. Der eine suchte das Schöne in der Form, ein andrer im Inhalt und der dritte in der Harmonie zwischen beiden. Ein gut gemaltes Stillleben sollte darnach höher stehen als Niobe, denn die Linien dieser Statuengruppe waren nicht schön, und besonders war die Draperie der Hauptfigur höchst geschmacklos, obwohl das Urteil der meisten das Werk für großartig erklärte. Das Großartige brauchte also in der Form nicht schön sein. Die Frucht dieser Studien war, daß er jedes Urteil des Geschmacks subjektiv fand, je nach dem urteilenden Subjekt, und daß das sogenannte objektive Urteil nur subjektiv würde, wenn es die Mehrzahl für sich gewänne, oder wenn es zur Verwirklichung gelangte.

Während dieser Grübeleien kam ein Buch in seine Hand, daß wie ein Blitzstrahl das Dunkel des Zweifels durchfuhr und ein neues Licht über die ganze Welt des Schönen ausgoß. Das waren Georg Brandes' „Kritiken und Porträts", die im Laufe des Sommers herauskamen und im „Abendblatt" besprochen wurden. Hier lag ein fertiges neues System vor, aber über das Ganze breitete sich eine neue Beleuchtung. Alle von den deutschen Philosophen entlehnte Worte: Inhalt und Form, schön, großartig, charakteristisch, waren darin nicht zu finden, und gewiß hatte der Verfasser das ästhetische System nicht angewandt, um einen Maßstab zu haben. Was er benutzt hatte, erfuhr man aber nicht. Brandes schrieb nicht wie die andern, sah nicht wie die andern, und er schien einen feineren Gedankenmechanismus zu haben als die Alten. Er ging von dem vorliegenden Faktum aus, untersuchte

es, zerlegte das Kunstwerk, erklärte es anatomisch und physiologisch, ohne bestimmt zu sagen, ob es schön oder unschön wäre. Dies war die Methode der neuen französischen Ästhetik, die durch Taine von England aus eingeführt war und nun auf die Kunst angewandt wurde. Die ganze alte Ästhetik, die es dabei ließ, daß gut wäre, was nicht gut war, erhielt damit den Todesstoß. Das Kunstwerk lag da, wie ein Ausdruck der Thätigkeit des menschlichen Geistes, gestempelt von der Periode, der es entsprang; es trug das Gepräge des Persönlichen und sollte nur wie ein Dokument behandelt werden, wie eine Handlung aus der inneren Geschichte einer schaffenden Zeit. Das Schönheitsideal wechselte mit dem Land, Volk und Klima, und Rubens' fettleibige Weiber waren ebenso schön oder unschön wie Rafaels Geliebten, die als Madonnen verkleidet wurden. Da hieß es, die Frage auf einen Punkt stellen, wo sie weder von dem subjektiven, noch von dem objektiven Urteil erreicht werden konnte. Die Kritik hatte damit überhaupt jedes absolute Urteil für ungiltig erklärt und erkannte nur die Erklärungsmethode an. Und wie konnte es anders sein, da jedes Urteil — von einem bestimmten Individuum oder von einer Einzelpartei gefällt, mit einer bestimmten eingelernten Ansicht, auf der jeweiligen Epoche beruhend — nur ein relatives oder individuelles Urteil sein kann. Aber damit war auch die eigene Unmöglichkeit der Kritik erklärt. Denn wer anders als der Schriftsteller oder Künstler selbst könnte das Entstehen des Kunstwerkes erklären? Wer kennt außer ihm all die heimlichen Fäden, Beweggründe und Interessen, die alle bei der Arbeit zusammen wirken? Aber er war ja selbst

parteiisch und kannte selten sich selbst, besonders wenn er in dem seligen Selbstbetruge des Unbewußten lebte; und er war ja, um sich nicht zu schaden, gezwungen, das Geheimnis seines Schaffens zu verbergen.

In der schweren Frage des Vorrechts von Inhalt und Form ging Brandes bestimmt zur Form über. Wenn ein Kunstwerk gleichzeitig ein Zeitdokument sein soll, muß es auch in innerlichem Zusammenhange mit der Zeit stehen und einen wirklichen Inhalt haben. Diese Ansicht fand später Ausdruck in der berühmten Formel: Das umstrittene Problem. Aber dies hatte ja bereits der so verketzerte Tendenzroman — dessen in Schweden allgemein bekanntes Opfer Frau Schwartz war — ins Werk gesetzt. Da Brandes die Gefahr, die in dieser Lehre lag, einsah, zog er sich aus dem Spiel, indem er sich solchen Folgerungssatz verbat, ohne jedoch bestimmt anzugeben, aus welchem Grunde.

Dies war indessen der erste Schritt zur Emanzipation der Litteratur von der drückenden Sklaverei im Dienst der Kunst, ausgenommen waren natürlich die Ästhetiker. Die Losreißungen hatte schon früher stattgefunden, die meisten Schriftsteller erholten sich in der Zeitungslitteratur. Der Sänger war nicht mehr der für sein Zeitalter gleichgültige Gaukler. Er sollte das Land der Träume verlassen und in die Wirklichkeit und Realität seiner eigenen Zeit eintreten, und damit war die Bahn für die Übergangsperiode frei, welche nun im Realismus und Naturalismus untergeht, und welche wohl mit der Selbstbiographie abschließt, diesem einzigen Stoff, den ein Schriftsteller einigermaßen beherrschen kann, wenn er nämlich ganz erfüllt ist von dem

Bewußtsein der von ihm gewollten Unfreiheit und sich nicht scheut, aufrichtig zu sein, was es nur sein kann, wenn er mit sich im Klaren ist über seine Verantwortlichkeit.

Viktor Hugos Roman hatte in Johann einen fruchtbaren Boden gefunden. Die Auflehnung gegen die Gesellschaft, die Naturverehrung des Dichters, der auf einer einsamen Insel wohnte, der Hohn gegen die stets herrschende Dummheit, die Raserei gegen die Priesterreligion und die Schwärmerei für Gott als Urheber aller Dinge — dies alles, was noch als Same in dem Jüngling ruhte, fing nun an zu keimen, wurde aber noch durch das Herbstlaub aus den alten Büchern erstickt.

Das Leben zu Hause war nun still. Der Sturm hatte sich gelegt, die Geschwister waren emporgewachsen, der Vater, der immer bei seinen Rechnungsbüchern saß und die Möglichkeit berechnete, eine Kinderschar ohne Schulden zu versorgen, war älter geworden und sah nun ein, daß Johann auch älter geworden war. Sie besprachen nun oft allerlei Fragen. Was den fortschreitenden Krieg anbetraf, so waren sie ziemlich neutral. Als romanisierte Germanen machten sie sich nichts aus den Deutschen. Sie fürchteten sie und haßten sie wie Vaterbrüder, die ein gewisses Altersrecht besaßen, aber sie vergaßen noch weniger, daß die siegenden Preußen eine schwedische Provinz waren. Der Schwede war mehr Franzose geblieben, als er wußte, aber jedenfalls fühlte er sich mit dieser schönen Nation verwandt.

Am Abend, wenn sie im Garten saßen und das

Wagengerassel aufgehört hatte, drangen die Töne der Marseillaise aus Blanchs Café bis zu ihnen herüber, und sie hörten Hurrahrufe, die aber bald verstummen sollten.

Im August, als das Theater wieder geöffnet war, erhielt Johann den so lange erwarteten Bescheid, daß sein Stück zur Aufführung angenommen wäre. Da erfuhr er zum ersten Male, was der Rausch des Erfolges ist. Mit einundzwanzig Jahren ein Stück am königlichen Theater angebracht zu haben, das war genug, um alle Widerwärtigkeiten, die seine Erinnerung noch beschwerten, weit von sich zu werfen. Nun sollte sein Wort von der ersten Bühne des Landes ins Publikum hinausgehen. Das Mißgeschick mit der Theaterlaufbahn war vergessen; der Vater sah ein, daß der Sohn in seiner so verschrieenen Wankelmütigkeit recht gewählt hatte, und alles sollte wieder gut sein.

Und zum Herbst, ehe das Examen begann, wurde das Stück aufgeführt. Es war kindisch, fromm, kunstverehrend, aber der Inhalt von dramatischem Effekt, und er rettete dies magere Stück: Thorwaldsen vor der Jasonstatue, die er mit einem Hammer zerschmettern will. Unverschämt darin war ein Ausfall auf die Reimschmiede der Jetztzeit. Auf welchen Schriftsteller hatte er es abgesehen? Und wie wagte ein Neuling, dem man so viele Notreime nachweisen konnte, den Stein auf die andern zu werfen? Es war eine Dummdreistigkeit, die sich auch strafte.

Johann schlich sich in den dritten Rang hinauf, um dort im Hintergrunde sein Stück stehend mit anzusehen.

Da stand bereits Rejd, und der Vorhang wurde aufgezogen. Johann hatte die Empfindung, als wenn er unter einer Elektrisiermaschine stände. Jeder Nerv vibrierte, seine Beine wankten, und er weinte während der ganzen Zeit aus reiner Nervosität. Rejd mußte ihn bei der Hand halten, um ihn zu beruhigen. Das Publikum applaudierte hier und da, aber Johann wußte, daß es meist Verwandte und Freunde waren, so ließ er sich nicht täuschen. Jede Dummheit, die ihm in den Versen entschlüpft war, machte ihn erbeben und zerriß ihm die Ohren; dann schämte er sich, so daß ihm ganz heiß wurde, und ehe der Vorhang fiel, rannte er hinaus auf den dunklen Marktplatz. Er war ganz vernichtet. Der Angriff auf die Priester war dumm und ungerecht; die Verherrlichung der Armut sowie der Hohen kam ihm unrichtig vor, seine Schilderung des Verhältnisses zum Vater war cynisch. Sich so wegzuwerfen! Es war ihm, als sähe er seine Scham, und die Scham war das Gefühl, das bei ihm am stärksten ausgeprägt war. Die Schauspieler schienen ihm dagegen gut zu sein. Die Aufführung war stimmungsvoller, als er sich träumen ließ. Alles war gut, ausgenommen das Stück. Er irrte dem Norrstrom zu und wollte sich ertränken.

Was ihn am meisten erregte, war der Umstand, daß er seine Gefühle so offenbart hatte! Wie kam das? Und warum war das ein Grund, sich vor der Gesellschaft zu schämen? Warum sind die Gefühle so heilig? Vielleicht darum, weil die Gefühle in der Gesellschaft falsch sind, weil deren Ausdruck nur eine physische Erregung ist, mit der die Persönlichkeit in keinem Zusammenhang steht.

Wenn das wirklich wahr wäre, dann schämte er sich wie der Alltagsmensch darüber, daß er so unwahr wäre und sich verkleidet sehen ließ.

Es gilt für schön und verdienstvoll, wenn sich jemand durch den Anblick eines leidenden Mitmenschen rühren läßt, aber bei näherer Betrachtung stellt sich dieses Gefühl doch nur als der Widerschein einer Rührung heraus. Man stellt sich das Leid des andern als sein eigenes vor, und so lebt man das eigene Leid noch einmal mit. Eines Anderen Thränen können uns zum Weinen bringen, gerade wie eines Anderen Gähnen uns zum Gähnen reizt. Nichts weiter. Johann schämte sich darüber, daß er gelogen hatte, und daß er sich selbst dabei ertappt hatte. Aber das Publikum ertappte ihn nicht.

Niemand ist ein so unbestechlicher Kritiker als der Theaterschriftsteller, wenn er sein eigenes Stück sieht. Er läßt nicht ein Wort dem Siebe entschlüpfen. Er schilt nicht den Schauspieler, den bewundert er gewöhnlich, weil er seine Dummheiten mit so vielem Geschmack aussprechen kann. Und das Stück kam Johann dumm vor. Es war auf ein halbes Jahr angesetzt; vielleicht würde er darüber hinauswachsen.

Es wurde noch ein Nachspiel gegeben, das zwei Stunden in Anspruch nahm. Während der ganzen Zeit irrte er draußen im Dunkeln in den Alleen umher und schämte sich.

Er hatte mit den Freunden und Verwandten ein Zusammentreffen im Hotel du Nord verabredet, aber er blieb aus. Er sah, wie sie herumliefen und ihn suchten, aber er wollte sich nicht finden lassen. Und sie gingen

wieder hinein, um das Nachspiel zu sehn. Endlich war das Theater aus. Die Menge strömte hinaus und zerstreute sich in den Alleen. Er mischte sich unter sie, um so unbemerkt sein Urteil zu hören.

Schließlich sah er eine einzelne Gruppe, die unter dem Regendach des Theaters stehen blieb. Sie schauten in alle Richtungen; sie riefen ihn. Schließlich trat er zu ihnen, bleich wie eine Leiche und finster.

Sie gratulierten ihm zu dem Erfolge. Man hatte applaudiert, und das war ganz gut. Das Urteil derer die in der Nähe gesessen hatten, wurde wiederholt, und sie beruhigten ihn. Darauf wurde er einfach beim Kragen genommen, in einen Keller geführt und zum Essen und Trinken gezwungen, und dann zog er mit zu einigen Mädchen.

„Das wird Dir gut thun, Du alter Schwarzseher,“ sagte ein Großhändler.

Und er fühlte sich bald von seiner Himmelfahrt heruntergerissen.

Wie kannst Du so trübsinnig sein, nachdem Du erreicht hast, daß Dein Stück am königlichen Theater gespielt wird?“

Ja, das konnte er ihnen auch nicht sagen. Sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, aber das war es augenscheinlich nicht, was ihm fehlte. Der Gedanke daran, daß es doch jedenfalls eine Ehre wäre, tröstete ihn nicht.

Am folgenden Morgen ging er in einen Laden und kaufte die Morgenzeitung. Er schnitt sie auf und las, daß das Stück eine schöne Sprache hätte, und da der

Verfasser seinen Namen nicht genannt hätte, so nähme man an, daß es von einem bekannten Kunstkritiker wäre, der die Künstlerwelt in Rom gut studiert hätte. Das war ein Kompliment und frischte die Laune etwas auf.

Zur Mittagszeit fuhr er nach Upsala, wo ihn der Vater bei einem Priester in Kost gegeben hatte, damit er so unter gebührender Aufsicht seine Studien vollenden könnte.

X.

Zerrissen.

(1870.)

Die Pension bot Gelegenheit zu einem großen täglichen und ausgedehnten, vielleicht allzu ausgedehnten Verkehr. Da waren Studenten jedes Alters und jeder Fakultät und aus allen Provinzen, vom Theologen bis zum jungen Mediziner und Juristen. Auch Frauenzimmer wohnten im Hause, aber Johann war nun zum achten Male verliebt und abermals in eine Unerreichbare, die verlobt war. Der ausgedehnte Verkehr überbürdete gleichsam das Gehirn mit Eindrücken aus allen Kreisen, und der ganze Mensch fühlte sich schlaff und zerschlagen durch all dies Aussprechen und Verhandeln der verschiedenen

Ansichten, wie der Umgang das so mit sich bringt. Außerdem wurde viel getrunken, fast jeden Abend.

An einem der ersten Tage nach seiner Ankunft kam die Kritik der Abendzeitungen über das Stück zum Vorschein. Die eine war sehr scharf. Sie war gerecht und grade darum, weil sie wahr war, fand Johann sie ganz fürchterlich. Er fühlte sich seiner Umhüllung beraubt, durchschaut. Der Verfasser hätte seine unbedeutende Person hinter einen großen Namen (Thorwaldsen) versteckt, und das Kostüm stände ihm nicht. Und so weiter. Er war ganz bankrott. In solcher Not denkt man auf Selbstverteidigung, und er stellte einen Vergleich an mit andern plundrigen Stücken, die von demselben gestrengen Herrn gerühmt worden waren. Er fand die Behandlung ungerecht. Und in Bezug auf den Vergleich war sie auch ungerecht, aber an sich, von allem andern abgesehen, war sie gerechtfertigt. Das Stück konnte dadurch nicht besser werden, daß der Kritiker schlechter wurde. Johann wurde nun scheu und wild. Dazu kam, daß sie bald darauf in der Landsmannschaft über ihn und das Stück scherzten. Nun glaubte er überall Hohn und spöttisches Lächeln auf den Gesichtern zu lesen, und er ging nur noch durch die Nebenstraßen.

Darauf aber folgte ein Schlag, der ihn noch härter traf. Ein Freund hatte in eigenem Verlag sein erstes freigeistiges Stück drucken lassen. Und nun kam in einer Abendstunde ein Bekannter mit der gehaßten Abendzeitung zu Rejd herauf. In dem Blatt stand ein höhnender Artikel über das Stück, das verlacht und heruntergerissen wurde. Johann wurde gezwungen, den Artikel in Gegen-

wart der Kameraden zu lesen. Er mußte gegen seinen Willen anerkennen, daß alles wahr wäre, aber das erregte ihn ganz gewaltig. Warum ist es so schwer, von andern die Wahrheit zu hören, da man selbst doch so strenge gegen sich sein kann? Vielleicht darum, weil daraus Verantwortlichkeit und Unbequemlichkeit hervorgeht. Man fühlt sich überlistet, ausgeforscht. Derjenige, der so in Ruhe dasitzt und alles entlarvt, würde sich wie beraubt fühlen, wenn sein eigenes Geheimnis ans Tageslicht gebracht würde. Das Zusammenleben ist ein falsches Spiel, aber wer will sich verraten lassen! Daher kommt es auch, daß wir in einsamen Stunden, wenn das Vergangene unbestechlich in unserer Erinnerung aufsteigt, nicht unsere Fehler, wohl aber unsere Dummheit und unsern natürlichen Grimm bereuen. Der Fehler mußte da sein, er war hervorgerufen durch die Notwendigkeit und war sogar von einem gewissen Nutzen, die Dummheiten aber, die schadeten und konnten unterbleiben. Und der Mensch erweist dadurch der Intelligenz eine größere Ehre als der Moral, denn die erstere ist eine Realität, die letztere eine listige Fabel. Hilf Dir durchs Leben mit Deiner Intelligenz und täusche, dann schütze die Moral (gegen Dich), so wird es Dir leichter, von Grund aus zu siegen und die Moral zu durchbrechen. Darum ist auch das moralische Streben unserer Zeit nach Sittlichkeit und Opferfreudigkeit eine Bewegung der oberen Klasse, und dadurch sollen die sich heranwälzenden Massen zurückgehalten werden.

Inzwischen empfand Johann Schmerzen, wie nach seiner Meinung nur ein Verbrecher sie haben könnte. Und er wurde nun dazu getrieben, so bald als möglich den Ein-

druck seiner Dummheit zu verwischen. Er fühlte aber auch die Ungerechtigkeit, die in diesem Vorgehen gegen ihn lag, denn er wurde als Kraft vollständig verdammt, und dabei war doch sein Erzeugnis jährig geworden und er also auch gereifter. Aber das war nicht der Fehler der Rezensenten.

Es bestand also ein Mißverhältnis zwischen dem Urteil und dem Corpus delicti. Er warf sich nun auf ein Trauerspiel, „der Opferdiener“, das in künstlerischer Form das Christentum behandeln und dasselbe Problem und denselben Konflikt lösen sollte. Künstlerisch hieß in jener Zeit ein Stück, dessen Handlung der Verfasser in eine vergangene Zeit verlegte, um die Wirkung hinreißend zu gestalten. Angetrieben durch Oehlenschläger und die isländischen Sagen, die er jetzt im Urtext las, schrieb er den „Opferdiener“. Aber er hatte einen schweren Gewissenskampf, denn sein Vater hatte ihm das Versprechen abgenommen, daß er nichts schreiben würde, bevor er sein Examen abgelegt hätte, und er mußte eine List ersinnen, wie er nach seinem Wohlgefallen und nicht nach der Willkür Anderer leben könnte. Aber er erstickte alle Bedenklichkeiten mit dem Gedanken, daß sein Vater schon zufrieden sein würde, wenn er mit einem großen und plötzlichen Resultat vor ihn träte. Und das konnte wahr werden.

Aber andere, neue Ereignisse griffen in sein Leben ein und wirkten bestimmend auf seine Gemütsverfassung und auf seine Arbeit. Das waren zwei Bekanntschaften, ein Schriftsteller und eine andre Persönlichkeit. Unglücklicherweise waren beide Abnormitäten, Ausnahmefälle, und sie waren daher nur störend für seine Entwicklung.

Der Schriftsteller war Sören Aaby Kierkegaard.

Dessen „Entweder — oder“ hatte Johann sich von einem Vereinsbruder geliehen, und nun las er es mit Furcht und Zittern. Die Kameraden hatten es auch gelesen und fanden es genial und bewunderten den Stil, aber weiter ließen sie es nicht auf sich wirken, was beweist, daß die Bücher schwerlich wirken, wenn sich die Leser dem Verfasser nicht verwandt fühlen. Auf Johann übte es den beabsichtigten Eindruck aus. Er las den „ersten Teil des Ästhetikers A.“ Er war entzückt, und doch fühlte er sich immer unlustig, wie vor einer schweren Krankheit. Und als er den ersten Teil durgelesen hatte, war er wirklich taub und verzweifelt, aber noch mehr aufgerüttelt. In dem „Tagebuch eines Verführers“ sah er die Phantasien eines Impotenten oder eines geborenen Onanisten, der niemals ein Mädchen täuschte. Auf diese Weise ging es nicht. Überdies war Johann kein Genußverehrer, er gehörte im Gegenteil zu den Asketen und Selbstquälern, und eine so egoistische Genußlust wie A.'s, war darum unvernünftig, weil das Leiden, das er durch die Befriedigung seiner Begierden hervorrief, ihm unwillkürlich Schmerzen zuziehen mußte. Tiefer drang „des Ethikers Predigt von dem Leben als Pflicht und Aufgabe“, und er ersah hieraus, daß er in dieser Hinsicht ein Ästhetiker war, der die Schriftstellerei als Genuß auffaßte. Es sollte wie eine Pflicht aufgenommen werden. Warum? Ja, da fehlte der Beweis; und Johann, der nicht wußte, daß Kierkegaard Christ war, sondern das Gegenteil glaubte, denn er kannte seine „Erbauliche Rede“ nicht, schmuggelte nun die christliche Sittenlehre bei sich ein, mit der Opferpflege und der Pflichtliebe. Und so schlich sich der Begriff Sünde wieder ein und der Glaube, daß Genuß Sünde wäre, daß es des Menschen

Pflicht wäre, seine Pflicht zu erfüllen. Warum? Um der Gesellschaft willen, der man Dankbarkeitsschulden zu entrichten hatte? Nein, darum, weil es Pflicht war. Es war ganz einfach Kants kategorischer Imperativ. Als er nun mit „Entweder — oder" zu Ende war und fand, daß auch der Ethiker, der Sittliche, verzweifelt war, und daß die ganze Pflichtlehre nur für Philister wäre, da war sein ganzes Inneres zerrissen. Nein, lieber Ästhetiker! Ja, aber man konnte nicht Ästhetiker sein, wenn man fünfsechstel seines Lebens Christ gewesen war, und man konnte nicht Ethiker ohne Christus sein. So wurde er nun wie ein Ball zwischen beiden Polen hin- und hergeworfen, und schließlich war er ganz verzweifelt. Hatte er nun die „Erbauliche Rede" begriffen, so mußte er es möglich machen, einen Schritt zum Christentum hin zu thun, aber es war schwer sich zu entschließen und Christus wieder aufzunehmen. Das wäre grade so gewesen, als wollte man sich einen ausgezogenen Zahn, den man mit Vergnügen ins Feuer warf, mit der Zahnzange wieder eineinsetzen. Es war auch nicht möglich, mit der Erkenntnis, daß „Entweder — oder" nur eine Peitsche am Kreuz wäre, das ganze Buch als eine Jesuitenschrift zu verwerfen und sich dann als gerettet zu betrachten. Zwischen Ästhetik und Ethik schwankte er hin und her. Zum Paradoxen oder zu Christus sich wenden konnte er nicht, denn das hieße Vernichtung oder Wahnwitz. Kierkegaard predigte den Wahnwitz. War dies die Verzweiflung über die zu deutlich hervorgetretene Erkenntniß, daß das Bewußtsein immer bestehen würde? War es die Sehnsucht, die Bewußtlosigkeit des Rausches zu durchschauen?

Johann hatte genugsam den Kampf zwischen seinem Willen und dem der Anderen empfunden. Er hatte dem Vater dadurch Sorgen bereitet, daß er seine Pläne durchkreuzte, doch beruhte das auf Gegenseitigkeit; und das ganze Leben besteht aus einem Gewebe von sich kreuzenden Willensgewalten: des einen Tod — des andern Brot, und des einen Glück — des andern Leid. Genuß und Leiden im ewigen Wechsel und Streit. Seine Sinnlichkeit oder Genußsucht hatte niemand gekränkt und Niemand Sorgen bereitet. Er ging zu den öffentlichen Mädchen, die keinen höheren Wunsch kannten, als sich zu verkaufen, er hatte niemals eine Unschuld verführt und war niemals davongelaufen, ohne zu bezahlen. Er war war moralisch aus Gewohnheit oder Instinkt, aus Furcht vor den Folgen, aus Geschmack, aus Erziehung, aber grade das, daß er sich nicht unmoralisch fühlte, war ein Mangel, eine Sünde. Nachdem er „Entweder — oder" gelesen hatte, fühlte er sich sündig. Der kategorische Imperativ schlich sich unter einem lateinischen Namen und ohne Kreuz auf dem Rücken heran, und er ließ sich täuschen. Er sah nicht, daß es zweitausend Jahre Christentum waren, die sich nur verkleidet hatten.

Indessen würde Kierkegaard nicht so tief eingegriffen haben, wenn nicht gerade eine Menge Umstände mitgewirkt hätten. Kierkegaard predigte in dem Brief des Ästhetikers das Leiden als einen Genuß. Johann überwand den öffentlichen Hohn; er überwand die Schmerzen, die durch seine schwere Arbeit hervorgerufen wurden; er überwand die unerwiderte Liebe, den unbefriedigten Geschlechtstrieb, da es

in Upsala schwer war, Mädchen zu finden; er überwand den Trunk, denn er war nur einen Abend um den andern berauscht; er überwand den Seelenkampf und den Zweifel in Bezug auf seine Kunstthätigkeit; er überwand Upsala mit der häßlichen Landschaft, die Examenbücher und das schlechte Gewissen, als er nicht mehr studierte, sondern schrieb. Aber diesem allem lag auch etwas Anderes zu Grunde. Er war zu strenger Arbeit und Pflicht erzogen. Nun lebte er gut, sorglos und eigentlich genießend. Das Studieren war ein Genuß, die Schriftstellerei mit all ihren Leiden war ein unerhörter Genuß, das kameradschaftliche Leben war ein immerwährendes Fest und lauter Lustbarkeit. Sein Unterklassenbewußtsein erwachte und sagte ihm, daß es nicht recht wäre zu genießen, wenn andere arbeiten; seine Arbeit war ja Genuß, denn sie führte die höchste Ehre und vielleicht Geld mit sich. Daher sein beständig schlechtes Gewissen, das ihn ohne Ursache verfolgte. Meldete sich bereits bei ihm die erwachende Erkenntnis von seiner unerhörten Schuld? Die niedere Klasse arbeitete wie ein Sklavenvolk, während er genoß. Erwachte bei ihm dunkel jenes Rechtsgefühl, das in unsern Tagen so manche Mitglieder der oberen Klasse ergreift, die das erworbene Kapital nicht vergeuden, sondern Zeit und Mühe opfern für die Verbesserung der Unterklasse, die aus freiem Antrieb arbeiten, obwohl sie wissen, daß es gegen ihr eigenes Interesse ist, nur um recht zu handeln? Möglicherweise! Aber Kierkegaard war nicht der Mann, den Mißton zu lösen. Erst den Evolutionsphilosophen war es vorbehalten, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Genuß und Pflicht Frieden zu stiften. Sie sollten das hinterlistige „Entweder — oder"

streichen und das „Sowohl als auch“ verkünden, dem Fleisch das seine geben und dem andern auch.

Kierkegaards wirkliche Bedeutung trat erst mehrere Jahre später klar hervor, als er einsah, daß ihm nur der ganz einfache Leser, der Ultrachrist blieb, der zweitausendjährige orientalische Ideale in der modernen Gesellschaft verwirklichen wollte. Aber in einem Falle hatte Kierkegaard Recht. War dies das wahre Christentum, so sollte es ordentlich sein; das „Entweder — oder“ galt doch hier nur für die Priester der Kirche, die sich Christen nannten.

Weiter sah er nicht, und man konnte von ihm, der sein Buch 1843 schrieb und streng religiös erzogen worden war, nicht verlangen, daß er so sagen sollte: entweder das Christentum so wie hier oder gar keins; in diesem Falle hätte man wahrscheinlich gar keins gewählt. Nun sagte er so: ob Du Ästhetiker oder Ethiker bist, so mußt Du Dich rückhaltlos in Christi Arme werfen. Das Falsche darin war, daß man die Ethik und die Ästhetik einander gegenüber stellte, denn diese Gebiete können sehr gut miteinander harmonieren. Aber Johann konnte sie durchaus nicht zusammenbringen, bevor er nach endlosem Kampfe mit zweiunddreißig Jahren einen Kompromißversuch anfing, und nachdem er eingesehen hatte, daß Arbeit und Pflicht auch zum Genuß gehören, und daß selbst das Vergnügen zu rechter Zeit, auch eine Pflicht sei.

Indessen quälte ihn das Buch wie ein Alpdrücken. Er wurde böse, wenn die Kameraden ihn unter die Litteraten zählen wollten. Es half nichts, daß sie ihn in sein Reich

einsetzten, seinen Stil über Goethes Faust setzten, den er unleugbar manchmal übertraf. Johann konnte damals noch weniger verstehen, daß der Säulenheilige Kierkegaard aus sich selbst schöpfte, als er den „Teil A" schrieb, und daß „Der Verführer" und „Don Juan" der Verfasser selbst wäre, der seine Begierde in der Phantasie stillte. Nein, er glaubte, es sei erdichtet.

So hatten alle Umstände in Johanns Leben sich so gestaltet, daß Kierkegaards Einfluß bei ihm ein reiches Feld vorfand, dazu kam noch die oben angedeutete Bekanntschaft, die keine Rolle weiter gespielt haben würde, wenn nicht der Boden schon so gut bearbeitet worden wäre, denn auf die andern Kameraden wirkte er schließlich nur lächerlich. Damit verhielt es sich indessen so. Bruder Thurs, der Sohn Israels, kam eines Tages und erzählte, daß er die Bekanntschaft eines Genies gemacht hätte, das in den Verein einzutreten wünschte.

„Ach, ein Genie!"

Keiner von den Vereinsbrüdern wagte, sich zu den Auserwählten zu zählen, nicht einmal Johann, und es ist sehr zweifelhaft, ob irgend ein Dichter eigentlich glaubt oder fühlt, es zu sein. Man kann nach angestellten Bemühungen herausfinden, daß man Besseres als andere schaffen könne, ein guter Verstand kann natürlich erkennen, daß er mehr versteht als andere, aber ein Genie, das ist doch etwas Besonderes; gewöhnlich wird niemand vor seinem Tode als Genie anerkannt, und das Wort kommt ganz aus dem Sprachgebrauch, seitdem die Entwicklungsgeschichte des Genies ans Tageslicht gezogen worden ist.

Die neue Erscheinung rief Bewegung hervor, und der

Unbekannte wurde unter dem Namen „Eis“ gewählt. Er wäre kein Poet, hieß es, aber ein Gelehrter und ein starker Kritiker.

So kam Johann eines Abends mit Thurs in die Versammlung. An der Thür stand eine kleine, dünne Person, ohne Überrock, wie ein Arbeiter in der Feierstunde gekleidet. Die Kleider sahen aus, als hätte er sie geliehen, denn die Ellenbogen und Kniee saßen an der unrechten Stelle (diese Bemerkungen wurden sogleich von Johann gemacht, da er selbst abgelegte Kleider trug). In der Hand hielt er einen biersuppenfarbigen, schmutzigen Hut, wie man ihn sonst nur beim Leierkastenmann sieht. Sein Antlitz sah aus wie das eines südländischen Rattenfallenverkäufers. Das schwarze Haar hing auf die Schultern hernieder, und das Gesicht war mit einem schwarzen Bart bewachsen, der bis auf die Brust fiel.

„Ist es möglich,“ fragte man sich, „daß das ein Student ist?“

Er glich allem andern eher und sah aus, als wäre er vierzig Jahre alt, er war aber erst dreißig.

Er stand wie ein Bettler mit dem Hut in der Hand an der Thür und wagte sich kaum weiter. Nachdem Thurs in ins Zimmer gezogen und vorgestellt hatte, wurde die Versammlung für eröffnet erklärt. Eis fing an zu reden, und man hörte zu. Er hatte eine Weiberstimme, die bisweilen zu einem unverschämten Geflüster herabsank, gleichsam als ob der Redner Todesstille verlangte, oder als ob er für seine eigene Not spräche. Es würde schwer sein zu wiederholen, was er sprach, denn es handelte über alles, was er gelesen hatte, und da er zehn Jahre länger

las als die zwanzigjährigen, fanden sie ihn bewundernswert in seiner Gelehrsamkeit. Darauf las jemand ein Gedicht vor. Eis sollte sich darüber äußern. Er fing mit Kant an, berührte Schopenhauer und Thackeray und hörte mit George Sand auf. Aber niemand merkte, daß das nichts mit dem Gedicht zu thun hatte. Darauf ging man hinaus und herein. Eis sprach immerfort über Philosophie, Ästhetik, Weltgeschichte, bisweilen mit einem traurigen Ausdruck in den schwarzen, unbegreiflichen Augen, die niemals auf der Gesellschaft ruhten, sondern ein unsichtbares Publikum in weiter Ferne und unbekanntem Raume zu suchen schienen. Der Verein lauschte andachtsvoll, entzückt.

Nun sollte man Johanns Urteil über ihn hören. Er und einer der poetischen Brüder bezweifelten stark seine Berufung. Oft, wenn sie viel tranken, fragten sie einander, ob sie glaubten? Damit meinte man, ob die einen glaubten, daß der andre zum Dichter berufen sei. Es war derselbe Zweifel wie damals, als Johann dahinging und zweifelte, ob er ein Kind Gottes sei. Nun sollte Eis den „Opferdiener“ lesen und sein Urteil darüber aussprechen. Johann ging eines Morgens zu ihm hinauf, um sein Urteil zu hören.

Eis sprach bis Mittag. Worüber? Ueber alles. Aber er hatte nun Johannes Seele gefaßt. Er kannte die Fäden nach Hörensagen von Thurs, und nun zog er daran nach Wohlgefallen. Nicht aus Sympathie wühlte er so in seinem Innern, sondern aus einer Art Spinnenbegierde. Ueber das Stück äußerte er sich nicht direkt, sondern er entwarf den Plan zu einem neuen nach seinem Sinn. Er wirkte wie ein Magneriseur, und Johann war geblendet,

aber er ging verzweifelt von ihm, als ob der Freund in seiner Seele umgerührt, sie zerpflückt und die Stücke dann weit von sich geworfen hätte, nachdem er seine Neugierde befriedigt.

Aber Johann kam wieder, saß auf dem Sofa des weisen Mannes, lauschte seinem weisen Worte wie dem des Orakels und fühlte sich vollkommen in seiner Macht. Manchmal meinte er, es sei ein Geist, wenn er auf dem Teppich herumwanderte und sein Körper in den Tabakswolken verschwand. Er wirkte, wie man zu sagen pflegt, dämonisch, das heißt, unerklärlich, beim ersten Anblick. Er hatte kein Blut in den Adern, keine Empfindung, keinen Willen, kein Begehren. Er war ein redender Kopf. Sein Standpunkt beruhte auf nichts und auf allem. Er war ein Präparat von Büchern, und der Mann war der Typus eines Büchergelehrten, der niemals in der Wirklichkeit lebte.

Zuweilen wenn die Brüder beisammen waren, sprachen sie über Eis. Thurs war seiner schon überdrüssig, und hegte die geheime Vermutung, daß er irgend ein Verbrechen begangen haben müßte, da er von einer beständigen Unruhe getrieben zu sein schiene. Dann kam an den Tag, daß er Dichter wäre, daß er seine Gedichte aber nicht zeigen wollte, weil er von der Dichtkunst zu hoch dachte. Weiter verwunderten sich alle darüber, daß sie in der Wohnung des gelehrten Mannes nicht ein Buch fanden. Und so fragten sie sich, weßhalb er Jünglinge aufsuchte, denen er so überlegen war, und deren Gedichte er verachten mußte. Die Jünglinge, die selbst am Ende der Romantik standen, erkannten den blutlosen Romantiker

nicht an, der festen Fuß auf der Erde verloren hatte. Sie sahen in den langen Haaren und in dem schmutzigen Hut nicht die Kopie von Murgers Bohemien. Sie wußten nicht, daß jene Zerrissenheit eine Pariser Mode war, und jene hohle Weisheit ein Gespinnst der deutschen Mystik, deren Experimentalpsychologie auf Kierkegaard zurückzuführen ist; sie wußten nicht, daß dieses interessante Wesen, das ein nicht begangenes Verbrechen, einen tiefen, heimlichen Kummer durchscheinen ließ, Byron entliehen war. Das verstanden sie nicht. Darum konnte auch Eis mit Johanns Seele spielen und ihn in seinem Netz umgarnen. Ja, Johann war so eingenommen und so umfangen von ihm, daß er sich in einer Rede Gamaliel nannte, der zu den Füßen Pauli (Eis) säße und Weisheit einatmete.

Die Folge davon war, daß Johann eines schönen Abends den „Opferpriester" verbrannte. Es war die Arbeit einer langen Zeit, die da ins Feuer wanderte. Als er die Asche aufnahm, weinte er. Ohne es ihm zu sagen, hatte Eis ihm bewiesen, daß er kein Dichter wäre. Also alles ein Mißgriff, auch das! Dazu kam die Verzweiflung darüber, daß er seinen Vater betrog und ohne irgendwelche Arbeit, die seine Versäumnis hätte rechtfertigen können, nach Hause kommen mußte.

In einem Anfall von Reue und um doch irgend ein Resultat aufweisen zu können, ging er hin und meldete sich fürs Latein an, ohne jedoch die erforderlichen Themata oder Uebungen geschrieben zu haben. Der Professor fand seinen Namen auf der Liste, erkannte ihn aber nicht wieder. Der Pedell kam eines Sonntags Abends, als Johann grade etwas angeheitert von einem Mittagessen zurückkam.

Johann ging kühn zum Professor und fragte, was er wolle.

„Der Herr hat sich für Latein angemeldet?"

„Ja."

„Aber ich sehe Ihren Namen nicht auf meiner Liste."

„Ich habe mich früher als Mediziner eingeschrieben."

„Das gehört nicht hierher. Sie müssen sich nach dem Gesetz und der Verfassung richten."

„Ich kenne das Gesetz über die drei Aufgaben nicht."

„Ich glaube, Sie sind unverschämt!"

„Das mag so scheinen!"

„Hinaus! Herr oder . . ."

Die Thür wurde geöffnet, und Johann war hinausgejagt. Er schwor darauf, daß er doch zum Latein kommen würde, aber am folgenden Morgen verschlief er die Zeit.

So waren alle Brücken abgebrochen.

Eines Morgens kam ein Freund und weckte ihn.

„Weißt Du, daß W. tot ist!" W. war ein Pensions- und Tischkamerad.

„Nein!"

„Ja, er hat sich den Hals abgeschnitten."

Johann sprang auf, kleidete sich an und rannte mit dem Kameraden nach Jernbrostraße, wo W. wohnte. Sie stürzten die Treppe hinauf und kamen in einen dunklen Flur.

„Ist es hier?"

„Nein, hier!"

Johann stieß auf eine Thür; dieselbe gab nach, fiel heraus und auf ihn. Im selben Augenblick sah er eine Blutlache auf dem Fußboden. Er kehrte um, ließ die

Thür los und erreichte die Treppe, hinter ihm erdröhnte der Fußboden.

Diese Scene rüttelte ihn furchtbar auf. Und er fing an zu grübeln. W. war vor einigen Tagen mit Johann im Carolinapark zusammengetroffen, wohin Johann ging, um in der Einsamkeit an seinem Stück zu arbeiten. W. kam heran und grüßte; er fragte, ob sie zusammen gehen wollten, oder ob er vielleicht störe. Johann antwortete aufrichtig, daß er störe, und W. ging und sah sehr bekümmert aus. War es das Versenken in die Einsamkeit, das eine Seele sucht, und das ihr abgeschlagen wurde? Johann fühlte sich zunächst schuldig an diesem Morde. Aber er war nicht zum Tröster geschickt.

Nun spukte der Tote bei Johann, und er wagte nicht mehr in sein Zimmer zu gehen, sondern schlief bei Kameraden. Eines Nachts war er bei Rejd. Dieser mußte das Licht brennen lassen und wurde mehrmals von Johann geweckt, der nicht schlafen konnte.

Eines Tages wurde er von Rejd bei seiner Flasche mit Blausäure überrascht. Rejd stellte sich an, als sei er mit dem Selbstmordplan einverstanden, schlug aber vor, erst noch einen Abschiedsbecher zu trinken. Sie gingen nach Novum, bestellten acht Toddy, die auf einen Präsentierteller angerichtet wurden. Sie tranken vier, jeder in vier Zügen; nach jedem wünschte Rejd dem Freunde, daß er bald eine „Leiche" sein möchte. Darauf wurde er nach Hause gebracht, aber da die Hausthür zugeschlossen war, über einen Bauplatz geführt und auf eine Planke geworfen. Da blieb er im Schneetreiben liegen, bis er wieder zu sich kam, und dann kroch er auf sein Zimmer.

Einige Tage darauf, in der letzten Nacht, die er in Upsala zubrachte, schlief er bei Thurs auf einem Sopha, während die Kameraden über ihn wachten und das Zimmer hell erleuchtet hatten. Sie wachten gutmütig bis zum Morgen, dann begleiteten sie ihn nach den Bahnhof und warteten, bis er im Coupé war. Als der Zug Bergsbrunna passierte, atmete Johann auf. Ihm war, als ob er etwas Häßliches, Unheimliches, etwa eine nordische Winternacht bei dreißig Grad Kälte hinter sich zurückließe, und er schwor, daß er nie in jene Stadt zurückkehren und sich dort häuslich niederlassen wollte, wo die Seele aus dem Leben und aus der Gesellschaft verwiesen, durch die Ueberproduktion der Gedanken in Fäulnis überzugehen drohte und zerfressen wurde von der Grundsäure, die keinen Abfluß findet, sich entzündet wie Mühlsteine, die trocken mahlen.

XI.

Idealismus und Realismus im Jahre 1871.

(1871.)

Als Johann zu seinen Eltern nach Hause kam, fühlte er sich so geborgen, als wenn er nach einer stürmischen nächtlichen Bootfahrt ans Land gestiegen wäre. Und er schlief wieder ruhig in seinem alten Feldbett in der Kammer der Brüder. Hier sah er nun ruhige und geduldige Menschen, die kamen und gingen, arbeiteten und schliefen, immer zu einer bestimmten Zeit, ganz auf derselben Stelle wie früher, ohne daß sie von Träumen oder ehrgeizigen Plänen beunruhigt wurden. Die Schwestern waren zu großen Mädchen herangewachsen und waren im Haushalt thätig. Alle arbeiteten, nur er nicht. Als er nun sein eigenes ausschweifendes, regelloses Leben, ohne Ruhe, ohne Frieden mit dem ihren verglich, da hielt er sie für glücklicher und besser. Sie nahmen es ernst mit ihrem Leben, sie verrichteten ihre Aufgabe und erfüllten ihre Pflichten ohne Geräusch und Prahlerei.

Er suchte nun alte Bekannte unter den Kaufleuten, Kontoristen und Schiffskapitänen auf, und sie alle machten

ihm einen neuen und belebenden Eindruck. Sie führten die Wirklichkeit wieder in seine Gedanken ein, und er fühlte wieder festen Boden unter den Füßen. Und damit stieg eine Verachtung in ihm auf gegen die falsche Idealität, grade so wie er das Unwürdige einsah, das in der Verachtung der Studenten gegen die Philister lag.

Dem Vater beichtete er nun einfach und offen, doch ohne Reue, sein elendes Leben in Upsala und bat ihn, zu Hause bleiben und von dort aus sein Examen machen zu dürfen, sonst wäre er verloren. Das that er, und nun entwarf er seinen Schlachtplan für den Frühjahrstermin. Zuerst sollte er eine lateinische Arbeit für einen geschickten Lehrer in Stockholm schreiben und dann im Frühjahr hinreisen und sich durchschlagen. Weiter sollte er eine Abhandlung schreiben zur Prüfung in der Ästhetik und sich gleichzeitig in der Materie zum Examen vorbereiten. Mit diesem Vorsatz fing er nun ein ruhiges Arbeitsleben an. Da kam Neujahr heran. Aber nun lag ihm die Niederlage des Stückes im Sinn, in dem er seine freien Gedanken niederlegen wollte, und der Freunde Nachfragen, ob sie nicht bald etwas Neues von ihm sehen würden, reizte ihn, so daß er beschloß, in vierzehn Tagen den „Opferdiener" in einen Einakter zu bringen. Und dann setzte er sich hin und studierte.

Zum April schrieb er die Probeschrift für seinen Lektor, und er schwor darauf, daß er durchkommen würde. Dann fuhr er nach Upsala. Der Vater sah mit Freuden, daß Johann sich so ganz sicher fühlte, aber er äußerte doch sein Bedenken, ob es nicht praktischer wäre sich zu

fügen und für den Professor zu schreiben. — Nein, das war nun einmal eine Prinzipienfrage und eine Ehrensache.

Beim Professor angekommen, wartete er, bis die Reihe an ihn kam und trat näher. Als der Alte seiner ansichtig wurde, errötete er und fragte:

„Nun, mein Herr, sind Sie wieder da?"

„Ja!"

„Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ich möchte mich fürs Latein einzeichnen."

„Ohne eine Probearbeit geschrieben zu haben?"

„Ich habe die Probearbeit in Stockholm geschrieben — und ich will nur fragen, ob die Statuten mich berechtigen, mich zum Latein zu melden."

„Statuten? Fragen Sie den Dekan darnach: ich weiß nur, was „ich" verlange."

Johann ging und zwar direkt zum Dekan. Das war eine junge, lebhafte, sympathische Persönlichkeit. Johann brachte sein Vorliegen an und wartete den Verlauf ab.

„Ja, sehen Sie, mein Herr, die Statuten sagen gar nichts über den Fall, aber der alte P. läßt Sie auch ohne Statuten durchfallen."

„Das wollen wir sehen! Lassen Sie mich zum Latein zu, Herr Dekan? Das ist die Frage!

„Das kann ich nicht verweigern. Gehen Sie nur! Sie wollen dem Alten also Trotz bieten?"

„Ja, das denke ich!"

„Sind Sie denn so sicher?"

„Ja!"

„Nun, Glück auf!" sagte er und klopfte Johann auf die Schulter.

Er stellte sich zum Latein, schrieb und erhielt nach einer Woche das Telegramm, daß er genagelt wäre, d. h. durchgekommen. Einige schrieben diesen Ausgang nur dem Edelmut des Professors zu und mißbilligten Johanns unbefugtes Handeln, Johann aber hielt dafür, daß sein Fleiß und sein Wissen den Erfolg bedingt hätten, obwohl er nicht leugnen konnte, daß der Professor ein ehrlicher Mann wäre, der ihn nicht durchfallen ließ, obwohl die Macht dazu in seiner Hand lag.

Im Mai sollte das Tentamen vor sich gehen. Gegen alles Herkommen schickte er nun seine Abhandlung durch die Post hin und bat, ihm das Ergebnis mitzuteilen.

Die Abhandlung war betitelt „Hakon Jarl“ und drehte sich um Idealismus und Realismus. Sie ist von 1871 datiert und ein wichtiges Dokument aus des Verfassers Entwicklungsgeschichte; sie kann vielleicht auch als ein kleiner Beitrag zur Zeitgeschichte dienen, darum soll sie hier im Ganzen abgedruckt werden mit dem nötigen Kommentar darunter.

„Hakon Jarl oder Idealismus und Realismus."

(1871.)

A. an B.

Thorshammar im Göjemonat 18 . .

Wann kann ich mich auf mein ästhetisches Urteil verlassen? Es ist das eine Frage, die mich lange beunruhigt, die ich aber jetzt gelöst zu haben glaube. Höre und antworte mir dann, ob ich irrte!

Es war vor einem Jahre; ich besuchte das Nationalmuseum, um die niederländischen Maler zu studieren. Der Tag war neblig, die Stimmung gedrückt, nichts packte mich. Rubens' rosenrotes Fleisch unter dem tiefblauen Himmel in den grünen Hainen ärgerte mich, und Ariadne — welche Masse! — und Rembrandt, der ernste Meister, wie konnte er sich zu solcher Effekthascherei herablassen? Da sitzt der heilige Anastasius, lesend — warum? Ja, damit das Licht einen Gegenstand findet, über den es sich ergießen kann. Und der unerträgliche Teniers mit seinen schmutzigen Gastwirten und Bierfiedlern und den ewigen Tabakspfeifen — wahrlich, er läßt nicht zum Spaß immer einen Laden in der Wand offen stehen. Doch, Teniers

kam mir weit reicher vor als Rembrandt, denn wenn Rembrandt ein Fenster öffnete, so geschah es immer, um das Licht herein zu lassen, während Teniers nur ein wenig von dem holländischen Knaster hinaus lassen wollte. Und Ruysdael mit seiner besudelten Leinwand, seinen langweiligen Landschaften, warum läßt er immer die Wolken sich zerteilen? Aber nein, diese Wolken behagten mir, sie paßten vortrefflich zu meiner Stimmung. Ich schlug den Katalog auf, No. 00: Landschaft mit einem Weg durch den Waldpark; im Vordergrunde Landleute und ein Schimmel mit einem Karren. Ich sah wirklich den Weg und den Schimmel und die Landleute; ich sah noch einmal nach dem Gemälde und empfand ein eigentümliches Wärmegefühl ums Herz herum. Ich setzte mich vor das Gemälde hin, ich hörte nichts von allem, was um mich herum vorging, aber ich hörte, wie die Regentropfen von einem Blatt auf das andere fielen, jedesmal, wenn der Wind die Bäume schüttelte. Ich sah, wie die Baumwipfel sich vor einander verneigten; ich sah den Weg durch den Park. Da ging ein Mann, vom Alter gebeugt. Nun kam er an einer alten, krummen, entlaubten Birke vorüber. Reicht euch die Hand, ihr beiden Alten! Wie er gegen den Sturm ankämpft! Der Weg schlängelt sich durch den Park; es wird Tag zwischen den Bäumen; die Fläche, die grenzenlose, erscheint einen Augenblick in der Ferne. Wohin gehst Du, Alter? In die Unendlichkeit. Fürchtest Du Dich vor den Sturmwolken? Sieh da hinauf! Das ist ein Loch da oben in der schwarzen Gefängnismauer; siehst Du den blauen Himmel durchblicken? Mut, Trost und Hoffnung, bald liegt er offen und klar vor Deinen

Augen, und Du sollst dahinfliegen wie der Habicht, den Du über Deinem Haupte kreisen siehst. —

Da fließt ein Bach. Woher kommst Du? Wohin gehst Du? Wirst Du in den Wald geführt, oder bist Du nur eine Thräne, die der Himmel am Tage weinte, und die die Sonne am Morgen trocknen soll? Etliche Reisende sind stehen geblieben. Weilet, Wanderer, der Greis muß weiter, er wandelt von dannen. Immer weiter, der Ebene zu. — — —

Es schlägt drei Uhr, ich muß gehen, aber erst ein Gebet um Verzeihung zu Dir, der Du zeigst, daß der Geist im Fleische wohnt, und zu Dir, der Du das Licht vom Himmel sandtest und es über die Menschen scheinen lässest, und zu Dir, der beweiset, daß die Idee, daß Gott auch mit falschen Spielern an demselben Tische sitzen könne, und daß die Poesie nicht nur in Christi Grab und in den Lorbeerhainen von Hellas wohne, sondern auch in der armseligsten Schenke!

Warum erwachte mein Gefühl bei Ruysdael erst? Ich glaube, weil ich meine zufällige Stimmung in ihm wiederfand! Aber wenn ich andere soeben falsch beurteilte, wie kann ich sicher sein, daß ich Ruysdael richtig beurteilte? Soll ich mich kalt verhalten und überlegen? Fort damit! Nein, ich will das Kunstwerk genießen, dazu ist es ja da, und ich habe in diesen Tagen unendlich genossen; der Poesie ganze reiche Welt hat sich mir eröffnet, der Geist der nordischen Natur hat mich durchdrungen, ich habe der Meerfrau Lied auf den grünen Wogen gelauscht, ich habe mit Balder die verlorene Nanna beweint, ich habe mit der Nachtigall über die Kürze des Sommers geklagt und

hörte das winterliche Kaminfeuer Sagen erzählen von den großen Thaten hingeschwundener Zeiten, da der Norden noch eins war, ich habe Oehlenschläger gelesen, ich habe „Hakon Jarl“ gelesen!!!

Was soll ich anfangen, was beschließen? Mein Urteil würde sich zum Dithyrambus gestalten, wenn ich ein Dichter wäre, aber so —! Warum wird des Nordens größter Sänger nicht mehr gelesen? Warum werden seine Tragödien nicht bei uns gespielt? Von seinen sechsundzwanzig Tragödien sind nur fünf aufgeführt worden. Warum werden seine Werke nicht im Bücherladen gefunden? Wenigstens konnte man Oehlenschläger in Stockholm nicht kaufen, als ich zuletzt da war. Hiermit frage ich alle Menschen, ob sie „Hakon Jarl“ gelesen haben. Noch habe ich keinen jungen Mann getroffen, der ihn kennt, und der Greis antwortet ein kurzes Ja, zuckt mit den Schultern und erinnert sich nicht mehr an die schöne Stelle im ersten Akt, wo Odins Bild herunterstürzt. Hat er denn dies Vergessen, das mir schrecklich erscheint, verdient? Warum haben unsere dramatischen Schriftsteller ihn nicht studiert, ihn, dessen Sang lieblich ist wie ein Frühlingstag am Sund und kraftvoll wie Schilderklang!

Was hat die Kritik über „Hakon Jarl“ gesagt? Sie kann gewiß nichts zu tadeln finden, und wenn sich kleine Fehler mit eingeschlichen haben, was will das bei einem so großartigen Kunstwerk wohl sagen? Ist der Apoll von Belvedere nicht schön, obwohl der Kopf nicht richtig zwischen den Schultern sitzt? Ja ich, vielleicht ein Unwürdiger, ich erkläre mich für Hakon! Ritter und Männer wer tritt in die Schranken, eine Lanze mit mir zu brechen?

Ich sehe Dein sarkastisches Lächeln, aber darauf war ich gefaßt, denn ich weiß, daß Du, wie alle Kritiker, Deine Lust darin findest, alles Große in den Staub zu treten.

Fürs erste ist Hakon ein Tendenzstück, das auf der höchsten Stufe steht, und gleichwohl sind die Helden keine abstrakte Darstellung von des Dichters Ideen. Wie mild ist nicht sein Christ Olaf, aber doch vergeht er sich; er ist also nicht fehlerfrei, das wäre ein Fehler. Wie grausam ist doch Hakon, der Heide, und doch wie menschlich, wie stark ist er, und gleichwohl wie schwach!

Wie herrlich ist die Exposition, um mich ans Technische zu halten, das Dir doch die Hauptsache zu sein scheint, und doch wie ungesucht! Zwei Sklaven sprechen miteinander, ganz gleichgültig, man wird so allmählich in die Tagesfragen eingeführt, die Situation wird erklärt, und Hakon geht über die Bühne. Merke! Er geht nur über die Bühne. Wieviel ist hier dem Schauspieler überlassen, und wie fein kann der Schauspieler erst die große Heldengestalt zeigen, bevor Rede und Handlung beginnt. Es ist doch etwas von Shakespeare in der Exposition! Und weiter, die nächste Scene, welch' anmutige Erscheinung Gudrun, welche Lyrik, da sie den Kranz vor Freyas Bild niederlegt! Hakon kommt herein. Nicht ein Wort zu Anfang über Christentum und Heidentum, nein, er wollte nur sein eigenes Urteil austauschen gegen das Königsurteil, wie er so nebenher Olafs Abfall nannte. Hakon erblickt Gudrun, seine unselige Leidenschaft offenbart sich. Aber was hat denn das mit dem Heidentum zu thun? wendest Du ein. Wahr, aber es ist ein rein menschlicher Zug. Und dann, welch tiefer Gedanke, Odins Bildsäule stürzen

zu lassen, gleichzeitig ist es einer der größten Effekte, den man sich auf der Bühne denken kann. Sage das nicht; hüte Dich, Hakon! Deine Götter sind zu alt. Und weiter, Hakons Besuch in seinem Reich. Welch geistreicher Gedanke! Hakon ist dem Reich nicht gewachsen. Und welche Sprache! Was ist in der Beziehung Tegnér gegen Oehlenschläger? Nebenbei gesagt, hat der Frithjofs-Sänger meine ganze Achtung verloren, da er uns nur eine reine Nachahmung bietet. Wie man sich wohl denken kann, muß Hakon, der Heide, von einem alten Manne dargestellt werden, und Olaf, der neue Christ, von einem jungen. Wie scheußlich tritt das Heidentum in seiner Härte und Grausamkeit hervor, da Hakon Thoras Bitte, als sie sein gottloses Vornehmen verhindern wollte, auf eine so grausame Art abschlägt.

Welch' schöne Scene zwischen Einar und Hakon, die uns die schöne Seite des Heidentums zeigt, und weiter, Olafs Auftreten während des Gesanges des Mönches, das ist eine Scene voll der schönsten Stimmung!

Und später, wenn Olaf Grib aufnimmt und sagt: „Du christlicher Heide!" Wie schön tritt da das milde, versöhnende Christentum hervor! Und die Vorbedeutung mit dem goldenen Horn und dem Opfer, ist das nicht die schönste Romantik?

Aber nein, ich merke, ich kann keine Kritik schreiben, und ich will ein Kunstwerk, wie dieses, nicht zerpflücken denn wer das thut, muß ein herzloser, liebeleerer Mensch sein. Ebensowenig kann ich durch die Anhäufung ausgewählter Einzelheiten ein ganzes Bild darstellen. Genug davon, Hakon Jarl ist das interessanteste, das rührendste,

das effektvollste aller Dramen, die ich jemals gelesen habe, ja selbst Shakespeare — verzeihe! — kommt mir im Vergleich zu Oehlenschläger trocken vor.

Und nun ein Verdienst, um deßwillen ich Oehlenschläger höher stelle als Shakespeare, obwohl letzterer vielleicht ein größerer Dramatiker ist: es ist der Liberalismus, womit er seinen Stoff behandelt. Er liebt alle gleich, den Heiden wie den Christen, und er läßt am Schluß immer die Versöhnung voll eintreten, so daß man den gefallenen Helden völlig versöhnt verläßt und einen friedlichen Eindruck vom Ganzen behält, während Shakespeare beim Fallen des Vorhangs uns in erregtester Stimmung entläßt.

Doch was soll ich noch anführen? Oehlenschläger soll man mehr lieben als kritisieren, darum schließe ich und hoffe, daß Du mit Deinem Rabengekrächz nicht der ersten Lerche Lied stören wirst, und ich beschwöre Dich bei den Thränen, die ich weinte, als ich Hakon las, daß Du nicht mit Deiner gewöhnlichen Grausamkeit das schöne Bild, das ich mir von dem Danaskalden, dem Nordlandsbarden, geschaffen habe, zerstörest; und ist es nur ein Traum gewesen, oh, so laß mich träumen, laß mich nie erwachen zu der prosaischen, verhaßten Wirklichkeit, welche mit ihrem Nordsturm kommt, daß die Maiblumen der Jugendideale dahinwelken! Aber schreibe, schreibe bald über Hakon und Thora; sage mir, daß Du auch weinst, sage mir, daß Du Gudrun liebst, und Du, der Du durch Deine Thätigkeit Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübst, erwecke das Volk, kläre die jetzt lebenden Schriftsteller darüber auf, daß die „goldenen Hörner“ gefunden worden sind, daß Oehlen-

schläger sie vor siebenzig Jahren fand, aber keiner, keiner sie über den Sund hinüberführte. Rufe sie auf, daraus zu trinken, bis auf den Grund, Inhalt samt Neige, die Hörner, die den Skalden Sveas die Gabe des Gesanges verleihen sollen.

B. an A.

Stockholm, den 19. Februar 18 . . .

Da ich Gleichgewicht und Ruhe noch nicht wieder erlangt habe, seitdem ich Dein Schreiben las, darf es Dich nicht verwundern, wenn der Stil leidenschaftlich, stellenweise geradezu feindselig ist, nicht gegen die Person, aber gegen die Sache, und ich halte mich für berechtigt, das Falsche und Schiefe zu hassen. Du hast mich herausgefordert. Nun wohl, ich lasse gleich zum Angriff blasen, also: Achtung!

1. Ich spreche Dir ästhetisches Urteil ab, denn Du bist zu jung. — 2. Trotz Deiner Bekanntschaft mit Oehlenschläger, der am verkehrten Ende anfing, und auf die Gefahr hin, gleich Baggesen als Ketzer verbrannt zu werden, doch mit aller Achtung für des Nordens größten Skalden, geben manche Leute ihr Urteil über seine Thätigkeit als Schriftsteller ab. 3. Will ich den „Werther“ auf eine halbe Seite bringen. 4. „Sprich über Hakon Jarl“, sagst Du, da ich weder Gudrun liebe, noch eine Thräne habe fallen lassen über Thora, Donna Elvira, die Theatermaitresse, womit ich auf das Sentimentale, Nordische

Tragische, den Effekt gerate, und im Zusammenhang damit, auf die Maschinerie des Theaters, weiter nochmals auf die geniale Ironie der Romantik, Epik und Lyrik im Drama u. s. w. 5. Ich ignoriere vollständig Dein Bellen gegen Shakespeare, das an den Hund und den Mond erinnert; übrigens findest Du in jedem Lehrbuch Aufschluß über Deinen Mißgriff. 6. gebe ich Dir ein Rezept gegen Deine Krankheit u. s. w.

Warum ich zuerst Deine Rede von dem ästhetischen Urteil angreife, geschieht deshalb, weil Deine ganze Aeußerung über Hakon Jarl darauf begründet ist, was Du vielleicht dunkel empfindest, und wovon Du dann behauptest, daß es ein Eindruck sei, der Dich in eine poetische Stimmung versetzt. So ist Deine ganze Aeußerung über Ruysdaels Gemälde eine Lüge, ein Gedicht, aber kein Urteil, und ich wage zu behaupten, daß Du ein Gemälde garnicht begreifst, denn Du läßt den Stoff auf Dich einwirken, nicht die Harmonie zwischen der Idee und der Form. Du dichtest, sobald Du Dich von der Stimmung im Gemälde ergreifen läßt, eine Menge Dinge hinein, die niemals darin lagen, oder an die der Maler niemals dachte, als er das Bild malte, die er aber möglicherweise dunkel empfand, als er es entwarf. Ein Beispiel! Wo ein gewöhnlicher Mensch nur einen Vogel sieht, erblickst Du einen Habicht. Woher weißt Du, daß es ein Habicht ist, da jener Vogel so aussieht, wie die Vögel im Allgemeinen auf Gemälden aussehen. Du dichtetest da, und Du dichtetest, als Du Hakon Jarl lasest. Wie werde ich da zu einem gültigen, objektiven Urteil gelangen, wendest Du ein, oder soll ich auf den Kunstgenuß verzichten, um urteilen zu können? Keineswegs,

das Urteil soll, um wahr zu sein, mit dem Genuß im harmonischen Zustand der Seelenthätigkeit anfangen; dann soll die ruhige Ueberlegung eintreten, so daß jede Stoffart abstrahiert wird. Es war gewiß, daß Holberg Homers Größe begriff, obwohl er ihn in der Dichterlaune auslachte, gleichwie ein Byron unter dem Einfluß seines Dämons alles, was Sänger hieß, verwöhnte, Große wie Kleine, und doch war er in normalem Zustande der erste, der vor einem Sheakespeare die Knie beugte.

Uebrigens genieße Du, während Du gleichzeitig durch die Studien Deinen Geschmack bildest, und verachte die Rezensenten nicht, welche vielleicht das undankbare Loos haben, vor der Thür des Schönheitstempels zu stehen und die Unwürdigen hinauszutreiben, die sich hineindrängen wollten, während sie selbst niemals weiter kamen als bis zur Schwelle; und wenn sie ihre Pflicht thun, ruft der Pöbel: „Sie sind des Teufels".

Nun zu Deiner Bekanntschaft mit Oehlenschläger.

Glückliche Fügung des Geschicks! Du triffst den Dramatiker Oehlenschläger und gerätst in den siebenten Himmel. Tröste Dich, wenn ich Dich aus Deinem seligen Traume reiße und behaupte, daß dies keine Bekanntschaft für Dich war, denn wenn Du hiernach den Epiker und Lyriker Oehlenschläger antriffst, so hebt der Dich wohl in den achten Himmel empor. Lies Aladdin, Sankt Hans Aften-Spil, Helge, Thors Reise und nichts weiter! Da findest Du den größten Sänger, der im Norden geboren ward! Aber forsche nicht weiter, weder nach des Sängers Persönlichkeit, noch nach seiner Lebensweise und seinem Alter, denn dann hast Du vom Baum der Erkenntnis

gegessen, und das vertreibt Dich aus dem Paradies Deiner Illusionen! Aber nein, Du hast die Thür geöffnet, Du hast Hakon Jarl gelesen. Hier fängt Oehlenschlägers tragische Laufbahn mit dem zweifachen Motto an. Willst Du mein Paradoxon hören? Man soll ihn auslachen, Du vielleicht nicht, der Du eher über ihn weinst! Oehlenschläger ist nächst Kierkegaard die tragischste Persönlichkeit der dänischen Litteraturgeschichte! Damit Du mich verstehest, muß ich kurz die Voraussetzung darstellen, auf welcher Oehlenschlägers Wirksamkeit beruht, das heißt die Lage der dänischen Litteratur vor und während seines Auftretens.

Selten hat wohl ein Dichter alles zu seinem Empfang so vorbereitet gefunden. Verschiedene Johannes-Wegbereiter hatten den Pfad offenbart und den kommenden Messias verkündet.

Vater Holberg hatte die mittelalterliche Gelehrtenpedanterie, welche die dänische Muse lehren wollte, nach schlechtem Mönchslatein zu singen, vollständig auseinander gelacht. Wessel, der seinen Abscheu gegen Melpomene richtete, die schräg daher kam, auf den roten Absätzen, die die Franzosen schlugen, freilich unter dem Kothurn, kam eines schönes Tages nach Kopenhagen und präsentierte die ernsthafte Muse in bloßen Socken. Das Volk lachte und fand das viel lustiger als französische Tragödien, und da wollte niemand weiter von der Teufelei wissen. Ewald hatte in seinen, übrigens schlechten, Tragödien „Balders Tod“ und „Rolf Krake“ die Aufmerksamkeit auf den Schatz gelenkt, den die nordische Mythologie und Sage der Poesie verdankt, und durch seinen „Fischer“ führte er einen

Fremdling ein auf die dänische Bühne, in die Poesie, in die Nationalpoesie. Baggesen hatte bewiesen, daß man nicht zu weinen brauche, weil man Poet war, und daß lustige Geschichten auch poetisch sein und in eine künstlerische Form gekleidet sein können. Norske Selskabet — ein ganz frischer Bursche, wenn auch ein schlechter Poet — hatte ein bischen nowegische Bergluft in das südlichere Mutterland mitgebracht, wo der deutsche Herr mit seiner schlaffen Gemütlichkeit die Luft verpestete.

Da kam der Messias und siehe — alles Volk glaubte an ihn, sogar Baggesen!

Man sollte die Genies in zwei Klassen teilen: in solche, die ihre Gaben von der Vorsehung zum Geschenk erhielten, ohne daß sie irgendwie dafür zu arbeiten brauchen, und in solche, die mit empfindsamem Gemüt unter den Stürmen der Jugend das wenige, das ihnen gegeben ward, ausarbeiten; die erstere verwöhnt die Welt mit ihrem reichen Schatz, mit dem sie freigiebig, ohne irgend welche Anstrengung, um sich wirft; die letztere setzt den Kampf während ihres ganzen Lebens fort, gelangt selten zur Harmonie und endet gewöhnlich als Märtyrer.

Oehlenschläger hatte alles von der Natur erhalten, that aber leider nichts, um mit seinem Pfund zu wuchern. Seine Kindheit war sorgenfrei und licht, sein Talent wurde bei Zeiten anerkannt, und er war der Liebling seines Volkes, ja, sein Abgott. Die Vorsehung hatte gut für ihn gesorgt, indem sie ihm einen Genius zur Seite stellte, der ihm unaufhörlich den rechten Weg wies und ihn vor dem bösen Dämon des Genies, dem Hochmut, warnte — aber vergebens! Die Eitelkeit verblendete den bereits durch un-

zeitigen Ruhm trübäugigen Dichter, und er sah in dem Freunde den Feind, und er bekämpfte ihn, denn er haßte die gewaltige Kraft an seiner Seite, er haßte die ganze Nation, ausgenommen Grundtvig. Er, der mit 23 Jahren „Sankt Hans Aften-Spil" dichtete, mit 25 „Thors Reise", ungefähr gleichzeitig „Aladdin", und mit 27 Jahren großartige dramatische Anlagen zeigte, die sich in „Hakon Jarl" offenbarten, beendete mit 36 Jahren seine Dichterlaufbahn, frisch und gesund, wie er lebte, gelegentlich seine Studien fortsetzend bis zum 71. Lebensjahre, unter beständigem Verfall. Ist es nicht tragisch, sieht man nicht mit der tiefsten Sorge, wie die Göttlichen, wenn sie einmal zu der Menschheit herniedersteigen, schnell der irdischen Staubhütten überdrüssig werden und sie verlassen, oder werden wir nicht daran erinnert, daß alles Schöne vergänglich ist? Das ist das Tragische, das „Universalgesetz."

Ich berührte soeben ein Verhältnis und legte dar, daß ich heterodoxe Ansichten gegen den dänischen Litteraturdogmatiker hege. Ich muß mich erklären. Die dänische Litteratur war, merkwürdig genug, in unserm Lande ziemlich lange ihrem Schicksal überlassen worden. Ein achtungswerter Versuch, Gemeinschaft zwischen den litterarischen Bewegungen der beiden Länder herzustellen und Interesse für die dänische Litteratur, die wirklich einen Wert für die Erziehung erlangt hat, und die für uns von besonders zu beachtendem Werte ist, wurde gegen 1860 von dem jetzigen Professor Dietrichson angestellt. Damit war auch der sogenannte Baggesen-Oehlenschläger'sche Streit berührt. Dem alten Schlendrian folgend, stellte er den Streit — der zwischen den beiden

genannten Parteien kein Streit war, denn Oehlenschläger schwieg wohlweislich während der ganzen Zeit — so dar, als ob er für den Erfolg der dänischen Litteratur von großer Bedeutung wäre. Baggesen stand da wie ein sündiger Litterat, ein knausriger Neider und Oehlenschläger wie ein Märtyrer. Baggesen steht als Repräsentant einer alten Schule da, die elegante Verse über gediegene stellt und ein munteres Wortspiel für das Höchste in der Poesie hält. Ich bin unhöflich genug, mich jenem Urteilsspruch zu widersetzen, ich werde meine Behauptung klar legen, und nachher werde ich das Unrichtige in Dietrichsons Auffassung nachzuweisen suchen. Ich behaupte, daß Baggesen eine liebenswürdige Dichternatur war, was durch sein allbekanntes, obwohl garnicht sentimentales „Als ich klein war“ bewiesen wird, außerdem durch das von seinem Standpunkt aus wirklich großartige „Labyrinth“; und ein gesunder Humorist ist er in seinen „Komischen Erzählungen“. Damit will ich nicht sagen, daß Baggesen ein großer, origineller Dichter war, denn die sind schnell gezählt. Weiter behaupte ich und überlasse einem jeden darüber zu entscheiden, nicht durch die litterarhistorischen Schriften der Herren Molbech, Nyerup und Rahbek, die mir sehr einseitig vorkommen, sondern durch die Schriften der Streitenden, daß dieser Streit bei weitem nicht so schimpflicher Natur war, wie der zwischen den Phosphoristen und Akademikern in unserm lieben Vaterlande, denn ein solches Schmutzwerfen, wie es im „Polyphem“ vorkommt, trifft man bei Baggesen niemals an, nicht einmal in seinem so viel verschrieenen „Per Vrovlers Kommentar“ zu Oehlenschlägers elendem Gelegenheitsgedicht zu einem

Preisschießen. In diesem Gedicht sprach Oehlenschläger die niedrigsten Schmähungen gegen Baggesen aus.

Baggesen ließ dagegen Oehlenschläger in jeder Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren, was folgender Vers aus „Noureddin an Aladdin“ bezeugt.

Sei gegrüßt, wenn mich mein Aug' nicht trügt,
Und Du Dich vor dem Fall bewahrst!
Sei gegrüßt von dem älteren Dichterbruder
Du, der größte Dichter der Melpomene Dänemarks.

Das konnte der alte, anerkannte Skalde dem eben emporgekommenen Jüngling sagen. War es Neid, warum wandte er da nicht sein ästhetisches Sektionsmesser bei „Aladdin“ an, der niemals für ein dramatisches Gedicht gelten konnte, ungeachtet Heiberg ein neues Konto auflegte für das „unmittelbare Drama“, einzig um Aladdins willen. Baggesen empfand die Poesie in „Aladdin“, und seine Kritik schwieg. Und wie bescheiden, ja demütig steht er da in dieser Erkenntnis, die nicht Neid zu atmen scheint, sondern nur Schmerz darüber, daß er sein ganzes Leben lang vergeblich die Lampe Aladdins suchte.

Und nennt nicht Baggesen Hakon Jarl „unsern besten nationalen Sorgenbrecher?“

Und wie warm verteidigt er „Axel und Valborg“ gegen die schwedischen und deutschen Kritiker, die das Stück einer vernichtenden Kritik unterwarfen. Wenn Baggesen dagegen schwer seine Hand auf ein Stück legte wie „Ludlams Höhle“ und „Hugo von Rheinberg“, wer kann sich darüber wundern, wenn Oehlenschläger, Hakons Sänger, sich zu solchen Maßlosigkeiten erniedrigte, was den jüngern Schriftstellern das schlechteste Beispiel gab?

Was wollte Baggesen denn mit seiner grausamen Polemik? Ja, er wollte, was jeder Wächter auf dem Parnaß wünschen muß, daß die Poesie nicht nur ein Spiel sein sollte, er wollte, daß das höchste der Gefühle wirklich eine Kunst sein sollte, und eine schöne Kunst, er wollte gegen jenen genialen Leichtsinn ankämpfen, der die Formen verachtet, ohne welche es keine Kunst giebt, er wollte, daß diejenigen, die als die größten nordischen Sänger geboren wurden, wenigstens ordentliche Verse schreiben sollten; das war ja doch nicht zu viel verlangt! Er wollte das verdammte Dilettantentum ausrotten. Und darum wurde er angefeindet? Nein, weil er einen auf Irrwegen begriffenen Jüngling zurückführen wollte, darum ward er lebendig auf dem Altar des Abgottes Oehlenschläger verbrannt, von zwölf Studenten, verschiedenen Professoren, ein paar Priestern und mehreren andern litterarischen Pfuschern — und der ganze Pöbel rief Hurrah!

Baggesens Waffen waren immer blank, nicht so die seines Gegners. Baggesen schrieb niemals eine Satire oder zog Oehlenschläger mit irgend einem Stücke auf, das seinen heiligsten Gefühlen entsprang; er war zu edel, um zu kränken, und er verhöhnte niemandes heilige Gefühle. Paul Moller parodierte „Als ich klein war.“ Baggesen wurd als litterarischer Dieb angeklagt, er bewies seine Unschuld, wurde aber von seinen Feinden dennoch verdammt.

Zerrissen von Sorgen und Schmerzen, starb er 1826, und — wie schön! — am Theater fand ein Fest statt, Oehlenschläger hatte den guten Einfall, ein Gelegenheitsstück zu schreiben, und dem Toten ward verziehen. O, Edelmut! Oehlenschläger hatte seinen Zuchtmeister verloren, aber des

Verschiedenen Geist scheint ihn verfolgt zu haben, denn in den meisten seiner Gedichte wird man zwei Sänger finden, wovon der eine ein Engel ist, der andere der leibhaftige Satan, der den ersteren beneidet, z. B. Hrane und Ragnvald in der Hroar-Sage, Thormod und Sighvat in Olaf, sowie zuletzt Sokrates und Aristophanes, wo Aristophanes den Sokrates um Verzeihung bittet, weil er — „die Wolken" geschrieben hat. So wenig verstand Oehlenschläger seinen Aristophanes.

Um mehr zu beweisen, müßte ich weiter ausholen. Ich verlange nicht, daß mein Urteil unbedingt angenommen oder verworfen werde. Ich will nur andeuten, wie Baggesen eigentlich beurteilt werden müßte. Noch weniger Veranlassung liegt vor, seine vielen großen Fehler ans Licht zu ziehen, da man dieselben in jeder dänischen Litteraturgeschichte lesen kann, ebensowenig, wie ich alle Verdienste Oehlenschlägers aufzähle, die ja genugsam bekannt sind. Magst du mich nur einseitig nennen, weil ich die zwei Personen von zwei ziemlich wenig beobachteten Seiten zeige! Wenn ich Oehlenschlägers schlechteste Seite erwogen habe, so ist es darum geschehen, weil er als Dramatiker einen höchst verderblichen Einfluß ausgeübt hat, nicht allein auf die dänische, sondern auch auf unsre Bühne.

Bevor ich zu Hakon Jarl übergehe, will ich ein kleines Lanzenbrechen auf meinem Steckenpferd unternehmen. Wenn Oehlenschlägers Pegasus dabei manchmal wiehert, so kannst du versichert sein, daß er — ich darf wohl sagen — absichtlich einen Fußtritt erhielt! Zur Sache!

Das Kindesalter ist der Glaube, das Jünglingsalter ist der Zweifel, das Mannesalter ist oder sollte sein das

Wissen. Ich halte mich ans Jünglingsalter. Hast du an einem gothischen Gebäude gesehn, wie alle Linien der Wolke zustreben, zum Himmel, vertikal? Das ist der Zeiten Jugend. Und abermals, hast du an den Gebäuden der ersten Renaissance gesehen, wie alle Linien horizontal mit dem Boden gleichlaufen, ohne sich von der Erde zu erheben? Darin könnten wir das angenommene Mannesalter der Zeit wieder erkennen. Welch' einen unruhigen, mystischen, sehnsuchtserweckenden Eindruck macht doch das gothische Bauwerk mit seinen Pfeilern, Erkern, Baldachinen und unzähligen andern phantastisch geformten Zierraten, alles wirkt so aufregend, es ist so vieles, was garnicht nötig ist, um das suchende Gemüt zur Andacht zu erwecken. Dann kam die Renaissance und baute gewöhnliche Wohnhäuser an Stelle der Kirchen, schaffte den Tand ab und setzte an Stelle der gezierten gerade Linien! Und gleichwohl, welch männlicher, würdiger Eindruck!

Tritt der Jüngling ins Leben ein, so ist er voller Ideale, die in ihm wallen und gähren, er will sie verwirklichen, will einen gothischen Dom bauen, der bis in die Wolken reichen soll, aber es geht wie gewönlich, sein Leben reicht nicht dazu aus, und der Bau ruht, oder er giebt die Hoffnung auf und tröstet sich damit, daß die Welt so elend ist; und mit frischem Mut fängt er von Neuem an und findet nach und nach, daß die Ideale zum Teil in der Wirklichkeit wieder zu finden sind, obgleich er blind war und glaubte, der Welt etwas neues zu sagen mit dem, was schon vor tausend Jahren gesagt worden war. Kommt er so weit, so ist es gut; beharrt er aber bei seinen Träumen und gelangt er schließlich dahin, die

Welt zu verachten und sich für verkannt zu halten, dann ist er verloren, dann wird er zu einem „Werther“!

Hast Du einen jungen Mann gesehen — jeder Jüngling wird wenigstens während der drei oder vier Monate, so lange seine erste Liebe dauert, zum „Werther“ — mit ungekämmten Haaren, schmutzigem Kragen und oben aufgeknöpfter Weste (er muß so schwer atmen!), der sich niemals nützlich macht, sondern nur liest, was man „Humanoria“ nennt, d. h. die schöne Litteratur zweideutiger Art, der Broschüren und Verse schreibt, viele Verse, zusammengeflickte Erotik? Das ist das erste Werther-Stadium, es wird bei den jungen Studenten angetroffen. Ich vergaß zu sagen, daß die „Werther“ immer das Studentenexamen gemacht haben, denn Nichtstudierte haben keine Zeit Humanoria zu lesen und müssen darum bei jeder passenden Gelegenheit verhöhnt werden, zu welchen Gelegenheiten nicht die gerechnet werden, wo die Werther sich gezwungen sehen, Geld zu borgen. Das andere Stadium tritt ein, wenn der Jüngling zum „Werther junior“ wird, da schließt er sich ein und — ist Faust. Er ist durch seine ästhetische Erziehung blasiert, aus der eine empfindliche Körperkonstitution entspringt, und es verursacht ihm furchtbare Schmerzen, mit einem Körper behaftet zu sein, er verwünscht sein Schicksal jedes Mal, wenn er Mittag essen soll, denn der Ärmste muß sich als Mensch erkennen! Er besucht nun niemals mehr öffentliche Vergnügungen, denn „er fühlt seine Persönlichkeit vernichtet in der Menge Gewühl.“ Vorlesungen verachtet er, denn sein freier Geist haßt den Zwang, am allermeisten in Form des Glockenschlages; Verse schreibt er niemals mehr, die verachtet er!

Nun hat er außerdem eine geschriebene Vorlesung über Philosophie gelesen und wird nun Skeptiker. Am Tage ist er Pantheist, am Morgen Atheist. Er spricht nun niemals mehr über seine Liebe, er glaubt nicht mehr an die Liebe! Er ist ein schauerlicher Menschenkenner, das Weib insbesondere kennt er auswendig; genug davon, es kommt dahin, daß er — Selbstmordversuche anstellt, doch immer so, daß ein Kamerad dazu kommt und sie vereitelt!

Das ist nur ein Beispiel von dem grassierenden Wertherteufel; man denke, wenn ein ganzes Zeitalter so besessen ist! So war es, als Goethe mit seinem Werther hervortrat; über die Ursachen kann man sich in seiner Selbstbiographie genau unterrichten. Genug davon, dies war eine Schlaffheit der Zeit, die einen langen Stillstand erlitten hatte, wozu besonders der englische Empirismus und Sensualismus durch seine Ausartung zum Nihilismus beigetragen hatte, es war doch der englische Spleen, der durch Joungs und Ossians Poesien auf deutschen Boden hinübergeführt worden war. Goethe schnitt die Pestbeule auf, aber anstatt zu schwinden, breitete sich die Krankheit aus und steckte die Nachbarn an, worunter sich auch der gesunde Oehlenschläger befand. Und hierauf wollte ich kommen!

Es ist die verwünschte Sentimentalität, der „Weltschmerz", welcher in seinen späteren Dichtungen mit dem gesundesten Liberalismus vermischt ist und hin und wieder auf eine betrübende Art im Heineschen Gewande auftritt und des Dichters eigenes Werk zerstört. Nunmehr will ich auseinander setzen, in wiefern ich Hakon Jarl dabei in

Betracht ziehe, nicht indem ich eine ausführliche Rezension liefere, denn eine solche muß ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk in seiner Art sein, sondern ich will nur den Fehler angreifen, der durch sein Beispiel einen so schädlichen Einfluß auf die neueren nordischen Dramatiker ausgeübt hat.

Laß uns zuerst die Charaktere betrachten — die lyrischen Elemente. Hakon wird dargestellt nach einem Gespräch zwischen zwei Sklaven, das die Situation erklärt. Hakons Herrschaft beruht auf einem Verbrechen; dasselbe wird in die Zeit vor dem Anfang des Dramas verlegt; das ist sicherlich antik, wirkt hier aber störend. Hakon tritt auf, spricht von Olafs Verachtung gegen die Götter des Nordens und bricht im selben Atemzug die Unverletzlichkeit in Freyas Hain, indem er Gudrun küßt. Hakon kommt uns im ersten Akt vor wie ein liederlicher Despot. Im zweiten Akt bricht die nordische Kraft hervor, als er die Liebe der Mannesthat opfert (im Gegensatz zu Frithjof); das ist ein männlicher Zug, wenn auch etwas roher Art, aber Werther soll darüber nicht weinen. In dem Auftritt mit Einar ist Hakon feige. Was Hakon in diesem Akt verletzt, als er sich des alten „jus" bedient, bei der Braut zu schlafen, wird die Ursache zu seinem Fall, der vielleicht nicht ganz logisch ist, denn er mußte von Olaf, vom Christentum besiegt werden. Im dritten Akt erniedrigt Hakon sich dazu, Meuchelmörder zu dingen; das mag historisch sein, ist aber durchaus nicht charakteristisch für den nordischen Helden; aber als dieser Anschlag vereitelt wird, schwingt Hakon sich empor; der poetische Held wird

zu einer tragischen Größe. Dieser Wechsel des Pathos wirkt störend auf den ganzen Hakon-Charakter.

Zu Anfang steht Hakon nur als Schützer seines Reiches da, zum Schluß als der Vorkämpfer eines Gottes. Dasselbe kann von Olaf gesagt werden. Zu Anfang spricht er von der Einführung des Christentums, tritt mit vieler Milde auf, singt Messen u. s. w. Im vierten Akt schlägt er aus Versehen den unschuldigen Erland tot und verfolgt dann Hakon mit wirklichem Haß, wie er selbst sagt, und als er die Krone empfängt, hat er für die heilige Jungfrau nicht ein Gebet, nicht ein Tedeum. Die Krone schien demnach die Hauptsache und das Christentum nur ein Vorwand zu sein. Und Thora, die im Anfang ein rohes Geschöpf ist, die Sklaven schlägt, Hakon grob begegnet und nicht die mindeste Spur von Milde verrät, sie erweist sich dem so elenden Hakon als reine göttliche Weisheit, als er darum bettelt, sich bei ihr verbergen zu dürfen.

Um die Spuren des flachen Rationalismus und der Weichlichkeit zu suchen, müssen wir des Verfassers Behandlung der beiden Prinzipien, die er gegenüberstellt, betrachten, da wir durch dieselben einen Begriff davon erhalten, was die Romantiker eigentlich mit ihrer Ironie wollten.

Um dem Drama gerecht zu werden, hat der Verfasser den Vorfall aus dem Heidentum auf eine abscheuliche Art zurechtgestutzt und hat das Christentum in das hellste Licht gestellt. Wie ist ihm das, was zum Teil falsch war, geglückt? Er läßt Olaf mit einem Monolog auftreten, in dem er in gereimten Jamben das Heil prophezeit, das die Einführung des Christentums mit sich bringen würde.

Da soll nicht das Gewimmer der den Göttern geweihten Opfer in dem alten Tempel wiederhallen, sondern Mönchsgesang wird zum gothischen Gewölbe emporsteigen, wohl in lateinischer Sprache, und statt des Blutes der Opfertiere werden Weihrauch und Myrrhen ihren Duft verbreiten zur Ehre des „Einen" und seines Sohnes und dessen Mutter. Durch Gastmähler soll der Tempel nicht entheiligt werden, sondern es werden um den Altar herum Liebesmahle eingenommen und Segenssprüche ausgeteilt werden, der Haß und die Gewalt werden der Unschuld und der Liebe den Platz räumen. Das ist der Unterschied zwischen Heidentum und Christentum — meint Oehlenschläger. Sollte das wohl Ernst sein oder — Ironie? Sollte nicht Hakons Odinsbild ebenso berechtigt sein als Olafs Marienbild, sobald jeder an das seine glaubt? Und weiter: Hakon opfert seinen einzigen Sohn, denn die Götter offenbarten ihm, daß dies das einzige Versöhnungsopfer wäre, und gleichwohl besteht Olaf darauf, daß es ein Verbrechen ist, das er strafen wird, denn, sagt er, niemals habe man so Unerhörtes vernommen seit Abrahams Zeit, aber da geschah es auf „Gottes" Befehl, und es war nur eine Prüfung, aber, meint er, war nicht der Engel dazwischen gekommen und hatte Abraham noch das Messer entrissen? Da war wohl Hakon sehr groß, wenn er aus gutem Herzen sein Opfer darbrachte. Ja, Vater Abraham, Du bist durch einen Heiden zu Schanden geworden, oder aber: der Adam des Dichters scherzt!

Und Herr Auden — wie er genannt wird — ist ein ausgemachter Rationalist, der das gepriesene Christentum Stück um Stück zerpflückt, so daß Olaf über seine

Dummheit erstaunt, und käme nicht der alte Tangbrand und ordnete eine Messe für den Pfingstabend an, so hätte Olaf noch als Freidenker geendet.

So hat der „geniale“ Oehlenschläger in seiner Souveränität sich als ein Gott über sein Werk gesetzt und verhöhnt seine Schöpfung. Aber das mag ihm nicht zur Last gelegt werden, er war ein Kind seiner irreligiösen, skeptischen Zeit, die sich so schön das Zeitalter der Aufklärung nannte. Doch, daß er bis an sein Lebensende so blieb, obwohl Kierkegaards Auftreten in seine Zeit fiel, das war unerklärlich!

Hakon Jarl war ein interessanter, sentimentaler Schurke, der, um das Mitleid zu erwecken, von so unverschuldetem Gram wie Erlands Tod betroffen werden mußte; er mußte sich soweit demütigen, daß er Schutz suchte bei seiner verschmähten Mätresse, damit man „schade um ihn“ denken könnte. Er ist ein romantischer, kein nordischer Held, ein solcher würde sich anders benehmen, darum kannst Du in der Frithjofssage hierüber keinen Aufschluß finden, sondern in den isländischen, in der Njáls-, Egil Skallagrimssons-, Jomsvikingasage u. A. Da wirst Du den nordischen Stoicismus finden, die nordische Treue, besonders die eheliche, aber nicht eine Spur von der Liebe eines Werther, Oehlenschläger oder Tegnér. Wahr ist es, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich waren und die Geschichte des Herzens sich immer gleich bleibt, aber der Charakter und die Gefühle des Nordländers äußern sich auf eine andere Weise wie die des Südländers; aber das ist grade das, was die verschiedenen Schriftsteller vergaßen, als sie den Nordlandbewohner schildern wollten.

Oehlenschläger ist Epiker, das beweist auch die epische Breite und Weitläufigkeit in seinen Stücken, und dies giebt ihnen den Schein, als ob sie viel Handlung enthielten. Aber was ist Handlung? Ja, das Volk sagt, einem Stück fehlt es an Handlung, wenn auf der Bühne nichts Rechtes vor sich geht. Aber laß den Maschinisten hinter einer Kulisse stehen und ein Licht auslöschen, das auf einem Tische steht, der bis auf die Bühne geht; laß dann einen der stärksten Sopranisten im Chor ein gräßliches Gelächter anstimmen, oder laß irgend ein wichtiges Dokument verbrennen, am liebsten ein Testament, das jedoch zur Lösung des Knotens in einer Abschrift aufgefunden werden muß, oder laß den Theateronkel einige Pasteten essen und ein Glas Sherry trinken, und es wird Handlung darin sein, das Stück gilt dann als dramatisch. Doch das gehört zur Lehre von der Theatermaschinerie, in der Oehlenschläger besonders heimisch war, denn er war einige Zeit am Theater gewesen, und daß das Stück „spielbar" sei, das wird heutzutage zuerst verlangt, wenn die Bühne es annehmen soll. Oehlenschläger hat verschiedene Attribute nötig, um eine Metapher oder ein Gleichnis zu machen. So ist die ganze Scene mit dem Schmied und der Krone nur gemacht, damit Bergthor sagen kann: Hakon ist der Krone gewachsen. Das ist ein „lebender Rebus," eine „Charade in Aktion," ebenso wie der ganze Aufzug bei Einars Einführung. Hakon Jarl ist in sechzehn Abschnitte geteilt, wovon einige gestrichen werden könnten, das ist, im Vergleich zu den 65 Scenen im „Götz" wenig, aber es ist doch zuviel! Du hast nur Hakon gelesen, darum hast Du nicht das Unruhige, das Unübersichtliche in der

Anordnung bemerkt, ebenso wenig konntest Du das Falsche in der Scenerie beachten, z. B. wenn das Odinsbild stürzt. Aber kehren wir zur Handlung zurück. —

Ich sah einmal einen zwölfjährigen Knaben Oehlenschlägers Tragödien lesen; es ging schnell, denn in vierzehn Tagen hatte er alle sechsundzwanzig hinter sich. Befragt, wie das möglich wäre, und was er darüber dächte, antwortete er, daß sie sehr „lustig“ zu lesen wären, besonders die, von denen er nur das Personenverzeichnis und — die Parenthesen zu lesen brauchte! Er bekam später Palmblads Übersetzung des Sophokles in die Hand, aber dieser war zu „langweilig“, denn darin waren keine Parenthesen. Es sollte also mehr Handlung in Oehlenschlägers Tragödien als in denen des Sophokles sein, oder Sophokles ist weniger dramatisch als Oehlenschläger! Was ist da Handlung? Es ist die rasche Entwickelung der Charaktere durch die Veränderung der Situationen, es ist der innere Fortschritt oder das Pathos des Helden, das sich der Verwirklichung oder der Auflösung nähert. Handlung oder Bewegung erhält man dadurch, daß man Hindernisse in den Weg wirft, oder so oft wie möglich die streitenden Mächte zusammenführt, dann entsteht der Konflikt, der mit einem gesunden Effekt verbunden sein kann. Was ist also wahrer Effekt? Entweder überraschende Wendungen oder die Aufstellung unvorhergesehener Hindernisse oder das Eintreten unerwarteter Situationen. Alles, was nicht auf die Handlung Bezug hat, kann gestrichen werden, mag es noch so schön sein, und mag es sich noch so gut auf der Bühne ausnehmen.

Das Herunterstürzen des Odinbildes paßt vorzüglich

in ein Epos; es würde auch als dramatischer Stoff gebraucht werden können, wenn es erstens mit der Handlung in Verbindung gesetzt würde, und wenn es zweitens kein Wunder wäre. Wenn Frithjof Balders Bild umreißt, so ist das ein wahrer Effekt, erstens, weil es erzählt, nicht gesehen wird, zweitens, weil es soviel bedeutet, daß der Held durch seinen Trotz die Unschuld verletzt, und drittens, weil es etwas ganz Natürliches ist, daß man ein Holzbild herunterreißen kann.

Aber wenn ein Granitbild von selbst Risse bekommt und gleich darauf versichert wird, daß „der Bruch frisch ist“, so ist alles zusammen eine große Lüge. Wenn er wenigstens das Morsche in dem Riß gelassen hätte, von dem zuerst behauptet wurde, daß es da sei, so hätte der Effekt nichts zu bedeuten, jetzt ist alles verdorben und Oehlenschläger steht wie ein Taschenspieler vor dem erstaunten Publikum da, das seinen Schwank durch Applaudieren belohnt!

Ungeachtet meines Vorsatzes, deinen übrigens ganz unschädlichen Angriff auf Shakespeare zu übergehen, will ich eine Bemerkung machen.

Shakespeare ist trocken! Vielleicht für einen Schwärmer wie Du, der ganz benommen ist durch Oehlenschlägers „süße“ Verse von Schlüsselblumen, Sternen, Rosenwolken u. s. w., was die Lücken im Dialog ausfüllt. Doch ich gehe soweit zu behaupten, das Kriterium eines guten Dramas sei es, wenn es ungern gelesen wird, denn es soll gesehen werden, und sogenannte Buchdramen sind Fremdlinge, die niemals in der Dramatik Zulaß haben sollten.

Was die weitere Exposition betrifft, so ist sie durchaus

shakespearisch, denn es gehört zum Kompositionsgesetz, das Stück mit Nebenpersonen zu eröffnen, um die kommenden Ereignisse vorzubereiten, aber dabei muß man während des scheinbar gleichgültigen Gesprächs in der Ferne immer den leise rollenden Donner hören, der im dritten Akt ausbrechen und im fünften den Helden erschlagen soll. So etwas kommt hier nicht vor, aber willst Du zwei Stellen in Hakon Jarl sehen, die eines Shakespeare würdig wären? Sie sind so unbedeutend, daß du lächeln wirst, wenn ich darauf hinweise, und doch liegt unendlich Großartiges in ihrer Kleinheit. Merke auf Einars Auftreten in fünften Akt, höre wie abgebrochen er spricht:

Guten Morgen, Thora!
Wenn ich nicht irre, ist es schon Morgen.
Laut kräht der Hahn schon auf dem Hofe. Ich komme, dir
Zu verkünden, was sich in der Schlacht hat zugetragen.
Mein Name ist Einar Tambeskielver.

Und weiter unten:

Grüße Thora, grüße unsre Schwester! riefen sie.
Das war das letzte Wort aus ihrem Mund.
Ich hab's gelobt. Doch habe ich mein Wort erfüllt,
So will mit einer Schaar von Olafs Mannen
Ich Hakon suchen, Olaf mit der andern.
Bei Gaulaä, da treffen wir uns wieder.
Ein Thing hat er bestellt, ich weiß nicht, wo.
Um deinetwillen, Thora, macht' den Umweg ich
Und deiner Brüder wegen. Es regnet, glaube ich.
Es tropft von meinem Helmbusch. Bald, bald hoffen wir
Den Jarl zu fangen und dich dann zu rächen.
Mög' Frigga Freud' dir geben! Leb' wohl! Ich eile.

Nun, verstehst Du auch noch etwas? „Es regnet, glaube ich.“ Wie kommt das dazu, meinst Du! Aber siehst

Du denn Einar nicht, hörst Du denn nicht, wie atemlos, wie eilig er ist; Thora kann kaum antworten, und doch hat er Zeit zu sagen, daß es regnet. Ja, Oehlenschläger „sah" Einar vor sich, als er diese Scene dichtete, und darin liegt das Große:

Bald darauf tritt Hakon auf:

Der hohen Rota, der Walkyre Hand
Legt schwer und eiskalt sich auf meine Schläfe.
Vom schweren Kampf des Tages müde, ritt ich
Allein mit meinem Knechte durch die Nacht.
Ein glüh'nder Durst plagt mich schon lange,
Ist das Wasser in diesem Becher rein?

Thora.

O Hakon, warte, und ich hole Dir —

Hakon (trinkt).

Nein! Bleibe! — Ha, das hat erquickt!
Bei Gaulaä, da stürzte hin mein Roß!

Verstehst Du noch nicht, so lies, was Brandes über „Hotspur" geschrieben hat.

Und zuletzt die Schlußscene! Da haben wir wieder die unglückselige, unmännliche Empfindelei vor uns. Ist es nicht Aussöhnung genug, daß Hakon stirbt? Was sollen Thoras Verse noch darnach? Ich behaupte, daß sie das Stück verderben, denn nun bleibt der letzte Eindruck ungefähr so: Es war bis dahin alles eitel Sünde bei Hakon, warum konnte er nicht leben bleiben und sich bessern, er war ja nicht so schlecht! Das ist es, was falsch ist. Wer beklagt wohl Richard III., wenn er stirbt? Niemand! Und ist es nicht Versöhnung genug, daß Richmond die Krone nimmt und die Parteien aussöhnt? „Aber das Volk will von dem Helden nicht mit einem

so erschütternden Eindruck scheiden, man schläft so schlecht in der Nacht, wenn man ein Trauerspiel gesehen hat!" Ja man thut so, aber man kann nicht schlafen, oder soll die Tragödie aussterben, weil das Volk entnervt und erschlafft ist? Mit nichten! Aber ehe nicht eine nationale Dramatik entstanden ist, soll man von einem halbgebildeten Publikum nicht zuviel verlangen; das Volk kann nicht direkt von seinem prosaischem Geschäft kommen und mit einem Hamlet leiden, denn die meisten verachten den müßigen Schwärmer, und Oehlenschläger, Gott bewahre uns, erweckt in unserer realistischen Zeit keine Dramatik mehr zum Leben; wir sind endlich soweit gekommen, daß wir Realisten sind. Nein, laß Du Oehlenschläger in seiner Ruhe und bei seiner Dramatik, da kann die Jugend im langen Winter sich am Kaminfeuer mit ausruhen. Man liest ja ebenso gern schöne Sagen, denn sie enthalten einen großen Schatz der lieblichsten Poesie, aber von der Bühne mögen sie verbannt und auf der andern Seite des Sunds bleiben, denn nun hat der Norden seine Dramatiker, die wahrhafte Shakespeares zu werden versprechen, ich meine Hauch, Ibsen und Björnson; die mag man studiren, aber sie geben uns keine Dramatik. Nein, die Zeit selbst soll uns in ihrer Vollendung eine Dramatik erzeugen, und im Übrigen ist unsern Dramatikern kein anderes Studium zu empfehlen als die Zeit selbst.

Wir sind Realisten geworden, das ist gut, aber wir sind auf dem Wege, Materialisten zu werden; wir streben nach Aufklärung, aber wir haben das Alte zu zeitig weggeworfen; wir haben nichts übrig; wir sind bankrott; wir zweifeln an allem; wir wissen nicht, was wir glauben

sollen! Ja, möchte es ernst werden mit unserem Zweifel, daß wir endlich im Ernst verzweifeln, damit wir zur Einsicht unseres verzweifelten Zustandes kommen! Aber wann wird denn unser Johannes kommen, der uns den Weg zur Wahrheit und zum Leben weist — oder ist er schon gekommen?

Ja, er ist gekommen, er ist bereits 1813 geboren, ganz genau 1855 gekreuzigt und vor 1871 vergessen! Sören Kierkegaard hieß er! Ihn werde ich mit Vergnügen predigen und zu allererst für Dich, der Du noch auf dem Standpunkt des Ästhetikers stehst! Aber nein, er mag selber reden. Du mußt „Entweder—Oder“ lesen. Du wirst das erste Buch lesen und dann fühlen, wie ein Schwert durch deine Seele geht. Du wirst das zweite Buch lesen und so gründlich verzweifeln, daß Du im innersten Grunde erschüttert werden und alle Qualen der Hölle fühlen wirst. Später mußt Du lesen, ja, was? sein „Erstarrung und Christentum“? Ich weiß nicht, denn ich stehe selbst mitten im Kampf, glaube aber nicht, daß ich mich durch Lesen weiter bringen kann, nur daß ich mich durchkämpfe bis zum . . . Fragezeichen! Persönlichkeit nennt es Kierkegaard! Was will denn Kierkegaard? Ich glaube, er weiß es selbst nicht ganz! Aber, was er nicht wollte, ist Unglaube, Irreligiosität, Leichtsinn, und sein ewiges Vergienst ist es, daß er Hegels leeren Gedankenpantheismus verurteilte. Kierkegaard will — Ernst!

Trockne nun Deine Thränen, die Oehlenschläger Dir entlockt hat, denn es war nur Spaß, und laß Kierkegaard kommen, der mit seinem Ernst Dich wird Blut weinen

lassen, und dann wirst Du Mensch werden oder untergehen!

Du bewirkst, daß ich meinen Brief nicht mit irgend einer rethorischen Phrase schließe, aber ich bin wirklich so ernst gestimmt, wenn ich auf Kierkegaard zu sprechen komme, daß alle solche Nichtigkeiten mir wie Lügen erscheinen, und was ich in dem vorhergehenden Teil des Briefes gesündigt habe, bereue ich jetzt aufrichtig; aber es ist zu spät, den Plunder auszustreichen.

Nachschrift. Schreibe nur Februar anstatt Göijemonat, ich verstehe ganz gut Latein, und Du bleibst doch ebenso nordisch — wie Oehlenschläger.

Der Zweck der Abhandlung war: 1. dem Professor eine Vorstellung zu geben von des Verfassers Belesenheit in der Ästhetik im Allgemeinen und von seinem Wissen in der dänischen Litteratur insbesondere; 2. den Verfasser selbst über seinen Standpunkt ins Klare zu bringen. Nach Kierkegaard hatte er sich selbst und seinen verlassenen Standpunkt in der Person des A. angegriffen. Derjenige, der Göijemonat anstatt Februar schreibt, ist der Runabruder, der das Nationale verehrt.

Bruder A. fängt mit seinem Zweifel an dem allgültigen Urteil an, kann aber das Garn nicht entwirren. Er warf mit seinen im Nationalmuseum erworbenen Kenntnissen um sich und kam sogleich auf Hakon Jarl.

Bruder B. der schon „Februar" schreibt, nimmt den Bruder A. in Zucht und karrikiert sich selbst, indem er auch einige Züge vom Bruder Eis entlehnt; er legt seine Mei-

nung über die dänische Litteratur dar, um Gelegenheit zu den Beweise zu haben, daß er eine selbständige Meinung hätte, und damit er Professor Dietrichsons Ansichten angreifen könnte. Darauf pflügt er mit Georg Brandes' Kälbern in Shakespeares Stoppelacker und fällt schließlich über Kierkegaard her.

„Was will denn Kierkegaard?" fragte er. „Ich glaube, er weiß es selbst nicht ganz! Aber was er nicht will, ist Unglaube, Irreligiosität, Leichtsinn . . .!" Leider wußte Johann nicht, daß Kierkegaard das Paradoxe wollte.

Zur angesetzten Zeit trat Johann bei dem sonst als liberal und human bekannten Lehrer ein. Er merkte gleich, daß er hier keine Sympathie fand. Mit fast verächtlicher Miene gab der Professor ihm die Schrift zurück und erklärte, daß dieselbe am besten für die Leserinnen der neuen „Illustrierten Zeitung" passe, und daß die dänische Litteratur von keinem so großen Interesse wäre, daß sie einem Spezialstudium als Gegenstand dienen könnte. Johann war beleidigt und erklärte, er hätte Grund zu glauben, daß die dänische Litteratur von größerem Interesse für Schweden wäre, als zum Beispiel Malesherbes und Boileau, über welche andere schrieben. Das Tentamen begann und nahm den Charakter einer heftigen Zänkerei an. Es wurde am Nachmittage fortgesetzt und endete mit einem Zeugnis mit dem Wunsch und der Erklärung, daß die Universitätsstudien nur an der Universität gemacht werden könnten. Johann wandte ein, daß die ästhetischen Studien am besten in Stockholm gemacht würden, wo man das Nationalmuseum, die Bibliothek, die Theater,

musikalische Akademien und Künstler hätte. Nein, das wäre Unsinn; hier sollte es sein! Johann warf einige Fragen über Kollegien und Lesen hin, und sie schieden nicht als sonderlich gute Freunde.

XII.

Eines Königs Schützling.

(1871.)

Das Verhältnis zum Vater war während der ganzen Zeit gut gewesen, und der Alte hatte sich bis zu einem gewissen Grade für die Erziehung empfänglich gezeigt, aber Johanns unverständiger Stolz brachte den Vater zuweilen auf und beleidigte ihn. Johann, der beständig zu Hause war, verbrachte manche Abendstunden mit dem Alten unter Gesprächen über alle Lebensfragen, schließlich auch über Religion. Eines Tages sprach Johann eine halbe Stunde über Parker, so daß der Vater schließlich den Wunsch aussprach, etwas von ihm zu lesen. Er behielt das Buch mehrere Tage, sagte aber nichts, und Johann fand es in seiner Kammer wieder. Der Vater war zu stolz zu bekennen, daß der Freidenker ihm zugesagt hatte, aber durch einen Bruder wußte Johann, daß er besonders von der berühmten Predigt „Über das Altertum“ entzückt war.

In der Oppositionsfrage gegen den Professor verhielt er sich schwankend. Er meinte, daß Recht immer Recht bleiben müßte, aber die Mißachtung gegen den alten Professor behagte ihm nicht. Johann sah indessen, daß er das Spiel gewann, und daß sein Vater sich lebhaft für seinen Erfolg interessierte.

Aber eines Tages im Frühling war Johann aufs Land gefahren, nachdem er dem Hausmädchen Bescheid gesagt hatte. Als er Tags darauf nach Hause kam, wurde ihm ein ziemlich verletzender Empfang zuteil.

„Du fährst fort, ohne es mir zu sagen?"

„Ich habe es dem Hausmädchen gesagt."

„Ich verlange, daß Du Dir Erlaubnis bei mir holst, solange Du mein Brot ißt."

„Erlaubnis holen? Was ist das für ein Geschwätz!"

Johann ging fort, lieh von einem wohlgeachteten Kaufmann hundert Kronen und fuhr dann mit drei Vereinsbrüdern nach einer Insel in den Scheren, wo sie sich bei einem Fischer für dreißig Kronen monatlich einmieteten. Niemand versuchte ihn zurückzuhalten, und wahrscheinlich war die Krisis hervorgerufen auf Grund von Johanns merklichem Einfluß auf den Vater und die Geschwister im Hausregiment. Die Herrscherin im Hause fürchtete nämlich, daß ihr die Macht aus den Händen genommen würde.

Den Sommer verbrachte er bei angestrengter Arbeit zum Examen, denn jetzt hatte er wieder mehr Gründe, von Hause fern zu bleiben. Es war ein gesundes und strenges Leben mit unschuldigen Freuden. Er war nur mit Schlafrock, Unterhosen und Wasserstiefeln bekleidet, und die

Kameraden hatten noch weniger an. Sie badeten, segelten, fochten, spielten wie Kinder in den Freistunden, und Johann gab sich nun einer zunehmenden Verwilderung hin. Starke Getränke kamen fast immer auf den Tisch, und Johann fürchtete sie, denn sie machten ihn wahnsinnig. Aber der Enthaltsamkeit und Arbeit folgte der Wunsch. Andere zu bekehren, und eine bedeutende Selbstgerechtigkeit, die immer die Folge ist, denn entweder fühlt der Opferwillige, daß er in dieser Hinsicht besser ist als die andern, oder er bringt das Opfer, um das Gefühl zu empfinden, daß er besser sei. Daher die Predigten an einen Bruder, der trank, das Moralisieren über andere, die nicht arbeiteten, sondern nach Dalarö fuhren und tanzten und starke Speisen verzehrten. Ihm steckte Kierkegaard im Leibe, er wollte ethisch sein, und er wetterte gegen die Ästhetik.

Er studierte nun Philologie und nahm Dante, Shakespeare und Goethe durch. Den letzteren haßte er, weil er Ästhetiker war. Unter dem allem lag wie ein dunkler Hintergrund der Bruch mit dem Vater, den er seit ihrem Zusammenleben im letzten Winter in verklärter Gestalt sah, und dem er nun in allem Vergangenen Recht gab, alle kleinen Mißhelligkeiten der Kindheit hatte er vergessen. Am meisten vermißte er doch die Geschwister, besonders die Schwestern, mit denen er in persönlichem Verkehr blieb.

Die Arbeit mit Wurzelwörtern und Lexikon war ihm eine Pein, aber nun genoß er diese Pein und zügelte seine Phantasie durch strenge Arbeit. Das war die Pflicht, der Beruf.

Zum Schluß des Sommers war er wild und scheu. Die Kleider, die nun wieder hervorgesucht wurden, waren

zu eng, und der Halskragen, den er seit Monaten schon nicht mehr benutzt hatte, marterte ihn wie ein Halseisen; die Stiefeletten drückten, und er fand, das alles samt und sonders Zwang war, Unnatur und Konvenienz. Einmal hatte man ihn in eine Soirée auf Dalarö gelockt, aber er kehrte gleich wieder um. Er war schüchtern und konnte das leere Gepränge und das Gelächter nicht ertragen. Diesmal war es jedoch nicht das Gefühl der Unterklasse, denn er hatte aufgehört, sich zu ihr bekennen.

Die Askese hatte inzwischen seinen Willen und seine Handlungskraft gestärkt, und als der Termin in Upsala begann, nahm er seinen Nachtsack und reiste hin, ohne mehr als eine Krone sein eigen zu nennen und ohne zu wissen, wo er ein Zimmer und etwas zu essen finden würde.

Rejd nahm ihn bei sich auf, und da richtete er sich ein zum Studieren.

Am ersten Abend suchte er sehr ausgehungert Eis auf. Der war den ganzen Sommer einsam in Upsala geblieben und sah noch bekümmerter aus als sonst. Er fand einen Schatten. Die Einsamkeit hatte seine Seele noch kränker gemacht. Er ging mit Johann aus und lud ihn zur Vesper nach Jördersvet ein. Eis sprach wie gewöhnlich und zerfleischte sein Opfer, das sich wehrte und wieder schlug, indem es die Ästhetiker angriff. Eis betrachtete den Ausgehungerten, wie er aß, und berauschte sich selbst aus der Branntweinflasche. Er nahm eine mütterliche Miene an und erbot sich, Johann Geld zu borgen. Dieser dankte gerührt und nahm gegen zehn Kronen, denn seitdem er glaubte, eine Zukunft vor sich zu haben, lieh er

ohne Furcht. Schließlich war Eis betrunken und phantasierte. Darauf schlug er plötzlich um, nannte Johann egoistisch und warf ihm vor, daß er die zehn Kronen angenommen hatte.

Als Egoist verdächtigt zu werden, war das Grausamste, was Johann wußte, denn Christus hatte ihm eingebildet, daß das Ich gekreuzigt werden müßte. Sein Selbst war emporgewachsen, frei vom Druck und in Berührung mit der Oeffentlichkeit. Die Person, die hervortritt, erhält ein größeres Ich durch die Aufmerksamkeit, die ihr zu teil wird, oder sie zieht die Aufmerksamkeit gerade dadurch auf sich, weil sie ein größeres Ich hat als die andern. Er suchte nach Arbeit, um auf rechtlichem Wege für sein Fortkommen zu sorgen, und er ging seinen Weg mit Arbeit und Willenskraft und mit der Hülfe mancher Freunde, aber nicht mit Charlatanerie und auf Schleichwegen. Aber Beschuldigungen trafen ihn ins Angesicht, denn die müssen ja alle Menschen treffen, die ein Ich haben. Er wollte das Geld wieder zurückgeben, aber da richtete Eis sich auf, wurde Gentleman und fuhr fort zu romantisieren. Johann schien es, daß dieser Idealist ein Lump wäre, der sich so dämonisch anstellte, um seine Reue über die zehn Kronen zu verbergen.

Eis war während einiger Zeit seine einzige Gesellschaft, ehe die Freunde wieder eintrafen. Er war immer undurchdringlich, seltsam und verschlossen. Eines Abends zeigte er eine neue Seite. Mitten in einem Gespräch, während Johann den Inhalt seines neuen „Opferdieners" erzählte, fingen seine Augen an zu glühen, und er schien Johann nur noch zu sehen, nicht zu hören. Darauf wurde

er elegisch, sprach schlecht von den Weibern und kam schließlich auf Johann zu, um ihn zu küssen. Wie das Rätsel in einem Augenblick gelöst war, und er das Geheimnis des Charlatans herausgefunden hatte, nahm Johann ihn bei der Brust und warf ihn in eine Ecke zwischen Ofen und Schreibtisch. Darum also hatte er, der alte Student, den Verein der Jünglinge aufgesucht! Darum war es!

Nun kamen die Studenten zum Termin herbei und alle mit Geld. Johann war mit seinem Nachtsack und mit seinen Büchern gewandert und empfand nun, wie angenehm der Weg wird, wenn man lange auf die Güte anderer angewiesen ist. Er lieh sich Geld zu einem Zimmer. Es war ein wahres Rattennest mit einem Feldbett, ohne Laken oder Bezüge. Kein Leuchter, nichts. Aber er lag mit den Unterkleidern im Bett und las bei einer Kerze, die in einer halben Flasche stak. Die Freunde verschafften ihm hie und da Essen. Aber dann kam die Kälte. Da ging er aus, wenn es dunkel wurde, und kaufte einen Haufen Holz, den er in seinem Nachtsack heimtrug. Und so lernte er, ein Physiker, wie man Kohlenfeuer anmachen kann, wenn die Glut ausgeht. Außerdem ging ein Schornsteinrohr durch das Zimmer, das jeden Donnerstag, wenn gewaschen wurde, warm war. Dann stand er mit den Händen auf dem Rücken daran und las in einem Buch, das er auf den herbeigezogenen Schreibtisch stellte.

Sein Stück wurde gespielt und kalt aufgenommen. Der Stoff war religiös. Er behandelte Heidentum und Christentum, das Christentum wurde als eine neue Zeit-

rechnung vertheidigt, nicht als Kirchenlehre. Christus selbst wurde aus dem Wege geräumt, und Gott, der Einzigwahre wurde auf seine Kosten erhöht. Das Stück enthielt auch einen Familienkonflikt, die Weiber wurden auf Kosten der Männer nach der Mode der Zeit erhoben. Der Verfasser ließ auch in irgend einer Gegenrede seine Meinung aus über die Stellung des Dichters im Leben. — „Bist Du ein Mann, Orm?“ fragt der Herzog. — „Ich bin nur Sänger,“ antwortet Orm. — „Darum wirst Du auch niemals etwas.“

Johann glaubte nämlich jetzt, daß des Dichters Leben ein Schattendasein wäre, daß er kein Ich hätte, sondern nur im andern Ich lebte. Aber ist es denn so sicher, daß der Dichter kein Ich hat, weil er nicht nur eins hat? Vielleicht ist er reicher und besitzt mehr als die andern, Und warum ist es besser, nur eins zu haben, da das einzige Ich jedenfalls nicht mehr eins ist als mehrere Ich, da ja ein Ich das zusammengesetzte Produkt ist von Elternerziehung, Umgang und Büchern. Vielleicht darum, weil die Gesellschaft, die eine Maschinerie erfordert, zu deren Einheit das Ich als Rad gehören soll, murrt. Aber dann ist ja der Sänger mehr als ein Maschinenteil, wenn er selbst eine ganze Maschine ist?

In dem Stück hatte Johann sich in fünf Personen wiedergegeben. In dem Herzog, der gegen die Zeit ankämpft; im Sänger, der überschaut und durchschaut; in der Mutter, die sich empört und rächt, und deren Rache durch seine Sympathie vernichtet wird; in der Tochter, die mit dem Vater ihres Glaubens wegen bricht; in dem Liebhaber, der mit einer unglücklichen Liebe zu kämpfen hatte. Er

kannte alle behandelten Motive, und er sprach für die Sache aller. Aber ein Dramatiker, der für den Durchschnittsmenschen schreibt, mit fertigen Ansichten über alles, muß wenigstens für eine seiner Figuren Partei nehmen, um das immer leidenschaftliche und parteiische Durchschnittspublikum zu gewinnen. Das hatte Johann nicht thun können, weil er an kein absolutes Recht oder Unrecht glaubte, aus dem einfachen Grunde, weil alle diese Begriffe relativ sind. Man kann gegen die Zukunft Recht haben und Unrecht gegen die Gegenwart; man hat Unrecht in einem Jahre, aber Recht im nächsten; der Vater kann dem Sohn Recht geben, während die Mutter findet, daß er Unrecht hat; die Tochter thut Recht, den zu lieben, den sie liebt, aber der Vater findet, sie thut Unrecht, weil sie einen Heiden liebt. Das war der Zweifel. Warum hassen und verachten die Menschen die Zweifler? Weil der Zweifel die Entwickelung zum Fortschritt ist, und der Gesellschaftsmensch haßt die Entwickelung, weil sie seine Ruhe stört. Aber der Zweifel ist grade die wahre Menschlichkeit und soll mit der Humanität und der Urteilskraft abschließen. Nur der Dumme ist sicher; nur der Unkundige glaubt, die Wahrheit gefunden zu haben. Aber Ruhe ist Glück, darum sucht der Leser das Glück in der Dummheit. Der Zweifel verzehrt die Thatkraft, sagt man. Aber ist es denn besser zu handeln, ohne die Folgen der Handlung zu bedenken und zu überlegen? Das Tier und der Wilde handeln blind, dem Verlangen und dem Triebe folgend.

Nach Upsala zurückgekehrt, wurde er aufs neue von schmählichen Rezensionen verfolgt. Teilweise waren sie wahr, so sollte die Form von „Kongsemnerne“ entlehnt

sein, aber auch das war nur teilweise wahr, denn Johann hatte den eiskalten Ton und die rauhe Sprache direkt aus den isländischen Sagen und die Lebensansichten aus der eignen Vorratskammer. Der Hohn folgte ihm, und er wurde als ein Mann betrachtet, der die Absicht hatte, Dichter zu werden, der schlimmste Argwohn, der einen treffen konnte. Mitten in der Not und Arbeit kam ein Brief von dem Kämmerer des königlichen Theaters an, der bei Johann anfragte, ob er sogleich nach Stockholm kommen könnte, da der König ihn zu sehen wünschte.

Krankhaft mißtrauisch glaubte er, daß man sich einen Scherz mit ihm mache, — und er ging mit dem Brief zu seinem klugen Freunde, dem Naturforscher. Dieser telegraphierte am Abend an einen bekannten Schauspieler am königlichen Theater und bat ihn, den Kämmerer zu fragen, ob derselbe an Johann geschrieben hätte. In der Nacht schlief Johann unruhig, er wurde zwischen Hoffnung und Furcht hin und hergeworfen. Am folgenden Morgen traf die Antwort ein; es wäre so, und Johann sollte sogleich hinkommen. Er reiste.

Warum zögerte er nicht, die königliche Gnade anzunehmen, er, der den Empörer in sich trug? Ganz einfach darum, weil er nicht zur demokratischen Partei gehörte; er versprach niemals seinem Vater oder seiner Mutter, daß er die Königsgunst nicht annehmen würde; darum, weil er an die Aristokratie glaubte oder an die Berechtigung des Besten, am Steuer zu stehen, und er glaubte, die beste Klasse wäre die Aristokratie, was er auch in seiner Tragödie „das sinkende Hellas" nachwies, wo er die Demagogen verhöhnt. Die Tyrannen haßte er, aber dieser König war

kein Tyrann. Es lag weder außer ihm noch in ihm irgendwelche Veranlassung vor, zu zögern.

Er reiste also hin und erhielt Audienz. Der König war grade sehr krank, sah abgezehrt und eingefallen aus, sodaß er einen schmerzlichen Eindruck machte. Da stand er mit seiner langen Tabakspfeife und sah lächelnd den jungen bartlosen Schriftsteller stolpernd eintreten, geführt von Adjutanten und Kammerherren. Er dankte für das Vergnügen, das ihm das Stück verschafft hätte. Er hatte in seiner Jugend selbst auf der Akademie mit einem Vikinggedicht gewetteifert und hatte das Altnordische sehr gern. Nun wollte er dem jungen Studenten dazu verhelfen, sein Examen machen zu können, und er schloß die Unterredung damit, daß er ihn an die Hofverwaltung verwies, wo er die erste Auszahlung anordnete. Später sollte es mehr werden, und er stellte in Aussicht, daß Johann in ein paar Jahren fest angestellt sein würde.

Das war ein Schutz für die Zukunft, und Johann fühlte sich dankbar und gerührt durch diese Güte eines Königs, der so mancherlei zu bedenken hatte.

Er kehrte nach Upsala zurück und sah nach zwei Monaten, wie ihn der Sonnenschein in einen Stern verwandelt hatte. Der Hofmarschall, der die Gelder auszahlte, hatte ihn gefragt, ob er gedächte, „später" in ein Departement oder in die Bibliothek einzutreten. Niemals waren seine Gedanken soweit gegangen und gingen auch noch nicht so weit.

Der Zweck des menschlichen Strebens scheint zu sein und muß auch wohl sein, das Leben bis zum Tode auf die mindest unangenehme Weise hinzubringen. Dieser

Zweck schließt das Denken an das Wohl anderer nicht aus, im Gegenteil, denn dies Angenehme schließt das Bewußtsein mit ein, das Recht andrer nicht verletzt zu haben. Darum können schlecht verwertete Reichtümer allein kein angenehmes Leben gewähren; darum kann der Weg, der über die Leichen andrer führt kein angenehmes Leben bereiten; und darum ist der Utilitarismus oder die Weltanschauung, die das Glück der meisten will, nicht unmoralisch.

Johann konnte, ungeachtet aller Askese, nicht verhindern, sich glücklich zu fühlen. Sein Glück bestand in der halben Gewißheit, daß er sein Dasein verleben würde ohne die größeren Schmerzen, die die Ungewißheit über die Existenzmittel mit sich führt. Sein Dasein war von Not bedroht gewesen, und jetzt war es geschützt; das Leben war ihm wieder geschenkt, und es ist so schön zu leben, wenn man noch im Wachsen begriffen ist. Seine von Hunger und Überanstrengung zusammengepreßte Brust wölbte sich, sein Rücken ward grader, das Leben kam ihm nicht mehr so traurig vor. Er war zufrieden mit seinem Lose, darum schien ihm das Leben zu leuchten, und er würde undankbar gewesen sein, wenn er sich jetzt unter die Undankbaren gestellt hätte.

Aber dies währte nicht lange. Aber als er die alten Kameraden um sich sah, wie sie in einer Lage vorwärts strebten, an der sein Glück nichts änderte, da fand er, daß eine Disharmonie eintrat. Sie waren gewohnt, ihm als einem Notleidenden zu helfen, und nun bedurfte er dessen nicht mehr. Sie hatten ihn gern, darum beschützten sie ihn und waren gewohnt ihn unter sich zu sehn. Als er

nun emporkam, neben sie und über sie, da fanden sie ihn folgerichtig verändert. Ja, das veränderte Benehmen mußte ihn verändert haben. Der Notleidende stand nicht so tief in ihrer Meinung und war nicht so grade in seinem Rücken wie der Wohlhabende. Er war verändert für sie, aber war er darum schlechter? Die Selbstliebe ist ja sonst eine geschätzte Ware. Genug davon, er verletzte nur dadurch, daß er glücklich war, und noch mehr dadurch, daß er seinerseits andre glücklich machen wollte.

Gaben führen Verpflichtungen mit sich, und Johann unterließ nicht, sich sogleich für die Kollegien und Stunden anzumelden. Er machte sein Examen in Philologie, Astronomie und Staatswissenschaft, erhielt aber in allen Gegenständen ein weniger gutes Zeugnis, als er erwartet hatte. Er hatte zu viel und zu wenig studiert. Im Tentamen wurde er gewöhnlich von Aphasie*) befallen.

Er saß da und war nicht im Stande, eine Antwort zu geben, obwohl er mehr wußte, als gefragt wurde, und dann kam der Trotz und die Selbstplage, der Mißmut, und er fühlte sich versucht, die Flinte ins Korn zu werfen. Die Lehrbücher kritisierte er, und er fühlte sich unehrlich, wenn er lernte, was er verachtete. Die Rolle, die man ihm gab, fing an ihn zu bedrücken, er sehnte sich hinaus, wohin es

---

*) Die Psysiologie schreibt diese Krankheitsform den Schäden zu, die das linke Stirngewinde erlitten hat. Und Johann hatte wirklich zwei Narben oberhalb des linken Auges. Die eine rührte von einem Axthieb her, die andere von einem Stein, gegen den er heftig anschlug bei einem Sprung vom Observatoriumkastell hinab. Er wollte aus dieser Aphasie auch eine unüberwindliche Schwierigkeit, Reden zu halten und fremde Sprachen zu sprechen, herleiten.

auch immer sei, nur hinaus aus diesem allem. Nicht daß er die Gabe als eine Wohlthat empfand. Es war ein Stipendium, ein Belohnung für ein Verdienst, so wie Künstler es zu allen Zeiten für ihre Ausbildung entgegennahmen, und der königliche Geber war nicht der Monarch, sondern der persönliche Freund und Bewunderer. Darum übte dies auch nicht irgendwelchen Zwang auf seine aufrührerischen Gedanken aus, er ließ sich nur für eine Stunde täuschen und glaubte, daß alles wohl stände in der Welt, weil er es gut hatte. Seine Opposition war bereits auch soweit hinuntergegangen, daß er das Gedeihen des Staates nur in der Monarchie sah, und er glaubte nicht wie die Heiden, daß die Ernten besser gedeihen würden, wenn man den König auf dem Altar der Götter schlachtete. Seine Mutter würde über seine Auszeichnung vor Freuden geweint haben, wenn sie lebte, so aristokratisch war sie.

Demokraten sind alle bis hinauf zum Kronprinzen, insofern als wir die, die über uns sind, zu uns herunter wünschen; aber selbst oben angekommen, wollen wir nicht hinunterrücken. Die Frage ist nun die, ob dies Oben in geistiger Bedeutung gemeint ist, und ob es wirklich sein muß. Hieraus entstanden Johannes Zweifel.

XIII.

Auflösung.

(1872.)

Zu Anfang des Frühlingstermins stellte Johann sich wieder mit einem älteren Kameraden zusammen, um die Studien fortzusetzen. Als er sich nun wieder mit den alten Büchen befassen sollte, die er so lange studiert hatte, war es ihm recht zuwider. Das Gehirn war erfüllt von Eindrücken, von gesammeltem, schriftstellerischem Material und wollte nicht mehr aufnehmen; Phantasie und Gedanken arbeiteten bereits und wollten die alleinige Herrschaft des Gedächtnisses nicht mehr anerkennen. Zweifel und Abspannung fanden sich ein, und er blieb oft den ganzen Tag auf dem Sofa liegen. Und dann erwachte er mit dem Verlangen, ganz und gar frei zu sein und handelnd in das Leben einzutreten. Aber das königliche Stipendium hielt ihn in Fesseln zurück, wie auch frühere Verpflichtungen, die er ja dadurch hatte, daß er entgegennahm, was man ihm in die Hand gab für sein Examen, das nun halbbeendet war. So machte er sich an den philosophischen Stoff, aber als er die Geschichte der Philosophie las, fand er alle Systeme gleichgiltig oder ungiltig, und seine Gedanken boten allen fremden Gedanken Widerstand.

Im Verein herrschte Zwiespalt und Schlaffheit. Alle Jugendgedichte waren vorgelesen worden, und niemand brachte mehr etwas neues hervor, so daß bei den Zusammenkünften nur noch Punsch getrunken wurde. Eis hatte sich auch bloßgestellt, und bei einer Scene mit einem andern Bruder wurde er hinausgeworfen, zog das Messer und bekam Schläge. Er hatte sich darauf unter eine lächerliche Maske gerettet und war nur noch die Zielscheibe des Witzes, seitdem man entdeckt hatte, daß seine Weisheit in Vorträgen aus Zeitschriften des Studentencorps bestand, die die andern nicht verwenden konnten.

Im Anfang des Termins wurde außerdem ein ästhetischer Verein von Professoren der Ästhetik gestiftet, und dadurch wurde der Runabund überflüssig.

Es war bei einer Zusammenkunft im Verein, wo Johanns Empörung gegen die Autoritäten zuerst zum Ausbruch kam. Er hatte nämlich am Abend getrunken und war halb berauscht. In Gesprächen mit den Professoren kam man auf brennbare Stoffe, und Johann wurde so lange aus seiner Verschanzung hervorgelockt, bis er Dante für ziemlich beutungslos für die Menschheit und für überschätzt erklärte. Johann hatte ein ganz Teil Gründe, konnte sie aber nicht zur Geltung bringen, als die Professoren darauf drangen, und der ganze Verein stand schaarenweis um die Kämpfenden herum, die in die Ofenecke gedrängt wurden. Er wollte zuerst sagen, daß die Komposition in der „göttlichen Komödie“ nicht originell wäre, sondern eine sehr gewöhnliche Form, die gleich voran in Albericus' Vision angewandt ist. Er wollte behaupten, daß Dante in diesem Gedicht nicht Bildung und Gedanken seiner

ganzen Zeit wiedergeben konnte, weil er so ungebildet war, daß er nicht einmal griechisch konnte. Er war nicht Philosoph, denn er schlug den Gedanken in die Fesseln der Offenbarung, und darum war er auch kein Vorgänger der Renaissance oder der Reformation. Er war kein Patriot, denn er huldigte dem deutschen Kaiserreich von Gottes Gnaden. Er war höchstens Florentiner Landpatriot. Demokrat war er ebenso wenig, denn er träumte immer von einem vereinigten Papst- und Kaiserreich. Er griff nicht das Papsttum an, sondern nur einige Päpste, die — wie er selbst in seiner Jugend — unsittlich lebten. Er war ein Mönch, ein wahrhaft idiotes Kind seiner Zeit, da er ungetaufte Kinder in die Hölle sandte. Er ist ein beschränkter Royalist, der Brutus neben Satan in den Brennpunkt der Hölle setzt. Ihm fehlt alle Selbstkritik; während er zu den schlimmsten Verbrechen die Undankbarkeit gegen Freunde und die Verräterei gegen das Vaterland rechnet, schickt er seinen eigenen Freund und Lehrer Brunetto Latini in die Hölle und unterstützt den deutschen Kaiser Heinrich VII. gegen seine Vaterstadt Florenz. Er hatte schlechten Geschmack, da er zu den sechs größten Dichtern der Welt Homer, Horaz, Lucanus, Ovid, Virgil und — sich selbst rechnete. Wie konnten moderne Menschen, die so strenge gegen allen Skandal wären, Dante preisen, der durch sein Gedicht so manche lebenden Personen und Familien entehrte und seine eigene geliebte Vaterstadt beschimpfte, wie er thut, als er in der Hölle unter Dieben fünf Florentiner von adliger Geburt findet, wobei er ausruft:

„Juble, mein Florenz, denn dein Name ist nicht nur groß über Land und Meer, auch in der Hölle prangt dein

Name. Fünf deiner Mitbürger in Diebsgesellschaft — meine Wangen erröten vor Scham bei ihrem Anblick. Aber eins weiß ich: die Strafe wird dich (Florenz) treffen; und möchte es bald geschehen!"

Wie gewöhnlich wurde nun der Streit von dem wechselnden Standpunkt des Angreifers und der Angegriffenen geführt. Johann wollte dem Professor beweisen, daß die „Komödie" von seinem Standpunkt aus ein Pamphlet wäre, aber da sattelte der Professor um und ging auf den Standpunkt des Feindes über und meinte, daß „er" es wohl nicht als solches verwerfen würde. Worauf Johann antwortete, daß gerade er es dazu rechnete, aber nicht als ein großartiges Gedicht von ewigem Werte, wie gerade der Professor es in seinem Kolleg genannt hätte, was doch ein Irrtum wäre. Später warf der Professor um und stellte den Antrag, daß das Gedicht von der Zeit ab verbannt würde.

„Gerade so," antwortete Johann, „aber wir haben es aus unserer und aus allen kommenden Zeiten verbannt und wir haben also Unrecht gehabt. Aber auch in Bezug auf seine Zeit ist es nicht epochemachend, da es nicht vor seiner Zeit steht, sondern mitten darin oder bald darnach. Es war ein Sprachmonument für Italien, nichts weiter, und es sollte niemals an einer Universität in Schweden gelesen werden, weil die Sprache veraltet ist und — das letzte Wort — es war zu bedeutungslos, als daß es in der Entwicklungskette der Bildung aufgenommen werden könnte.

Das Resultat: Johann wurde für unverschämt und halbtoll angesehen.

Nach dieser Explosion war er aufgerieben und unfähig zur Arbeit. Das ganze Leben in der Stadt, wo er sich nicht heimisch fühlte, war ihm zuwider. Die Kameraden ermahnten ihn, er solle sich ausruhen, denn er hätte zuviel gearbeitet, und das hatte er. Nun stieg der Plan wieder auf, hinaus zu kommen, aber ohne Folgen. Seine Seele war wie aufgelöst, wie ein Hauch dahinschwebend und äußerst empfindsam. Die graue schmutzige Stadt quälte ihn, die Landschaft rund herum peinigte ihn, und da lag er nun auf einem Sofa und betrachtete die Illustrationen einer deutschen Zeitschrift. Der Anblick von Landschaften anderer Länder wirkte wie Musik auf ihn, und er empfand das Verlangen grüne Bäume, blaue Seen zu sehen, er wollte hinaus aufs Land; aber es war ja erst Februar, und die Luft war grau wie ein Sacktuch, in den Straßen und Wegen versank man tief in dem halbgethauten Schnee, der sich mit der Erde vermischte.

Als er sich nun ganz niedergeschlagen fühlte, ging er zu seinem Freunde, dem Naturforscher. Es frischte ihn auf, seine Herbarien und Mikroskope, seine Aquarien und physiologischen Präparate zu sehen; und am meisten den stillen, friedlichen Atheisten, der die Welt ihren Gang gehen ließ, denn er wußte, daß er in seinem geringen Maß mehr für die Zukunft arbeitete, als der Poet mit seinen konvulsivischen Ausbrüchen. Der Kamerad hatte doch einen alten Zug von Ästhetik in sich, und er malte in Öl. Das interessierte nun Johann wunderbar. Zu denken, daß er eine grünende Landschaft mitten in die Nebel dieses

schrecklichen Frühlingswinters hineinzaubern könnte, um es an seine Wand zu hängen!

„Ist das Malen schwer?“ fragte er.

„Nein, bewahre, es ist leichter als Zeichnen. Versuche es!“

Johann, der schon ganz unerschrocken ein Lied mit Guitarrebegleitung komponiert hatte, hielt es nicht für unmöglich zu malen, und er lieh sich eine Staffelei, Farben und Pinsel. Und dann ging er nach Hause und schloß sich ein. Er nahm aus einer illustrirten Zeitung eine Zeichnung, die eine Schloßruine darstellte, und diese kopierte er. Als er sah, daß die blauen Farben wie ein klarer Himmel wirkten, wurde er von Sentimentalität ergriffen, und als er später grüne Büsche und eine Grasmatte hervorzauberte, da war er unsäglich glücklich, als wenn er Haschisch gegessen hätte. Der erste Versuch war geglückt. Aber nun mußte er ein Gemälde kopieren. Das ging nicht. Alles wurde grün und braun; er konnte seine eigene Farbenstimmung nicht mit dem Ton des Originals in Einklang bringen. Da wurde er tief verzweifelt.

Eines Tages, als er eingeschlossen war, hörte er einen Besuch mit dem Kameraden im nächsten Zimmer sprechen. Sie flüsterten, als wenn sie bei einem Kranken sprächen.

„Nun malt er auch schon!“ — sagte der Kamerad in einem tiefen, niedergeschlagenen Ton.

Was sollte das bedeuten? Sahen sie ihn für verrückt an? So war es! Er fing nun an, über sich selbst nachzudenken, und kam wie alle Grübler zu dem Beschluß, daß er verrückt wäre. Was war da zu thun? Wenn man ihn einsperrte, so war er sicher, wahnsinnig zu werden.

„Besser dem zuvor zu kommen,“ dachte er, und da er sich erinnerte, von Privat-Irrenanstalten auf dem Lande gehört zu haben, wo man frei umhergehen und im Garten arbeiten durfte, so schrieb er an die Direktion. Nach einiger Zeit erhielt er eine freundliche Antwort mit der Aufforderung, ruhig zu sein. Der Briefschreiber hatte durch den Kameraden Auskunft über Johann erhalten, und er kannte nun seinen Seelenzustand. Es wäre nur eine Krisis, die alle empfindsamen Naturen durchmachen müßten u. s. w.

Also die Gefahr wäre überstanden. Aber er wollte hinaus, hinaus aus dem Leben, wohin auch immer.

Eines Tages sah er, daß eine reisende Theatergesellschaft in die Stadt kam. Da schrieb er an den Direktor einen Brief und hielt um ein Debüt an. Er erhielt weder Antwort noch Besuch darauf.

So wurde er hin und her geworfen, bis endlich das Schicksal eintrat und ihn befreite. Drei Monate waren vergangen, und es kam kein Geld von der Hofverwaltung an. Die Kameraden rieten ihm, an den Hofmarschall zu schreiben und höflich anzufragen, wie es damit angeordnet wäre. So that er und erhielt zur Antwort, daß niemals die Rede gewesen sei von einer regelmäßig auszuzahlenden Summe, sondern daß Seine Majestät die Gratifikation nur für ein Mal verteilte, aber doch in Gnaden gedächte, in Anbetracht der dringenden Umstände, ausnahmsweise ein Mal eine Summe von 200 Kronen, die folgten, zu bewilligen.

Johann war zuerst froh, denn er war nun frei, aber später beunruhigte ihn diese Wendung der Dinge, da in den Zeitungen stand, daß er Stipendiat wäre und das Stipendium wirklich aus königlichen Mitteln während „des Jahres“,

das er noch im Examen stände, flösse. Außerdem hatte ihm ja der Hofmarschall einen Wink für die Zukunft gegeben, und das konnte nicht mit 200 Kronen abgethan sein. Man sann über die Ursache hin und her. Einige nahmen ganz sicher an, daß der König es vergessen hätte, andere, daß seine Stellung es nicht zuließe, und jeder wußte, daß sein guter Wille nicht immer im Verhältnis zu seinem Können stand. Niemand sprach seine Mißbilligung aus, und Johann war froh in seiner Seele, hätte nur nicht eine gewisse Beschämung in der Entziehung des Legats gelegen, so daß er nun in den Verdacht geraten konnte, sich dies durch ein Geschwätz zugezogen zu haben. Die, welche an eine „Ungnade" glaubten, schrieben dieselbe dem Umstande zu, daß Johann es unterließ, seine Aufwartung zu machen, als er zu Weihnachten und zu Neujahr in Stockholm war. Andere glaubten, es sei hervorgerufen durch die geringe Förmlichkeit, mit der er die gedruckte Tragödie „Das sinkende Hellas" überreichte, die Johann ganz einfach aufs Schloß schickte, anstatt selbst damit hinzugehen, was seine Gradheit ihm verbot. Zehn Jahre später hörte er eine ganz neue Auslegung der „Ungnade." Er sollte nämlich ein schändliches Lied über den König verfaßt haben! Aber die Geschichte war eine „reine" Dichtung, wahrscheinlich die einzige, die von dem verkannten Erzähler auf die Nachwelt übergehen wird.

Das Faktum blieb stehen, und nun war der Entschluß schnell gefaßt! Er wollte nach Stockholm reisen und Litterat werden, wenn möglich Schriftsteller, wenn seine Befähigung dazu sich als begründet erweisen würde. Der Zimmerkamerad übernahm es, den Rückzug zu decken und

gab vor, daß Johann sich einige Zeit in Stockholm aufhalten müßte, damit der Wirt nicht beunruhigt würde und die Miete, die am Terminschluß nicht voraus bezahlt wurde, während der Zeit zusammengebracht werden könnte.

Ein Abschiedsfest ward gehalten, und Johann dankte seinen vielen Freunden, die Verpflichtungen anerkennend, die ein jeder Verkehr mit sich bringt, wo eine Persönlichkeit nicht aus sich selbst entwickelt wird, sondern aus der Seele jedes andern, mit dem er in Berührung kommt, einen Tropfen daraus zu entnehmen, gerade wie die Biene aus Millionen Blumenkelchen ihren Honig sammelt, den sie doch selbst umschmilzt und dann für ihr eigen ausgiebt.

Und so fuhr er nun hinaus ins Leben, hinaus aus den Träumen und der Vergangenheit, um in der Gegenwart und Wirklichkeit zu leben. Er war aber schlecht vorbereitet, und die Universität ist nicht die Schule fürs Leben. Er fühlte auch, daß die Stunde der Entscheidung gekommen war. In einer schlecht ausgeführten Erzählung nannte er das Fest eine Junggesellenvesper, denn nun sollte er ein Mann werden und die Knabenjahre hinter sich lassen, er sollte sich der Gesellschaft einfügen, ein nützlicher Mitbürger werden, sein eigenes Brod essen.

So glaubte er damals, aber er sollte bald finden, daß die Erziehung ihn untauglich für die Gesellschaft gemacht hatte, und als er sich nicht darein fand ausgewiesen zu sein, erwachte in ihm der Zweifel, ob die Gesellschaft, zu der doch auch die Schule und die Universität gehörten, auch Schuld hätte an seiner Erziehung, und ob nicht die Gesellschaft einen Fehler hätte, der geheilt werden müßte.

Druck von G. Zahn & H. Baendel, Kirchhain N.-L.

Die
Vergangenheit eines Thoren

von

August Strindberg.

Dritter Band.

Berlin, 1894.
Verlag des Bibliographischen Bureaus.
Alexanderstraße 2.

Inhalt.

Seite

1. Bei den Mißvergnügten 1
2. Ein Abtrünniger 23
3. Das rothe Zimmer 36
4. Der Redacteur 74
5 Seelennoth 89
6. Im Rothhafen 109
7. Das öffentliche Wort 121
8. Königlicher Sekretär 134

1.

Bei den Mißvergnügten.

(1872.)

Als Johann nach Stockholm gekommen war, lieh er sich zunächst Geld für ein Zimmer, das auf Ladugårdslandet lag. Schon jetzt ein Eindrucksmensch bis zum Extrem, wählte er diesen Stadtteil aus dem Grunde, weil die ersten Mai-Spaziergänge in seiner Jugend sich immer hierher erstreckt hatten; besonders die Storgata hatte eine gewisse Feststimmung an sich. Außerdem mündete sie bald in den Thiergarten, der jetzt das Ziel seiner Spaziergänge wurde. Die Kasernen mit ihren Trommeln und Trompeten hatten etwas Erheiterndes, und die Nähe des Wassers eröffnete ihm freie Aussichten. Hier war es luftig und hell. Wenn er des Morgens seine Promenade machte, brauchte er nur je nach seiner

Stimmung die Wege zu wählen. Traurig und niedergeschlagen ging er den schattigen Sirishofsweg entlang; heiteren Sinnes bog er nach dem Flachland von Manilla ab, wo das paradiesische Rosenthal Freude und Wollust atmete; verzweifelt und scheu zog er hinaus nach Ladugårdsgärdet, wo kein Mensch seine Selbstgespräche und seine Gebete zu Gott störte. Bisweilen, wenn seine Seele sich im Tumult befand, blieb er lange am Kreuzweg oberhalb der Tiergartenbrücke stehen, unschlüssig, welchen Weg er wählen sollte. Da schienen tausend Mächte ihn nach allen Richtungen reißen zu wollen.

Sein Zimmer war sehr einfach und entbehrte jeder Aussicht. Es roch nach Armut wie das ganze Haus, dessen einzige Standesperson der Vicewirth, ein Schutzmann, war.

Er begann seine Thätigkeit mit Malen; aus Bedürfniß, um seinen Gefühlen Form zu geben, vielleicht auch, um sie auf handgreifliche Art ausdrücken zu können, denn die kleinen, dichtgedrängten Buchstaben auf dem Papier waren tot und vermochten sein Inneres nicht so offen und mit einem Schlage zu zeigen. Er dachte garnicht daran, Maler zu werden, im Kunstverein auszustellen oder Bilder zu verkaufen. An die Staffelei gehen, war ihm dasselbe wie Singen. Zugleich knüpfte er wieder die Bekanntschaft mit seinem Freunde, dem Bildhauer an, der ihn in einen Kreis junger Maler einführte, die sämmtlich mit der Akademie und den veralteten Methoden unzufrieden waren, weil sie durch dieselben nicht mehr befriedigt wurden, oder weil diese

Methoden die dunklen Träume der Zeit nicht ausdrücken konnten. Es war nämlich um die Zeit, als Wahlberg die Düsseldorfer Schule des Idealismus verlassen hatte und in die Stimmungsmalerei der Romantik eingetreten war, deren Vorgänger in Paris Corot und Rousseau gewesen waren. Es war ein Uebergangsstadium und eigentlich ein Anachronismus, der darauf beruhte, daß Corot erst nach seinem Tode Anhänger gewann, wodurch ein Rückschlag in der realistischen Richtung verursacht wurde. Diese jungen Maler waren vollständige Nachromantiker, außer in dem Punkt, daß sie in den Farben nach Wahrheit suchten. Hätten sie nicht die moderne Technik besessen, man hätte sie für Schüler Fahlcrantz' halten können. Sie behielten noch den Bohême-Typus; denn die gewaltigen Wogen schlugen erst später an die entfernten Küsten des Nordens. Sie trugen lange Haare, Schlapphüte, grellfarbige Schlipse und lebten wie die Vögel unter dem Himmel. Sie lasen Byron und träumten von ungeheurer Leinwand mit so großen Gegenständen, daß noch kein Atelier gebaut war, in dem man sie hätte unterbringen können. Ein Bildhauer hatte mit einem Norweger den Plan gefaßt, aus Dovregestein, den Dovregreis auszuhauen; ein Maler wollte das Meer malen, nichts als das glatte Meer, aber mit einem so großen Horizont, daß man die Rundung der Erde und die Wasserlinie in einer convexen Kurve sehen sollte.

Das gefiel Johann. Man sollte sein Inneres malen und nicht Stock und Stein nachzeichnen, die ja an sich bedeutungslos sind und nur dadurch Form erhalten, daß sie den Schmelzofen eines wahrnehmenden

und empfindenden Individiums passiren. Daher wurde nicht im Freien studirt, sondern man malte zu Hause aus dem Gedächtniß und mit der Phantasie. Johann malte immer das Meer mit der Küste im Vordergrund; knorrige Kiefern, ein paar nackte Schären weiter draußen, eine weißgemalte Bake und ein Seezeichen. Die Luft war meist trübe mit einer schwachen oder starken Lichtöffnung am Horizont, Sonnenuntergang oder Mondschein, nie helles Tageslicht.

Aber aus diesem Traumleben erwachte er bald; teils weckte ihn der Hunger, teils erinnerte er sich der Wirklichkeit, die er ja aufgesucht hatte, um sich vor seinen Träumen zu retten.

Wie hatte sich die Wirlichkeit der schwedischen Mitwelt in den Jahren ausgebildet, als Johann sich mit Thorwaldsens Nahrungssorgen und mit Hellas' Eroberung durch die Macedonier beschäftigte? Durch das Wahlgesetz von 1865 war der Bauernstand in die neuen Kammern eingedrungen, hatte hier die Majorität und ein Programm gebildet und sich als politische Partei constituirt. Man hatte unbesonnen genug den Charakter der Landmannspartei als einer Partei verleugnen wollen und ihren Wert dadurch zu verringern geglaubt, daß man sie eine Fraktion nannte. Die Bauern waren eine homogene Fraktion der Bevölkerung, sie repräsentirten fast die Nation, und deßhalb war es sehr berechtigt, daß sich diese natürliche Gruppe zu einer Partei mit verschiedenen Interessen zusammenschloß, die für das ganze Land von größter Wichtigkeit waren. In den Parteien allein sieht man etweder eine Vereinigung von privaten Interessen

Einzelner, die nicht allein dem Lande im Großen und Ganzen nicht nützen, sondern jeder Verbesserung eher entgegenarbeiten, oder die Zusammenrottung einer theoretisirenden Gesellschaft zur Durchbringung ihrer Meinung. Als Beispiel einer Partei, die keine Fraktion ist, gilt die Intelligenzpartei, die nur zur Beibehaltung ihrer Aemter und ihrer Machtstellung und zur Verwirklichung ihrer Einfälle gearbeitet hatte.

Kurz vor der Bildung der Landmannspartei im Jahre 1867 war sie als eine demokratische hervorgetreten und hatte ein Programm aufgestellt, das nur die Folge parlamentarischer Reformen oder ihre Inswerksetzung bedeutete. Der Adel als selbstständiger Stand war abgeschafft, aber die alten ökonomischen Vorrechte der Feudalgewalt (denn eine solche gab es wirklich in Schweden) bestanden noch. Dazu gehörte die Steuerfreiheit oder die Steuererleichterung auf Freigüter u. Die Bauern, die meistens „nicht privilegirten" Grund und Boden besaßen, verlangten eine Steuermodification, die ja nicht mehr als recht und billig war. Aber da wurde der Vorwurf des Egoismus erhoben, als ob nicht jedes Streben egoistisch wäre. Die Gefahr war in diesem Falle jedoch nicht groß, da der Egoismus der Bauern berechtigt war, weil er zum Nutzen der Mehrzahl und des ganzen Landes diente. Der Kaufmannsstand durfte am wenigsten in diesen Ruf einstimmen, da eine Erleichterung der Steuerlasten der Bauern eine ganze Menge von Käufern geschaffen hätte, die auch der Industie förderlich gewesen wären.

Die Partei trat auch mit demokratischen Reform-Forderungen in andrer Beziehung auf, zum Beispiel mit

der Forderung zur Umgestaltung des Schulwesens, zur Anerkennung des Freihandels im „Princip“ zur Sparsamkeit in den Ausgaben des Staates, zur Vereinfachung in der Verwaltung, zur verbesserten Rechtspflege sowie nach einem ausgedehnten Stimmrecht bei communalen Wahlen u. s. w. Sie war also damals keine reaktionäre Partei.

Aber nicht zufrieden mit halben Maßregeln, ergriffen die „immer Mißvergnügten“ die Gelegenheit, während die Gemüter noch erhitzt waren, und bildeten die Vereinigung der „Neuliberalen.“ Ihr Programm wurde im Jahre 1868 aufgestellt und durch zwei vortreffliche Broschüren veröffentlicht. „Was wollen die Neuliberalen“ (von Hultgren) und „Was das Volk von der neuen Vertretung erwartet“ (von Hedin.) Das Programm der neuliberalen Partei in Hultgrens Broschüre ist eine Musterarbeit. Es enthält alle die Umbildungsvorschläge, die der Reihe nach durchgeführt werden sollten, ehe das socialistische Programm auftauchte. Zeitgemäße und durchführbare Reformvorschläge, nicht alle zugleich, sondern in gebührender Ordnung, fanden sich in derselben vor. Die Gefahr der Reformarbeit unserer Zeit besteht darin, daß es Vorschläge ohne jede Ordnung hagelt, daß der eine zu spät, der andere zu früh kommt, daß man z. B. die Frauenfrage anschneidet, ehe die alte patriarchalische Gesellschaft beseitigt ist, daß man der Frau den Arbeitsmarkt des Mannes eröffnet, ehe der Mann von den Pflichten der Ehe und der Kinderversorgung befreit ist, und daß man die Mädchen in die

staatlichen Knabenschulen schicken will, ehe diese Lehranstalten umgeändert sind.

Das Richtigste in dem Programm der Partei war die Verwirklichung derjenigen Theorien, welche eine Reform bedeuten. Schon im Jahre 1864 stand die communale Selbstverwaltung auf dem Papiere. Das Landsting das den Samen der Decentralisation in sich trug, war durch das Veto des Landeshauptmannes zu einer Art von Regierungsbüreau geworden. Die Neuliberalen forderten die Freigebung des Landstings und die Ausdehnung des kommunalen Stimmrechts. Aber sie verlangten auch allgemeines Stimmrecht zu den Kammern, Abschaffung des Ritterorden, Einziehung der Aemter, Beschränkung der königlichen Macht innerhalb wichtiger, ökonomischer Gesetzgebung, Abschaffung der Landeshauptmannsämter, Einziehung der Aemter aller Präsidenten, Bischöfe und Generaldirectoren, die Trennung der Kirche vom Staat, Einführung der Civilehe, Ersatz der Volksschule durch die beiden untersten Klassen der Realschulen, Umgestaltung des Unterrichts, Reform der Verteidigung nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht u. s. w. Hier war Alles, was man verlangen konnte, und hätte man an diesem Programm einmütig festgehalten und Schritt für Schritt an der Ausführung desselben gearbeitet, dann wäre mehr gewonnen worden als durch dieses sprungweise Vorgehen. Aber der Schwede ist Phantast und nicht thatkräftig, daher glaubte er, die Reformen seien fertig, als sie über die Discussion nicht hinaus gekommen waren. Daß die Dichter, der nie verwirklichten Pläne müde, vorauseilten, war natürlich, weil sie ja ein

Recht haben, sich in Phantasien zu bewegen; aber daß die politischen Männer ihr Ziel fahren ließen, war mehr als tadelnswert, wenn sie überhaupt an der Ohnmacht schuld sind, die damals Alle angesichts eines Stillstandes überfiel, der vollständig in einen Rückgang endete. Hedins Commentare zum Programm waren vernichtend, und sie können und müssen noch heutigen Tages von denjenigen gelesen werden, die sich darüber unterrichten wollen, wie weit es mit dem schwedischen Fortschritt zurückgegangen ist. Die Briefe schließen mit einem kühnen Satz, der heute vielleicht den Gegenstand einer Klage bilden oder von Schlauköpfen, die den Stein der Weisen in der Tasche zu tragen glauben, als wahnsinnig betrachtet werden würde.

„Wir sind uns also darin einig“ sagt er, que la monarchie c'est une affaire de la liste civile. Die Frage ist nur die, ob es sich lohnt, Rat und That auf die Befriedigung dieser romanhaft-politischen Phantasie zu verwenden.“

Von all diesen Dingen hatte Johann keinen Begriff. Er wußte nur, daß die Bauern zur Macht gelangt waren, daß sie der Bürgerschaft und den Beamten Krieg erklärt hatten, und daß man sie in Upsala haßte. Und nun sollte er selbst in die Reihe der Kämpfenden eintreten und die alte Gesellschaft angreifen. Die einzigen Kenntnisse, die er aus Upsala mitgebracht hatte, und die er direkt hierfür gebrauchen konnte, war die Statistik, die er studiert hatte. Welchen Wert hatte hier die Astronomie, Philologie, Aesthetik, Latein und Chemie. Die Grundgesetze des Landes, die Kommunalgesetze kannte

er, dagegen hatte er von der politischen Oekonomie, von der Kameral-Gesetzkunde und den Rechtswissenschaften keine Ahnung.

Als er nun eine passende Zeitung für seine Thätigkeit suchen sollte, fiel es ihm nicht ein, von seinen alten Verbindungen mit dem „Abendblatt" Gebrauch zu machen, sondern er schrieb für eine kleine neu erschienene Abendzeitung, die als radical galt und von der neuliberalen Vereinigung herausgegeben wurde. Der Redacteur hatte seine Sprechstunde in La Croix' Café, und hier wurde Johann in die Gesellschaft der Journalisten eingeführt. Er fühlte sich fremd unter ihnen. Sie dachten nicht wie er und erschienen ungebildet, was sie auch thatsächlich waren; sie klatschten mehr, als daß sie über wichtige Geschehnisse sprachen. Sie beschäftigten sich zwar mit der Wirklichkeit, aber die täglichen, kleinen Neuigkeiten galten ihnen mehr als die großen Fragen des Tages und der Zeit. Sie führten Phrasen im Munde und schienen die Gegenstände, über die sie schrieben, nicht zu beherrschen. Er war gegen seinen Willen zu sehr Universitätsaristokrat, um mit diesen Demokraten sympathisiren zu können, die ihre Laufbahn nicht frei gewählt hatten, sondern, wie die Meisten, zufällig in dieselbe hineingeworfen waren. Die Luft erschien seinem idealen Sinn erstickend, und er besuchte die Sprechstunde nicht mehr, nachdem er seinen Auftrag erledigt hatte und aufgefordert worden war, für die Zeitung zu schreiben.

Er debütirte als Kunstkritiker. Er schrieb über Winges Thor mit den Riesen und Rosens Erik XIV. und Karin Månsdotter. Der junge Kritiker wollte

natürlich seine Kenntnisse zeigen und besaß dabei nur solche, die er aus Collegien und Büchern empfangen hatte. Daher war die Kritik über Winge ein Loblied. Das Thema als nordisch und im großen Stil gehalten, bildete einen Gegenstand zur Betrachtung, was jedoch von den Malern sehr gemißbilligt wurde, weil sie verlangten, daß man nur sehen sollte, wie etwas gemalt sei. Rosens Erik XIV. beurteilte er von seinem monomanistischen Gesichtspunkte und tadelte die ungerechte Auffassung von Göran Persson, der in seiner verbrannten Tragödie Erik XIV. als einen Feind des Adels und Freund des Volks dargestellt hatte. Von seiner Höhe als vielversprechender Student, Schriftsteller und königlicher Schützling zu der minder geachteten Klasse der Journalisten hinabgestiegen, fühlte er wieder mit den unteren Klassen. Nachdem die gelehrten Redeblüten von der Redaktion gestrichen waren, wurden die Artikel gedruckt. Der Redakteur erklärte dem Verfasser, daß sie pikant seien, bat ihn aber auf einen leichtflüssigen Stil mehr Fleiß zu verwenden. Seinem Zeitungsstil fehle die „Phrase“, wie sich der Redakteur ausdrückte.

Darauf verfaßte Johann eine Artikelserie, die, mit „Perspectiv“ gezeichnet, Betrachtungen über soziale und ökonomische Fragen anstellte. In diesen griff er das Studentenwesen und die Klassenbildung, die verderblichen vielseitigen Studien und die unglückliche Stellung der Studirenden an. Da die Arbeiterfrage noch keine brennende war, wagte er einen Vergleich zwischen den Lebensaussichten eines Studirten und eines Arbeiters zu ziehen, wobei er das Loos des Arbeiters für glücklicher

erklärte, weil dieser bei steter Gesundheit sich mit achtzehn Jahren versorgen und mit zwanzig verheiraten kann, während der Studirte erst nach dem dreißigsten Jahre an Ehe und Auskommen denken könnte. Er empfahl als Heilmittel die Abschaffung der Reifeprüfung, wie es Jaabaek bereits in Norwegen gethan hatte, die Uebersiedelung der Universität in die Hauptstadt, um den Studenten während der Studienzeit Gelegenheit zur Existenz zu geben, und führte als Beispiel aus der Gegenwart die athenischen Studenten an, die neben ihren Studien ein Handwerk trieben. Schon im Jahre 1872 war er damit im Klaren, und trotzdem wurden zwölf Jahre später seine Schilderungen dieses Gegenstandes als Einfälle aufgenommen, de er für den Augenblick aus dem Aermel geschüttelt habe.

Zugleich schrieb er für eine neue illustrirte Damenzeitung Biographien und Novellen. Die Damen waren sehr liebenswürdig, ließen ihn aber zu angestrengt arbeiten und übertrugen ihm allerlei Aufträge. Nachdem er ein paar Tage damit verbracht hatte, Besuche zu machen, die Romane (in drei oder vier Teilen) der zu Beschreibenden zu lesen, nachdem er in der Bibliothek Untersuchungen angestellt hatte, in die Druckerei gelaufen war und schließlich mit Sorgfalt seine Schilderung niedergeschrieben hatte, die die betreffende Person in die rechte Zeitbeleuchtung setzte und ihre Entstehungsgeschichte analysirte, bekam er für die ganze Arbeit fünfzehn Kronen Honorar. Er berechnete, daß dies per Stunde weniger sei als der Verdienst eines Dienstmanns.

Die Laufbahn eines Schriftstellers ist ein hartes

Brod, und daß dies das Schicksal aller Schriftsteller ist, macht die Sache nicht besser. Aber der Beruf genoß große Mißachtung, und Johann fühlte, daß er in sozialer Beziehung unter seinen Brüdern, die Kaufleute waren, unter den Schauspielern, ja selbst unter den Volksschullehrern stand.

Die Litteraten führten eine unterirdische Existenz. Sie hatten keinen Namen, sondern schrieben und sprachen: Wir von Gottes Gnaden; das Wohl und Wehe der Menschen lag in ihrer Hand, als der Kampf ums Dasein, jetzt zivilisirt, mit dem sozialen Ansehen geführt wurde. Wie hatte die Gesellschaft diesen Freischaaren eine so furchtbare Macht ohne irgenwelche Garantien abtreten können? Ja, welche Sicherheit hatte man für die Fähigkeit und die Einsicht der Gesetzgeber im Reichstage, im Ministerium und auf dem Throne? Gar keine! Es war also gleiches Spiel. Aber es gab doch zwei Klassen von Zeitungen: diejenigen, welche die Gesellschaft mit ihren Gebrechen erhalten wollten, die Conservativen, und diejenigen, welche die stets mangelhafte Gesellschaft verbessern wollten, die liberalen. Die ersteren erfreuten sich eines gewissen Ansehens, das der letzteren war gleich Null. Johann ging aus Instinkt mit den letzteren und fühlte, wie er zunächst als ein ehrloser Mensch behandelt wurde. Liberaler Journalist und Skandalschreiber war eins. Zu Hause hatte er die übliche Redensart gehört, daß „keiner ein ehrlicher Kerl sei, der nicht im „Vaterland“ gestanden habe“. Auf der Straße wurde er auf einen Banditentypus mit in die Stirn gezogenem Hut und einem Messerstich zwischen

den Augen aufmerksam gemacht und ihm gesagt: Da geht der Litterat X. Im Café La Croix fühlte er sich unter den neuen Collegen nicht wohl, er wußte nicht warum, und wählte nichtsdestoweniger ihren wenig geachteten Kreis. Wählte er wirklich? Man wählt seine Triebe nicht, und Demokrat sein ist keine Tugend, wenn man die oberen Klassen haßt und keine Lust verspürt, mit ihnen zu gehen.

Sein Verkehr setzte sich dagegen aus Künstlern zusammen. Es war eine seltsame Welt, in der sie lebten. Diese Menschen, die sich mit der Kunst beschäftigten, besaßen so viel Natur. Sie kleideten sich schlecht, wohnten wie Einlieger und aßen, was sie erwischen konnten; sie konnten kaum lesen, und die Orthographie war ihnen unbekannt. Aber gleichwohl sprachen sie wie Gebildete, sie hatten selbstständige Gesichtspunkte und dachten bisweilen scharf, immer aber von Dogmen unbelästigt. Einer von ihnen hatte vor vier Jahren Gänse gehütet, ein Anderer den Schmiedehammer geführt, ein Dritter war Bauernknecht gewesen und hinter dem Mistkarren gegangen und ein Vierter Soldat gewesen. Sie aßen mit dem Messer und wischten sich am Rockärmel ab, sie hatten keine Taschentücher und gingen im Winter in einem Rock, aber gleichwohl fühlte sich Johann wie zu Hause bei ihnen, obwohl er in den letzten Jahren ausschließlich mit vermögenden und gebildeten jungen Leuten verkehrt hatte. Nicht deshalb etwa, weil er ihnen überlegen war, denn eine Ueberlegenheit erkannten sie nicht an, und ihnen mit Büchern zu kommen, hatte gar keinen Sinn, denn Autoritäten galten ihnen Nichts. Zweifel

an den Büchern, besonders an den Lehrbüchern erwachten in ihm, und er hatte sogar die alten Bücher in Verdacht, daß sie der Gedankenthätigkeit eines Menschen der neuen Zeit schadeten, und dieser Verdacht wurde zur vollen Gewißheit, als ihm einer aus der Künstlertruppe begegnete, den Alle für ein Genie hielten.

Es war ein dreißigjähriger Maler, ein früherer Bauernknecht, der zur Akademie gekommen war, um Künstler zu werden. Nachdem er einige Jahre auf der Malerschule zugebracht, hatte er gefunden, daß die Kunst als Ausdrucksmittel seiner Gedanken unzulänglich sei, und er lebte nun von Nichts, indem er sich damit beschäftigte, über die großen Fragen der Zeit nachzudenken. Mit schlechter Volksschulbildung ausgerüstet, hatte er sich auf die neuesten Bücher geworfen und hatte nun, da er dort begann, wo Johann aufgehört hatte, vor ihm einen Vorsprung. Zwischen Johann und ihm bestand derselbe Unterschied, wie zwischen einem Mathematiker und einem Steuermann. Der Erstere kann Logarithmen ausrechnen, aber der Andere kann sie dazu verwenden, um mit ihnen zu manöveriren. Aber Måns war nebenbei kritisch veranlagt und schenkte den Büchern nicht ohne Weiteres Glauben, sondern kritisirte sie. Er hatte keine Schema, nach dem sein Gehirn dachte, kein fertiges System, in das seine Gedanken gebracht worden waren, er dachte vielmehr frei, suchte, läuterte und behielt nur das, was er als vollgültig erkannt hatte. Freier von Passionen als Johann konnte er rücksichtsloser Schlüsse ziehen, auch wenn sie, natürlich mit gewissen Einschränkungen wie immer, gegen seine Wünsche und Interessen gingen, und

klug, wie er war und wie er sein mußte, um sich aus der tiefen, unteren Klasse weiter zu bugsiren, verstand er es auch, solche Schlußfolgerungen zu verschweigen, die an unrechter Stelle laut ausgesprochen, ihm schaden konnten.

Ihm zur Seite stand ein Telegraphenassistent als literarischer Ratgeber, dessen Kenntnisse Måns besser zu gebrauchen verstand als sein Besitzer, denn dieser hatte nicht ein so lebhaftes Ingenium, trotzdem er durch seine Sprachkenntnisse den Schlüssel zur Litteratur der drei großen Kulturländer besaß. Leidenschaftslos und bewußt stand er über und außer dem Ganzen, indem er lächelnd das freie Spiel der Gedanken betrachtete, etwa wie man ein Kunstwerk ansieht, an dem man sich zwar erfreut, aber immer mit der Gewißheit, daß es schließlich doch nur eine Illusion sei.

Mit diesen Beiden hatte Johann so manchen friedlichen Strauß ausgefochten. Wenn er seinen Grundriß für die Zukunft der Menschen und der Gesellschaft aufstellte, dann konnte er Måns zwar begeistern und mit sich fortreißen, aber wenn er seine Zuhörer mit Phantasie und Leidenschaft in seinen Bildern genügend angefeuert hatte, dann nahm dieser seine Lupe und entdeckte sofort die Spalte, wo das Messer eingesetzt werden mußte, und schnitt zu. In solchen Fällen war dann Johann ungeduldig und wies den Gegner von sich.

„Du bist ein Pedant,“ sagte er, „und klammerst Dich immer an Einzelheiten fest.“

Bisweilen aber ergab es sich, daß grade diese Einzelheiten die Voraussetzung waren, durch deren Ausschneiden

die ganze, stolze Schlußfolgerung zusammenfiel. Johann war immer ein Dichter, und hätte er ungehindert auf diesem Wege vorwärts gehen können, dann hätte er es vielleicht zu etwas Tüchtigem gebracht. Der Dichter darf immer wie der Priester ausreden, und das ist eine angenehme Position. Er geht darauf los, ohne unterbrochen zu werden, und deßhalb kann er überreden, wenn auch nicht überzeugen.

Durch diese beiden Unstudirten lernte Johann eine Philosophie kennen, von der man in Upsala keine Ahnung hatte. Im Laufe des Gesprächs beriefen sich seine Widersacher nicht selten auf eine unbekannte Autorität, die sie Buckle nannten. Johann wies eine solche Autorität, die man ihm in Upsala nicht präsentirt hatte, zurück. Aber der Name kehrte immer wieder und verfolgte ihn schließlich derart, daß er die Freunde bat, ihm das Buch zu leihen.

Die Wirkung der Lektüre war eine solche, daß Johann die Bekanntschaft mit dem Buche als die Vorhalle seines bewußten Lebens betrachtete. Hier atmete nackte, reine Wahrheit. So sollte es sein, und so war es. Menschen standen wie alle anderen organischen Wesen unter bestimmten Naturgesetzen; alle sogenannten geistigen Eigenschaften ruhten auf einer materiellen Unterlage, und das chemische Verwandtschaftsgesetz ist ebenso geistig wie die Sympathie der Seelen. Die ganze speculative Philosophie, die von innen heraus Gesetze stiften will, ist nur eine verbesserte Theologie, und was am schlimmsten ist, eine Inquisition, die die Vielfältigkeit des Weltprozesses in ein persönliches System einzwängen will. Kein System, das ist Buckles Losung. Der Zweifel ist der Anfang

aller Weisheit, der Zweifel bedeutet Untersuchung, und nur der Zweifel hat die Geister vorwärts geführt. Die Wahrheit, die man sucht, ist nichts weiter als die Entdeckung der in der Natur ruhenden Gesetze. Wissen ist das Höchste, Sittlichkeit nur eine zufällige Art, sich zu benehmen, die von den Vereinbarungen der verschiedenen Gesellschaftsformen abhängt. Nur das Wissen kann die Menschheit glücklich machen, und die Einfältigen oder die Unwissenden richten mit ihren Sittlichkeitsbestrebungen, ihrer Wohlthätigkeit und ihrer Hilfsbereitschaft nur Schaden oder Ungemach an.

Und nun zog er die Consequenzen. Die himmlische Liebe und deren Resultat, die Ehe, ist durch so äußere Verhältnisse, wie es die Getreidepreise sind, an dieses Resultat gebunden, wie der Selbstmord durch die Arbeitslöhne, die Religion durch Naturscenerien, Klima und Bodenbeschaffenheit.

Sein Verstand war zur Aufnahme der neuen Lehren vorbereitet, und nun hielten sie ihren Einzug. Johann hatte stets auf der Erde seinen Halt gesucht, und weder die Ballonfahrten der Poesie noch die Irrlichter der deutschen Philosophen hatten in ihm einen aufrichtigen Freund gehabt. Verzweifelt hatte er über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gesessen und sich neugierig gefragt, ob er so dumm, oder ob Kant so unklar sei. Die Lektüre der Geschichte der Philosophie, wobei er gesehen hatte, wie alle Philosophen auf ihr System als auf die Wahrheit hinwiesen, und wie Einer gegen den Andern auftrat, hatte ihn in Erstaunen gesetzt. Jetzt war es ihm klar, daß die Idealisten, indem sie ihre dunklen

Empfindungen mit den klaren Vorstellungen verwechselten, welche die Wirklichkeit abspiegelten, nur Wilde oder Kinder wären, und daß die Sensualisten, welche klarer Perceptionen fähig sind, die entwickeltsten organischen Wesen bildeten. Die Poeten und Philosophen sind wache Träumer und die Religiösen, die in ewiger Furcht vor den Unbekannten lebten, sind wie die Tiere im Walde, die sich fürchten, wenn es im Gebüsch raschelt, oder wie die Urmenschen, die dem Donner opferten, anstatt Blitzableiter zu errichten.

Und nun hatte er die Waffen gegen die alten Bücher und gegen die unter einem Schutzgeist versklavten Schulen und Universitäten in der Hand. Buckle selbst hatte die Schule böswillig verlassen, war ein Student gewesen und haßte die Universitäten. Bei der Rede über Locke ruft er aus: „Lebte dieser tiefe Denker gegenwärtig, welchen Krieg würde er gegen unsere großen Universitäten und Schulen führen, wo man unzählige Dinge lehrt, die Niemand zu wissen braucht, und die im Gedächtniß zu behalten, nur Wenige sich Mühe geben!" Dennoch hatte Upsala Unrecht und er Recht gehabt. Er wußte, daß es „unwissende Gelehrte" gab, und daß die Unbildung der Philosophieprofessoren die Ursache war, weßhalb sie nichts als deutsche Philosophie lehren konnten. Die englische Philosophie kannten sie nicht, eben so wenig wie die französische, aus dem einfachen Grunde, weil sie nur Latein und Deutsch verstanden. Buckles „Geschichte der Civilisation in England" war im Jahre 1857 geschrieben, kam aber erst im Jahre 1871—72 nach Schweden. Und gleichwohl war der Boden für die Saat nicht be-

reitet. Die gelehrte Kritik verwarf diese Saat, die nur in einige junge Geister fiel, diese hatten jedoch kein Wort mitzureden.

„Keine Litteratur," sagt der Verfasser selbst, „kann einem Volke jemals nützlich sein, wenn sie es nicht vorbereitet findet, sie in sich aufzunehmen." So war es mit Buckle und seinem Werk, das dem Darwinschen voranging (1858) und alle Consequenzen desselben enthielt, ein Beweis, daß die Entwickelung innerhalb der Welt des Geistes nicht so streng gebunden ist, wie man geglaubt hat. Buckle kennt auch Mill und Spencer nicht, deren Gedanken jetzt die Welt beherrschen, aber er hat das Meiste gesagt, was jene später gesagt haben.

Hätte Johann nun einen Charakter gehabt, das heißt, wäre er von der einzigen stillen Passion beherrscht worden, einen Zweck zu erfüllen, dann hätte er sich für sein Ziel Buckles bedient, dann hätte er herausgenommen, was als Beweis galt, und bei Seite gelassen, was dagegen sprach. Aber seine Seele war die eines Wahrheitsfreundes, und er schreckte vor dem Abgrund der Widersprüche nicht zurück, besonders weil Buckle niemals behauptet hat, die Wahrheit gefunden zu haben, und weil die Wahrheit relativ ist, die auf beiden Seiten liegen kann. Zweifel, Kritik, Untersuchung, das ist die Hauptsache und das einzig Förderliche, denn das allein schenkt die Freiheit. Predigten, Programme, Gewißheit, System, „Wahrheit" ist Unfreiheit, denn es ist Dummheit. Aber ein folgerichtiger Zweifler zu sein ist unmöglich wenn man mit „bis zur vollständigen Evidenz bewiesenen" Wahrheiten vollgepropft ist, und wenn Klassenpassionen,

Brodleidenschaften und Stellungskämpfe das Urteil trüben.

Er wurde ruhig, als er die Kenntniß hatte, daß alle Verkehrtheiten der Welt aus gesetzmäßiger Notwendigkeit entstammten, aber er wurde wütend, als er dahinter gekommen war, daß unsere Gesellschaftszustände, unsere Religion und Moral Unsinn seien. Er wollte seine Widersacher verstehen und ihnen verzeihen, da sie in ihrem Handeln ebenso unfrei waren wie er, aber er mußte sie aus Pflicht stranguliren, weil sie die Entwickelung zum Glücke Aller hinderten, das einzige und größte Verbrechen, das es gab. Aber es gab ja keine Verbrecher, wie wollte er da dem Verbrechen beikommen?

In seiner Seele jubelte es, daß die Irrtümer entdeckt worden waren, aber die Verzweiflung drückte ihn nieder, wenn er einsah, daß die Entdeckung zu zeitig gekommen sei. Und dabei muß man Jahre müßig zuschauen. Die Entwickelung schreitet nicht schnell vorwärts, langsam muß sie sich fortbewegen. Folglich mußte er auf der Rhede vor Anker gehen und Ebbe und Flut abwarten. Aber dieses Warten wurde ihm zu lang, er hörte innere Mahnungen, die ihm zu reden geboten, denn ohne daß Jemand Aufklärung verbreitet, kann ja keine Veränderung der Ansichten eintreten. Ja, aber eine Aufklärung, die zu zeitig kommt, kann keinen Nutzen bringen. So wurde er hin und her geworfen.

Ihm erschien jetzt Alles so alt und antiquarisch, daß er keine Zeitung lesen konnte, ohne einen Krampf zu bekommen. Sie arbeiteten ja nur für den Augenblick, an die Zukunft dachte keiner.

Sein philosophischer Freund tröstete und beruhigte ihn unter Anderem durch die Sentenz von La Bruyère: Aergere Dich nicht darüber, daß die Menschen dumm und schlecht sind, oder Du mußt Dich auch darüber ärgern, daß der Stein fällt; beide sind denselben Gesetzen unterworfen: dumm zu sein und zu fallen.

„Ja, das ist leicht gesagt, aber ein Vogel sein und in einer Grube leben müssen! Luft, Licht, ich kann nicht atmen, nicht sehen!“ rief er aus. „Ich ersticke!“

„Schreibe,“ sagte der Freund.

„Ja, aber was!“

Wo sollte er beginnen? Buckle hatte ja Alles schon geschrieben, und doch schien es, als ob Alles ungeschrieben wäre! Das Schlimmste war, daß er das Gefühl hatte, ihm fehle die Kraft. Sein Ehrgeiz war bisher nur mäßig gewesen. An der Spitze zu marschieren, Chef zu sein, Sieger zu sein und dergleichen, das war nicht sein Wunsch. Mit der Axt wie ein einfacher Sappeur voranzugehen, Bäume zu fällen, Gebüsch auszuroden und dann die Anderen Brücken und Schanzen bauen zu lassen, das dünkte ihn gerade genug, und man muß oft bemerken, daß großer Ehrgeiz nur der Ausdruck großer Kraft ist. Johann war mäßig ehrgeizig, weil er jetzt nur mäßige Kraft fühlte. Früher, als er jung und stark war, hatte er größeres Zutrauen zu sich. Er war ein Fanatiker, d. h. sein Wille wurde durch kräftige Passionen unterstützt, aber die erwachte Einsicht und ein gesunder Zweifel bewirkten einen Niedergang seines Vertrauens. Die augenblickliche Arbeit nahm die Form von Bergwänden

an, die niedergerissen werden mußten, und er war nicht so einfältig, sich an diese Aufgabe zu wagen.

Jetzt fing er an, den Zweifel mit Gewalt zu vertreiben, um sich Geduld einzuflößen und nicht zu explodiren. Er arbeitete sich bei seinen Aufgaben förmlich in den Zweifel hinein, und zur Rettung nahm er sich vor, seine Kämpfe und Zweifel in einem Drama zu schildern; den Stoff, mit dem er sich bereits seit einem Jahre trug, entnahm er der schwedischen Reformationsgeschichte. Und so entstand das Drama, welches später unter dem Namen „Ein Abtrünniger" bekannt wurde.

2.

Ein Abtrünniger.

(1872.)

Im Frühjahr feierte der Runabund sein viertes Stiftungsfest, und Johann war auf das inständigste gebeten worden, nach Upsala zu kommen. Er schlug die Einladung aus, denn ihn graute davor, die Plätze wiederzusehen, an denen er gelitten, so abhängig war er von den Milieu, in dem er sich bewegte. Er fürchtete sich auch, den alten Kameraden zu begegnen, aus welchem Grunde aber, war ihm nicht recht klar. Schließlich ließ er sich doch dazu bewegen, denn es fiel ihm schwer, jemandem Verdrießlichkeiten zu bereiten; so fuhr er denn.

Das Fest sollte einen ganzen Tag dauern und in einem separaten Zimmer der Gilde, das mit Fahnen und Fichtenzweigen dekorirt war, gefeiert werden. Es sollte nämlich ein nordisches Gastmahl in großem Stil mit einem im Ganzen gebratenen Ferkel, Meth in Hörnern und so weiter werden. Es begann um zehn Uhr mit einem Frühstück. Gleich hinterdrein Punsch und Fest-

sitzung. Die Festreden erschienen Johann hohl, und er versuchte vergebens, sich in eine gewisse Stimmung hinaufzuschrauben. Eis war diesmal auf das Versprechen hin, sich anständig zu betragen, mitgeschleppt worden. Aber er konnte sich von seinem Kleinstadtneide nicht frei machen und polterte auf Stockholm los und nannte Johann ungebildet. Und nun begann der Streit. Johann griff die Universität, die Professoren und die deutsche Philosophie heftig an. Die Kameraden hörten lächelnd zu. Um die Mittagszeit war man so weit, um sich schlafen zu legen. Das eigentliche Mahl wurde des Abends abgehalten, die Poesie aber dabei nicht mehr berührt. Man aß, trank und zankte sich. Das Ganze kam Johann kindisch, archaistisch vor, er fühlte, daß sich zwischen ihm und seinen Freunden eine weite Kluft geöffnet hatte. Sie waren genau so, wie er sie zum ersten Male gesehen hatte: sie sprachen dasselbe und dachten dasselbe. Jetzt merkte er, daß man in Upsala nicht wächst, und daß die Kenntnisse, die dort erteilt werden, Stelzen waren, auf denen man größer aussieht, ohne auch nur einen Zoll gewachsen zu sein. Er fühlte, daß die Freunde und er theoretische Feinde waren, die für den Augenblick nur Waffenstillstand geschlossen hatten.

Nach Stockholm zurückgekehrt, richtete er in einer wohl studirten Artikelserie einen Angriff auf den Erbfeind, das Latein, und schlug zum Ersatz Isländisch vor. Das war nur eine halbe Maßregel, vielleicht ein Rückschritt, denn eine noch totere Sprache als die lateinische konnte dem Schaden natürlich nicht abhelfen. Mit dem Vorschlage der Einführung der deutschen als Ersatz

der kulturfeindlichen schwedischen Sprache hätte er eine Großthat vollbracht, denn es muß so schnell als möglich gesagt werden, daß die betreffenden Patrioten ihre hundert Jahre gebrauchen, um die Sache zu beschlafen und sich an den Gedanken zu gewöhnen.

Während die Arkikel bei der Redaktion lagen, ging die Zeitung ein, und damit stand Johann am Bettelstabe. Der Sommer rückte heran, und im Zimmer in der Stadt wurde es schwül. Die Not stellte sich ein, denn während er und die Philosophen die Geschicke der Welt umänderten, waren keine Lebensmittel eingegangen. Hier mußte also etwas geschehen. Zum Aeußersten getrieben, packte Johann seine Reisetasche und fuhr zu seinen Fischern, wo er den ganzen Sommer hindurch auf Credit leben konnte. Später langten noch drei seiner Upsalafreunde an, und so war das Haus wieder voll.

In den ersten Tagen des Juni begann er, an seinem Drama „Ein Abtrünniger“ zu schreiben. Den Stoff hatte er sorgfältig in der Bibliothek studirt und große Bogen mit dem, was er Lokalfärbung nannte, vollgeschrieben, von der er ab und zu einen Pinselstrich lieh, um die Absicht des Stückes nicht allzu sehr hindurchscheinen zu lassen. Der Stoff war reich und eignete sich vortrefflich für alle möglichen Zwecke. Durch die Lectüre von Goethes Göß mit seinen sechzig Scenen kühn gemacht, hatte er sich entschlossen, mit dem üblichen Schauspiel, wie es auf Fryxell und Afzelius zugeschnitten zu werden pflegte, zu brechen. Mithin keine Verse, keine Deklamation, keine Raumeinheit. Die Handlung sollte die Anzahl der Tableaux und der Akte bedingen. Die Menschen mußten

außerdem die einfache Sprache des gewöhnlichen Lebens sprechen, sowie Menschen außerhalb der Bühne zu reden pflegen; Tragik und Komik, Erhabenheit und Kleinlichkeit sollten wie im Leben abwechseln. Dies alles waren zwar alte Neuigkeiten, aber die Zeit sei gekommen, sie wieder aufzunehmen, meinte Johann.

Dann wurde der Angriffsplan ausgearbeitet. Das Drama ist die geeignetste Form, in der man alles sagen kann, um dann im fünften Akte soviel zurückzunehmen, wie einem gut dünkt oder wie man zum Nachdenken offen lassen will. Hinter den historischen Personen sollte der Verfasser sich verbergen, und im Olaus Petri wollte er selbst als Idealist, in Gustav Wasa als Realist und in dem Wiedertäufer Gerdt als Kommunard auftreten, denn er hatte jetzt gefunden, daß die Männer der Pariser Kommune nur das in Scene gesetzt hatten, was Buckle verkündet hatte. In den drei Hauptpersonen wollte Johann seine Gedanken von drei Standpunkten ausdrücken. Um alles sagen zu können, mußte er Gerdt (Karl Moor) wahnsinnig spielen, Olaus seine Ansichten widerrufen, Gustav Wasa Recht und keinen anderen Unrecht behalten lassen. Das Stück sollte deshalb auch betitelt werden: Was ist Wahrheit? Um aber eine Aufführung zu ermöglichen, wurden die beiden vorgeschlagenen Titel in den mehr indifferenten „Meister Olaf“ umgeändert.

Nun begannen die Angriffe. In erster Reihe auf die in ewiger Entwickelung stehende Wahrheit, die jedesmal stehen bleiben sollte, wenn es irgend jemandem gelungen war, der Menge einzureden, er habe sie gefunden.

Daher mußten alle nützlichen Wahrheiten vorübergehend sein. Ferner wurde die Ehe als göttliche Einrichtung angegriffen. Olaus Petri verheiratete sich gegen das kanonische Gesetz, aber mit Trauung. Seine Ehe wurde von den bürgerlichen Gesetzen und der öffentlichen Meinung nicht anerkannt. Das war eine ganz listige Ablehnung des göttlichen Gesetzes.

Als Parallele und als Gegensatz mußte die Dirne hineingezogen werden, eine Person, für die Johann aus Erfahrung weder Sympathie noch Mitleid empfand weil sämmtliche Dirnen, die er gesehen, ihr wider wärtiges Gewerbe aus Neigung erwählt und mit Lust und Freude ausgeübt hatten. Daß sie ihr bürgerliches Ansehen verloren hätten, ist auch nicht wahr, denn sie durften mit Geschwistern, Eltern und anderen Mitgliedern der gleichen Gesellschaftsklasse verkehren. Der Mann trägt an ihrer Erniedrigung keine Schuld, weil ja kein Mann ein Mädchen verführt, damit es aus seinem Körper ein Gewerbe treibe, und weil ja alle Dirnen nichts lieber sehen, als so oft wie möglich „verführt" zu werden. Der Mann möchte am liebsten ein ideales Verhältniß hergestellt wissen, das heißt nicht bezahlen müssen. Er brauchte jedoch die Dirne, und ihre Aufgabe bestand darin, zu zeigen, daß der Unterschied zwischen ihr und „der Frau" nicht so besonders groß sei.

Ferner mußte die Familie als antisoziale Einrichtung angegriffen werden. Die mütterliche Gewalt und ihre Gegenwirkung gegen die höheren Interessen der Gesellschaft wurde in Olafs Mutter und ihrem übermütigen, tyrannischen Auftreten gegeißelt.

Die Regierung, der Buckle jeden guten Einfluß abgesprochen hatte, wurde in Gustav Wasa gezüchtigt, dessen Reformationsarbeit nicht von ihm, sondern von den Reformatoren ausgeführt wurde, obwohl der König als Realist (Bismarck vielleicht) die Früchte und die Ehren derselben für sich einheimste.

Das Volk, die blinde Masse, wurde als Heerdenvieh behandelt. Sie wollten zwar nicht mehr für die Kirche zahlen, aber den Aberglauben erhalten sehen, und waren die ersten, die einen Stein auf den Befreier warfen.

Das alles entsprach dem nicht, was die sogenannten Demokraten demokratisch nannten. Seine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, mit den Unwissenden zu operiren, hatte Johann mit Buckles Hilfe befestigt. Die französische Revolution wurde nicht vom „Volke" gemacht, sondern vom Adel, den Pfaffen und Gelehrten, aber gerade ihre Wirkungen wurden „vom Volke" gehindert. Dasselbe bewies das Volk in Spanien unter Carlos III., als es für einen Moment die Macht in Händen hatte. Dieser aufgeklärte König hatte im Jahre 1767 die Jesuiten aus Spanien vertrieben. Als der König im folgenden Jahre an seinem Namenstage, nach altem Brauch, der Menge das Recht gab, einen Wunsch zu äußern, der erfüllt werden mußte, war das erste, daß das Volk die Rückberufung der Jesuiten verlangte. Von dieser Thatsache läßt Johann seinen Gustav Wasa Kenntniß haben, als dieser sagen muß: Man soll erst aufklären und dann reformiren; aber auf der Bühne einen Vorschlag zur Abschaffung der Universität und zur Freigabe des Unterrichts zu machen, das geht nicht an. Uebrigens könnte

die Frage entstehen, ob die Freigabe des Unterrichts nicht dieselben Folgen haben würde wie in Amerika, wo er in die Häude abergläubischer Mucker fiel. Das Richtigste wäre natürlich, die Regierung und die Zwangskirche zu stürzen und so den Aufgeklärten volle Freiheit zu geben aufzuklären, was sie bis zum heutigen Tage nicht können, da man sie Betrüger nennt und mit Gefängniß bedroht, sobald sie Aufklärung verbreiten wollen.

Das Stück trug auch die Färbung der Zeit, in der es geschrieben wurde. Die Pariser Kommune spukt in der Kulturfeindlichkeit der Wiedertäufer. Der deutsch-französische Krieg hat die Veranlassung zum Erscheinen des Deutschen in der Kneipe gegeben, wo der übermüthige, annektirende Preuße einen Hieb bekommt. Aber unparteiisch genug wird auch der Franzose in dem Edelmann verhöhnt, während der Deutsche (nicht der Preuße) wegen seines „sitlichen" Ernstes gelobt wird. Auch die auf reaktionärem Rückzuge befindliche Landmannspartei geht nicht leer aus, da der Marschall gegen die Dalekarlier loszieht.

Gegen den Helden Olaus ist der Verfasser unparteiisch. Er verhöhnt sich selbst und seine proletarischen Empfindungen durch die Scene, in welcher Olaus auf eine Audienz bei Gustav Wasa wartet. Er macht ihn zu einer schwachen Seele, die von unten vorwärts getrieben wird, und die doch am liebsten in zweiter Reihe marschiren möchte. Er macht ihn zu einem Idealisten, der die rationellere Methode des realistischen Königs nicht versteht, die Kirche zu töten, indem er sie aushungert. Auch die Ehe Olafs ist eigentümlich. Sie ist

eine Satire auf die geistige Ehe oder die moderne Vernunftheirat. Kristina wirbt selbst: „Olaf", sagt sie, „ich will Deine Gattin werden, hier hast Du meine Hand. Du bist nicht der Ritter meiner Träume, und ich danke Gott dafür, daß er nie gekommen ist, denn dann wäre er verschwunden — wie ein Traum."

Das schmeckt nach Ibsens „Komödie der Liebe." Indeß Olaus ist in Kristina verliebt. Er liebt sie mit der gesunden, sinnlichen Liebe, die jedenfalls länger lebt als die wandelbare Freundschaft. Aber Kristina ist ein vermessenes Huhn, das die Ziele einer starken Intelligenz verstehen will, und da sie es nicht kann, zieht sie ihn zu sich herab. Angenommen, sie hätte sich dieselbe tiefe Bildung angeeignet, die allen Frauen freistand, und die sich unter anderen die heilige Brigitta verschafft hatte, hätte sie Olaus in diesem Falle besser verstanden, und wäre ihre Ehe glücklicher geworden? Vermutlich noch unglücklicher, denn Ausnahmemänner wie Olaus Petri werden ja nicht einmal von starken männlichen Köpfen verstanden. Aber aufgestachelt durch das Bewußtsein, daß der große Mann zu ihr aufsah, bildet sie sich ein, ihm gleich zu sein, und will über ihn hinaus. Der Verfasser zeigt deutlich, daß Mann und Weib inkommensurable Größen sind, daß das Weib als Weib überlegen ist und der Mann als Mann. Und das war von Olaus Petri im Jahre 1872 ganz richtig gedacht.

Nichtsdestoweniger ist der Verfasser stellenweise in der uralten Frauenverehrung befangen und giebt Kristina Olaf gegenüber zuviel Recht, auch ist der Verfasser als unvermählt natürlich gegen die junge Frau viel zu

höflich. Vollkommen frei dagegen ist er in seinen Angriffen auf das Matriachat.

„Wollt Ihr Dankbarkeit," muß vorsichtigerweise Kristina, und nicht der Sohn Olafs der Mutter sagen, „dann sucht sie Euch, aber auf andere Art; glaubt Ihr, es ist die Bestimmung des Kindes, sein Leben zu opfern, nur um Dankbarkeit zu zeigen? . . Soll er den rechten Weg verfehlen, soll er seine Kräfte, die der Gesellschaft, der Menschheit gehören, opfern, nur um Eure Sehnsucht zu befriedigen, oder glaubt Ihr, daß Eure That, ihm das Leben und eine Erziehung gegeben zu haben, auch nur Dankbarkeit verdient? War dies nicht die Aufgabe und die Bestimmung Eures Lebens?"

Das waren vor vierzehn Jahren kühne Worte, aber die Mütter scheinen sich einerseits ihrer Mutterschaft zu rühmen und sie als eine Machtstellung ausbeuten zu wollen, andererseits sie als etwas Gemeines zu betrachten, das durch akademische Examina ersetzt werden muß. Jetzt schon witterte Johann in der Mutter- und Frauengewalt eine Tyrannei, und wo er einem Drucke oder einer Ungerechtigkeit begegnete, schlug er zu, auch auf den wundesten Punkt, den Kultus seiner verstorbenen Mutter, der doch nichts anderes ist, als die Vorväterverehrung der Wilden, und der zugleich mit der Ehrfurcht vor den Alten beseitigt werden muß, wenn es mit dem Fortschritt Ernst werden soll. Als er älter wurde, sah er immer eine selbstsüchtige sogenannte zärtliche Mutter hinter der Thür stehen und den kühnen Jüngling am Rockschoß zurückhalten, wenn er hinauseilen und an den Kämpfen des Lebens theilnehmen wollte, an den Kämpfen, die

allerdings nicht durch Gold und Ehren belohnt werden. Durch langjährige Bemühungen gelang es ihm schließlich, den alten Aberglauben, die Reservatverehrung für Mutter und Weib auszurotten.

Was die Charaktere betrifft, so hatte er sich selbst in dem thatkräftigen Könige und seinem Halbschatten, dem verständigen Marschall so in Dichtung umgesetzt, wie er zu sein wünschte, in Gerdt, wie er in Augenblicken der Leidenschaft war, und in Olaus schließlich, wie er sich nach jahrelanger Selbstprüfung gefunden hatte. Ehrgeizig und willensschwach; rücksichtslos, wo es galt, und nachgiebig, wo es nicht galt, angethan mit großem Selbstvertrauen, das mit tiefem Mißmut gemischt war; besonnen und unvernünftig; hart und weich. Dieser Dualismus des Charakters war die natürliche Folge seiner Doppel-Erziehung im Christentum und im Positivismus. Als Uebergangsform zum neuen Menschen enthielt er alte und neue Ablagerungen von Idealismus und Realismus. Mit seinen beiden Gesichtspunkten, dem kleinen der Gegenwart und dem großen der Zukunft, mußte er die Dinge beständig von zwei Seiten sehen. Sein Unglück war, daß sein heftiges Temperament ihm nicht immer die Bestimmung gestattete, wann der eine und wann der andere Gesichtspunkt zur Anwendung kommen sollte. Als Feind betrachtet, mußte er nach üblicher Art auf die Feinde loshauen in der Absicht, sie zu vernichten; als Mitmenschen betrachtet, die durch ihre Voraussetzungen den Gesetzen der Entwickelung gehorchten, mußten sie nachsichtig behandelt werden, er mußte ihr Thun

erklären und ihnen verzeihen. Aber wann das eine und wann das andere?

Eine andere Charakterseite offenbarte sich auch bei der Schilderung Olaus: der zwischen dem Triebe zu ästhetischer und ethischer Wirksamkeit. In der ersten Scene des ersten Aktes sitzt Olaus und repetirt sein Schauspiel „Tobiae comoedia“. Das nennt er „spielen.“ Und am Schluß des Aktes sieht er mit einem Gefühl der Sehnsucht auf dieses Spiel zurück, das er verlassen muß, um in Stockholm zu predigen. Das ist auch Johanns Kampf zwischen dem Schauspieler und dem Geistlichen, und außerdem verrät sich hier schon seine dunkle Einsicht in die geringe Bedeutung der Kunst, die so sehr überschätzt wurde.

Seine größte Bedeutung und Erklärung erhielt das Stück jedoch durch seinen Abschluß. Alle bekommen und haben relativ Recht, denn absolut giebt es kein Recht. Der Marschall hat in der Gegenwart Recht, wenn er Olaus bittet, ruhig zu sein und zu predigen; Olaus hat Recht, als er erkennt, daß er zu weit gegangen; der Jüngling Scholaris hat Recht, da er, noch jung, die Entwickelung einer neuen Wahrheit verlangt; Gerdt hat Recht, wenn er Olaus einen Abtrünnigen nennt. Das Individuum wird immer die Notwendigkeit der Naturgesetze negiren aus Ermüdung, aus Unfähigkeit sich weiter zu entwickeln, da das Gehirn mit fünf und vierzig Jahren in seinem Wachsen stehen bleibt, durch die Erfordernisse der Wirklichkeit, die auch von einem Reformator verlangen, daß er als Mensch, Gatte, Familienvater und Gesellschaftsmitglied leben soll. Diejenigen

sind kurzsichtig, die vom Individuum ein unendliches Vorwärtsgehen verlangen, besonders wenn sie glauben, daß die Sache fällt, weil das Individuum abfällt. Mögen sich diejenigen einmal an der Fortsetzung belustigen, die nichts für die Sache thun, aber am lautesten schreien.

Uebrigens ist es noch die Frage, ob Olaus auf der Kanzel der reformirten Hauptkirche nicht bessere Gelegenheit hatte, für seine Sache zu wirken, als in den Straßenkneipen. Die Saatkörner der Bildung, die er von der ersten Stelle ausstreuen konnte, fielen nicht auf steinigen Boden, aber bei der Kenntniß, die Olaus vom Volke hatte, das den ersten Stein gegen ihn aufgehoben, mußte er annehmen, daß der Samen, den er hier säete, unter Dornen erstickt würde.

In dem stillen, regelmäßigen, gesunden Leben zweier Sommermonate ohne Trunksucht kam das Stück zustande. Die Meeresluft, Schwimmen, Segelfahrten, Fischen und Fechten, Spiele im Freien, Milch und zeitiges Schlafengehen machten Körper und Seele elastisch. Die Befreiung vom gesellschaftlichen Leben, von Konvenienz und von allen Gesellschaftsbanden hielten den Geist mutig und straff. Die Gegenwart der Kameraden und endlose Diskussionen über Buckle verliehen den Geistesgaben die nöthige Gymnastik. Gegen die bisweilen erwachende Unruhe wegen der Bezahlung seines Lebensunterhalts stellte er sich taub. Und als der Sommer vergangen war und sein Stück fertig lag, war er selbst

bereit, sich, wenn es nötig wäre, vor seinen Schulden aus dem Staube zu machen, da er wußte, daß der vermögende Fischer wohl warten könne und er überzeugt war, daß er in seiner Arbeit, die er nach dem Durchlesen als gut befunden hatte, ein Wertstück besäße. Aber einem solchen Schritte wurde durch einen großmüthigen Kameraden, der ihm die erforderliche Summe lieh, vorgebeugt.

Und so reiste er wieder in die Stadt zurück, siegesgewiß und hoffnungsreich, ruhig in dem Bewußtsein, sein Herz erleichtert und alles gesagt zu haben.

3.

Das rothe Zimmer.

(1872.)

Im Herbst starb Karl XV. In die Trauer, die ziemlich aufrichtig und allgemein war, mischten sich dunkle Besorgnisse für die Zukunft. Einer der jungen Maler aus Johanns Bekanntschaft befand sich gerade mit einem Stipendium des Königs in Norwegen und kehrte nun völlig entblößt und ohne Aussichten für die Zukunft zurück. Mit ihm pflegte Johann in den Thiergarten zu gehen, um zu malen und sich in Erwartung einer Antwort wegen seines Stückes zu „idiotisiren“.

Es giebt nämlich keine Beschäftigung, die alle Gedanken, alle Gefühle so aufsaugt wie die Malerei. Johann sah und genoß die feinen Rythmen der Linien in der Zweigbildung der Bäume, in den Wellenlinien des Terrains, aber der Pinsel war zu stumpf, um die

Konturen so, wie er wollte, wiedergeben zu können. Da griff er zur Feder und machte eine in Kleinigkeiten sich bewegende Zeichnung. Aber als er die Studie auf die Leinwand bringen wollte und die Farben hinzukamen, wurde das Ganze nur eine Sudelei.

Pelle dagegen war Stimmungsmaler und sah nie Einzelheiten. Er bürstete die ganze Landschaft auf einmal auf und brachte den Wert der Farben heraus, aber die Gegenstände lösten sich in unbestimmten Silhouetten auf. Johann dünkten Pelles Landschaften schöner als die Wirklichkeit, obwohl er vor den Werken „des Schöpfers“ große Ehrfurcht hegte.

Nachdem Johann ungefähr einen Monat mit der Malerei todtgeschlagen hatte, ging er eines Abends in das Café La Croix. Der erste, dem er begegnete, war sein früherer Redakteur.

„Nun, ich habe von X. (Name eines jungen Schriftstellers) gehört, daß das Königliche Theater den „Abtrünnigen“ abgelehnt hat.“

„Davon weiß ich nichts,“ antwortete Johann; ihm war nicht wohl, und er verließ die Gesellschaft so schnell als möglich.

Am nächsten Tage ging er zu seinem früheren Lehrer, um zu hören, wie es sich mit seinem Stücke verhielt.

Er begann damit, es zu loben und hörte damit auf, es zu kritisiren, wie es gerecht ist. Gustav Wasa und Olaus Petri seien herabgezogen und entstellt. Johann hielt daran fest, daß sie im Gegenteil wieder in dem Zustande hergestellt seien, in dem sie sich vermutlich

einmal befunden haben, der aber allmählich durch patriotische und idealistische Irrtümer übermalt worden sei. Das nütze nichts, das Publikum würde keine neue Auffassung annehmen, ehe nicht die Forschung ihre Vorarbeit geleistet habe.

Das ist zwar richtig, aber der Schlag war doch zu betäubend, trotzdem er so glimpflich wie möglich geführt worden war; der Verfasser wurde aufgefordert, das Stück umzuarbeiten. Er war wieder zu zeitig gekommen. Es blieb ihm daher nichts übrig, als zu warten und die Zeit totzuschlagen. Jetzt an eine Umarbeitung zu denken, war Johann nicht möglich, denn er sah beim Durchlesen, daß das Werk wie aus einem Stück gehauen und alles am rechten Platze war. Es konnte nicht geändert werden, ohne daß er seine Gedanken änderte, und darauf mußte er zunächst noch warten.

Nun griff er wieder zu den Büchern. Der Zufall spielte ihm zwei „der besten Bücher, die man lesen kann“ in die Hand. Es waren Tocquevilles „Volksgewalt in Amerika“ und Prevost-Paradols „Das neue Frankreich.“ Das erstere vermehrte seine Zweifel über die Möglichkeit der Demokratie in einer unaufgeklärten Gesellschaft. Mit aufrichtiger Bewunderung für die politischen Institutionen Amerikas geschrieben, die der Verfasser als Muster für Europa hervorhebt, giebt diese Arbeit so aufrichtige Angaben über die Gefahren einer Volksgewalt, daß auch ein geborener Adelsfeind Besorgnisse hegen muß. Es waren furchtbare Schläge, die Johann erhielt, und diesmal siegte sein guter Verstand über die Leidenschaft, aber bei dem Verlust des Glaubens an seine

Lebenskraft fiel er auseinander und war sehr bald reif für absolute Skepsis. Sätze wie die folgenden duldeten damals keine Widerlegung: „Die moralische Gewalt der Majorität gründet sich zum Teil auf die Ueberzeugung, daß bei mehreren Menschen mehr Verstand, Aufklärung und Weisheit vorhanden ist als bei einem einzigen, in einer Anzahl von Gesetzgebern mehr als in einer Auswahl derselben. Das ist das Princip der Gleichheit auf die Geistesgaben angewandt. Diese Lehre greift den Stolz der Menschheit in seiner innersten Freistatt an."

Daß dieser Stolz überwunden werden kann und muß, sah ein Individualist wie Johann nicht ein, ebenso wenig, daß Weisheit und Aufklärung durch gute Schulen unter den Massen verbreitet werden könnten.

„Wenn ein Mann oder eine Partei in den Vereinigten Staaten Unrecht leidet, an wen soll er sich wenden? An die öffentliche Meinung? Die bildet die Majorität. An die gesetzgebende Mächte? Die werden von der Majorität ernannt und gehorchen ihr blindlings. An die exekutive Gewalt? Die wird von der Majorität gewählt und dient ihr als passives Werkzeug. An die Staatstruppen? Die sind nichts anderes als die Majorität in Waffen. An die Jury? Die bildet die mit dem Recht versehene Majorität, Urteile zu fällen."

Einerseits mußte das Glück der Mehrzahl, das darin besteht, Recht zu bekommen, doch anerkennenswert sein, und es sei gelinder, wenn eine Minorität unter dem Drucke leide als eine Majorität, aber die Leiden, die einer aufgeklärten Minderheit durch eine aufgeklärte Mehrheit zugefügt werden, seien unendlich größer als

der Druck einer gebildeten Minorität auf die Majorität. Andererseits verstehe die Minorität immer besser als die Majorität, was zu ihrem und dem Glücke aller dienlich sei, und daher sei die Tyrannei der Minderheit gar nicht mit der Tyrannei der Mehrheit in Vergleich zu bringen. Ja, aber leidet nicht das Volk in Europa durch die Tyrannei der Minorität? Allein die Thatsache, daß es höhere Stände giebt, liegt wie eine schwere Wolke auf dem Leben der Völker. Warum, kann man jetzt fragen, muß verschiedene Klassenbildung eine wissende Minorität und eine unwissende Majorität schaffen? Aber eine solche Frage stellte man damals nicht! Hat man übrigens schon einen Staat gesehen, in welchem die wissende Minorität wirklich die Macht hatte, zu „unterdrücken?“ Nein, denn Regenten, Minister und Reichstage besitzen gewöhnlich das richtige Maß von Wissen.

Was Johann am meisten verführte, die Gewalt der Massen zu fürchten, das war die von Tocqueville beobachtete Tyrannei über die Freiheit des Gedankens.

„Wenn man untersucht, wieviel Gedankenfreiheit in den Vereinigten Staaten vorhanden ist, dann erst sieht man klar, um wieviel die Unterdrückung der Massen jeden Despotismus übersteigt, den wir in Europa kennen . . . . Ich kenne kein Land, wo es im allgemeinen weniger selbstständige Gesinnung und wirkliche Diskussionsfreiheit giebt als in Amerika . . . Die Majorität zieht um alles Denken einen furchtbaren Kreis. Innerhalb der Grenzen desselben ist der Schriftsteller unabhängig, aber wehe dem, der sich über dieselben hinauswagt. Er hat kein Autodafé zu befürchten, aber

aber er ist das Ziel aller möglichen Widerwärtigkeiten und täglicher Verfolgungen . . . Man versagt ihm alles, selbst die Ehre. Bevor er seine Ansichten veröffentlicht hatte, glaubte er Anhänger zu haben, nachdem er sie vor aller Welt geäußert, sieht er, daß er keine mehr besitzt, denn seine Kritiker schrieen laut; diejenigen aber, die so denken wie er, ohne indessen seinen Mut zu besitzen, schweigen und ziehen sich zurück. Er giebt nach, er wird schließlich durch tägliche Anstrengungen niedergedrückt und kehrt zum Schweigen zurück, als bereue er die Wahrheit gesprochen zu haben . . . In demokratischen Republiken giebt die Tyrannei den Körper frei, und geht dafür direkt auf die Seele los. Bei der Herrschaft der Volksgewalt sagt der Alleinherrscher nicht: Ihr müßt so denken wie ich oder sterben; er sagt: es steht euch frei, nicht so zu denken wie ich; euer Leben, euer Besitztum, alles wird unberührt bleiben, aber von dem Tage an, an welchem ihr eine verschiedene Ansicht aussprecht, werdet ihr Fremdlinge unter uns sein. Ihr werdet eure Freiheiten und Rechte als Mitbürger behalten, aber sie werden für euch unnütz sein . . . Ihr werdet Menschen, aber aller menschlichen Rechte beraubt bleiben. Wenn ihr euch euresgleichen nähert, werden sie euch wie Aussätzige fliehen; auch diejenigen werden euch verlassen, die an eure Unschuld glauben, denn sonst würden sie selbst geflohen werden. Gehet hin in Frieden! Ich schenke euch das Leben, aber ein Leben, das härter und elender ist als der Tod!"

Das ist das wahrhaftige, glaubhafte Bild, welches der edle, volksfreundliche Tyrannenhasser Tocqueville von

der Tyrannei der Massen entworfen hatte; jener Massen, deren Fußtritte Johann auf seiner Brust gefühlt hatte im Hause, in der Schule, auf dem Dampfschiff und beim Theater, jener Massen, die er in dem „sinkenden Hellas“ verhöhnt hatte, und die er den ersten Stein auf Olaus Petri werfen läßt, in dem Momente, in dem er gerade ihnen die Freiheit predigt! Wenn es in Amerika so zugeht, wie kann man dann von Europa besseres verlangen! Er befand sich in einer Sackgasse. Aristokrat konnte er aus ererbten Neigungen nicht werden, und mit dem Volke konnte er nichts ausrichten. Ist er nicht selbst erst kürzlich von einer unwissenden Theaterleitung, hinter der das ungebildete Publikum stand, niedergetreten worden, indem man seinen neuen und befreienden Gedanken den Weg versperrte? Es bestand ja also bereits eine Gewalt der Massen in Schweden, und die königliche Theaterleitung ist nichts als der Diener derselben. Eitel Widersprüche! Und wenn die Gesellschaft von denen, die am meisten wissen, regiert wird? Dann treten die Professoren mit ihren Antiqitäten an die Spitze! Angenommen, die Direktion hätte sein Stück gespielt. Dann wäre es sicherlich von den Kommerzienräten im Parket ausgezischt worden, und keine Kritik hätte daran etwas ändern können.

Seine Gedanken zappelten wie Fische im Netz und verfingen sich schließlich darin; dann wurde er ganz ruhig. Es lohnt sich nicht, daran zu denken. Fort damit! Aber sie gingen nicht fort. Sie lebten als ein stiller, großer Kummer, als eine Verzweiflung fort, daß die Welt ihren Gang ging, idiotisch, majestätisch, unverbesserlich, zum

Teufel. Unverbesserlich, denn noch hatten sich nicht tausend starke Gehirne auf das Problem, das doch gelöst werden konnte, geworfen, und zehn Jahre später wurde es provisorisch gelöst, als das Wissen über alle diese Sphinxrätsel so weit verbreitet war, daß selbst ein Arbeiter es eingesehen und in einer öffentlichen Versammlung ausgesprochen hat, daß die Gleichheit eine Unmöglichkeit sei, denn die Dummen konnten den Scharfsichtigen nicht gleich sein, und daß die höchste Forderung nur Uebereinstimmung sein könne. Dieser Arbeiter war mehr Aristokrat, als Johann im Jahre 1872 zu sein wagte; obwohl er keiner Partei angehörte, die das Verlangen hat, die Schlüssel zum Mundschloß ihrer Mitglieder in die Hand zu bekommen.

———

Prevost-Paradol hatte dasselbe Thema wie Tocqueville bearbeitet, aber er gab ein Geheimmittel gegen die Tyrannei der Massen an: Das akkumulirte Votum oder das Recht, denselben Namen mehrmals auf den Wahlzettel zu setzen. Diese Methode aber, die man in England versucht hatte, hielt Johann für zweifelhaft.

———

Johann, der große Hoffnung auf das Stück gesetzt und sich auf diese Hoffnung hin Geld geliehen hatte, fühlte sich tief niedergedrückt. Das Mißverhältniß zwischen dem, was er zu gelten glaubte, und dem, was er

er wirklich galt, wühlte in ihm: Jetzt mußte er eine Rolle übernehmen, sie lernen und durchführen. Er dichtete sich eine zurecht, die aus dem Zweifler, dem Materialisten und Leugner bestand, und siehe da, sie paßte ihm recht gut, aus dem einfachen Grunde, weil die Zeit zweifelsüchtig und materialistisch war, und weil er sich ohne sein Wissen zu einem Manne der Zeit entwickelt hatte. Es war sein Ich-Komplex, wie es sich ausgebildet hatte, und wie die Zeit es verlangte. Aber er glaubte immer noch, daß sein früherer, abgelegter Komplex, von seinen Umsturzleidenschaften beherrscht, mit idealen Ansichten vom Beruf, von höheren Missionen, Liebe zur Menschheit und ähnlichen Einbildungen erfüllt, sein rechter, sein besserer Mensch sei, den er vor der Welt verbarg. In solchen Irrtümern leben alle Menschen, wenn sie krankhafte Sentimentalität für höher halten als starke Gedanken, wenn sie auf ihre Jugend zurücksehen und glauben, damals reiner und tugendhafter gewesen zu sein, was durchaus falsch ist. Die Welt nennt den Schwächezustand der Menschen deren besseres Ich, weil dieser Zustand vorteilhafter für die Welt ist, und das Interesse das Urteil zu diktiren scheint.

Johann fand, daß er in seiner neuen Rolle von allen möglichen Vorurteilen befreit war: von religiösen, sozialen, politischen und moralischen. Er hatte nur eine Ansicht: daß alles verkehrt sei, nur eine Ueberzeugung: daß man jetzt zur Sache nichts thun könne, und nur eine Hoffnung: daß die Zeit einmal kommen würde, wo man einschreiten müßte, und wo es besser werden würde.

Aber von jetzt an hörte er auf, Zeitungen zu lesen. Das Lob der Dummheit zu hören, zuzusehen, wie egoistische

Thaten als menschenfreundliche gerühmt und die Vernunft gelästert wurde, das war doch zuviel für einen fanatischen Skeptiker. Bisweilen glaubte er doch, daß die Majorität Recht habe, sich gerade jetzt auf dem Standpunkt zu befinden, denn sie immer hatte, und daß es unnötig sei, daß einzelne infolge einer specialisirten Erziehung den Weg allzu sehr beleuchteten. In ruhigen Augenblicken erkannte er, daß seine Entwickelung, die in seinen Gedanken so schnell vor sich gegangen war, ohne ein verwirklichtes Ideal zu erblicken, nicht das Muster für eine so langsame Maschine, wie es die Gesellschaft ist, abgeben könne. Weshalb rannte er auch davon und voraus? Es ist nicht die Schuld der Schule oder der Universität, denn beide hatten ihn wie die meisten auf dem niedrigsten Niveau gehalten.

Ja, aber die anderen draußen in der Welt, wo die eigentliche Feuerstätte lag, die waren schon bei Buckles Zweifeln an der alten Gesellschaftsordnung angelangt. Er war demnach nicht so weit voraus. Gerade dieser träge Gang war zum Verzweifeln. Was Schillers Karl Moor schon vor hundert Jahren eingesehen, was die französische Revolution ins Werk gesetzt hatte, das waren jetzt lauter Neuheiten. Und nach der Revolution war die Entwickelung rückwärts gegangen. Jeder religiöse Aberglaube wurde herangeschleppt, der Glaube an Gott und an den König aufs neue bekräftigt; der Glaube an das bessere war verloren, der Fortschritt auf ökonomischem und industriellem Gebiete von Fabriksklaverei und gräulicher Armuth begleitet. Das ist toll! Und alle aufgeweckten Geister mußten leiden, leiden wie jedes lebende Wesen.

das man am Wachstum hindert, das man zurückdrängt. Das Jahrhundert wurde durch vernichtete Hoffnungen eingeläutet, und nichts wirkt so lähmend, so vernichtend auf den Seelenkomplex als getäuschte Hoffnung. Die Statistik zeigt uns, daß von den Ursachen des Wahnsinns keine so gewöhnlich ist wie vereitelte Hoffnungen. Deshalb waren auch alle großen Geister, vulgär gesprochen, verrückt. Chateaubriand war ein Melancholiker, Musset toll, Victor Hugo ein Rasender. Der winzige automatische Alltagsmensch kann sich keine Vorstellung davon machen, was ein solches Leiden bedeutet und glaubt doch, urteilen zu können!

Es ist physiologisch ganz richtig, daß der antike Dichter den Geier an der Leber des Prometheus nagen läßt. Prometheus war der Revolutionär, der Aufklärung unter die Menschen verbreiten will, ob aus altteuflischen Triebe oder aus dem egoistischen, selbst in besserer geistiger Luft zu leben, mag dahingestellt bleiben. Johann, der sich diesem Empörer verwandt fühlte, empfand Schmerzen, die dem Kummer und dem ewig bohrenden „Weh in der Leber" glichen. War Prometheus nur ein Leberkranker, der durch Verwechselung die Ursachen seiner Schmerzen aus sich heraus verlegte? Vermutlich nicht! Aber er war sicherlich vergällt, als er sah, daß die Welt ein Narrenhaus sei, in dem die Idioten frei umhergingen und den einzig Vernünftigen wie einen Gemeingefährlichen bewachten. Krankheiten können die Anschauungen der Menschen färben, und Jedermann wird wohl wissen, wie verdüstert unsere Gedanken sind, wenn wir von einem Fieber befallen werden.

Aber Kranke, wie Samuel Oedmann oder Olaf Eneroth waren weder mürrisch noch bitter, sondern im Gegenteil sanft, vielleicht schlaff aus mangelnder Kraft. Voltaire, der nie gesund gewesen ist, hatte eine unauslöschlich gute Laune, und Musset schrieb nicht so, wie er that, weil er Absinth trank, sondern er trank aus derselben Ursache, aus der so schrieb: nämlich aus Verzweiflung. Daher schrieben die Idealisten, die sogar das Dasein des Körpers leugnen, die Unzufriedenheit bei einem Teil von Schriftstellern nicht im gutem Glauben den gegen ihre Theorien streitenden Motiven, wie schlechte Verdauung u. s. w. zu, sondern es muß gegen ihr besseres Wissen oder mit schlechterem Wissen geschehen. Kierkegaards finstere Schriftstellerei kann aus verrückter Erziehung, düsteren Familienverhältnissen, traurigem sozialen Milieu und daneben aus organischen Fehlern, aber nicht aus den letzteren allein, hergeleitet werden.

Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen wird sich immer zuerst bei den in der Entwickelung Stehenden äußern, und Unzufriedenheit hat die Welt vorwärts, Genügsamkeit rückwärts geführt. Genügsamkeit ist eine Tugend, die durch Notwendigkeit, Hoffnungslosigkeit oder Ueberfluß hervorgebracht wurde und mit den übrigen Tugenden straflos ausgestrichen werden kann.

Magenkatarrh kann schlechte Laune erregen, hat aber noch nie einen großen Politiker, das heißt, eine große Unzufriedenheit hervorgebracht. Kränklichkeit dagegen kann der Thätigkeit des Unzufriedenen ein stärkere Färbung und größere Schnelligkeit verleihen, entbehrt

also eines gewissen Einflusses nicht. Wie andererseits eine bewußte Einsicht in die Mißverhältnisse Kummer und Unmut erzeugen und diese wiederum körperliche Krankheiten hervorbringen kann. Der Verlust teurer Menschen durch den Tod kann auf solche Weise Schwindsucht, wie der Verlust einer sozialen Stellung oder eines Vermögens Wahnsinn erzeugen.

Wie kann nun ein junger Mann ohne Religion, ohne Moral und ohne Grundsätze leben, fragt sich der böse Moralist. Ja er lebte wie die meisten Leute, aber viel angenehmer, weil er alle inneren ererbten Tyrannen gestürzt hatte. Wenn jedes Individuum heutigen Tages eine geologische Ablagerung aller Entwickelungsstadien ist, die die Vorväter durchlaufen haben, so liegen in jeder europäischen Menschenseele Spuren des Ariers: Kastengefühl, gewisse Familienvorstellungen, religiöse Grundmotive; der ersten Christen: Gleichheitseinbildung, Spuren der Liebe zum Nächsten, Verachtung des Erdenlebens; der Mönche des Mittelalters: Selbstquälerei, Hoffnung auf den Himmel; des lebensfrohen, wiedererstandenen, aber ausgebildeten Heidentums der Renaissance; der religiösen und politischen Fanatiker des sechzehnten Jahrhunderts; der Skeptiker der Aufklärungsperiode und der Umstürzler der Revolution. Die Erziehung müßte demnach hauptsächlich in der Austilgung alter Flecken bestehen, die immer wieder zum Vorschein kommen, man mag sie noch so sehr unterdrücken.

Johann wischte den Mönch, den Fanatiker und Selbstquäler fort, so gut er konnte, und erhob zum Princip seines provisorischen Lebens, denn es war nur ein Provisorium, bis er die Fährte seines Lebens gefunden hatte, den Grundsatz vom wohlverstandenen Interesse, das faktisch und unbewußt von allen angewandt wird, welchem Bekenntniß sie auch immer angehören. Er verletzte keine allgemeinen Gesetze, weil er nicht vor Gericht kommen wollte; er kränkte niemandes Recht, weil er die seinigen unverletzt erhalten wollte. Er begegnete den Menschen mit Sympathie, denn er haßte sie nicht, und er studirte sie erst, wenn sie den Vertrag mit ihm gebrochen hatten und ihm unsympathisch geworden waren. Er that allen Recht, so weit er konnte, und wenn er es nicht konnte, so konnte er es eben nicht, aber er suchte sich durch Arbeit in den Stand zu setzen, es einmal zu können. Er schrieb seinem Talent auch die Eigenschaft zu, daß es ein Kapital sei; wenn es ihm auch jetzt keinen Gewinn abwarf, so gab es ihm das Recht und die Pflicht, um jeden Preis zu leben. Er war kein Mensch, der rücksichtslos in die Gesellschaft einbrach, um zu exploitiren; er war einfach ein befähigter Mann, der seiner Kraft sich bewußt, sich der Gesellschaft zur Verfügung stellte, zunächst nur dem Theater der Gesellschaft, das für sein schwedisches Repertoire wirklich seiner bedurfte.

Nach des Tages Arbeit in der Einsamkeit ging er in das Café, um seine Bekannten zu treffen. In Familien edlere Zerstreuungen suchen, wie inhaltlose Ge-

spräche führen, Karten spielen und dergleichen, das reizte ihn nicht. Ihm schlug immer eine dumpfige Luft wie aus stillstehendem Wasser entgegen, wenn er in eine Familie eintrat. Gatten, die einander gemartert hatten, warfen sich mit Wonne auf einen Blitzableiter, aber er hatte keine Lust, den Blitzableiter zu spielen. Die Familie erschien ihm stets als ein Gefängniß, in welchem zwei Sträflinge sich bewachten, als ein Ort, an welchem Kinder gequält werden und Dienstmädchen keifen. Es war etwas Garstiges, dem er entfloh. Und aus dem Grunde suchte er die Kneipen auf. Dort gab es einen öffentlichen Empfangsraum, in dem niemand Gast und niemand Wirt war. Dort war es geräumig und hell, dort gab es Musik, dort sah man Menschen und traf Freunde.

Aus Gewohnheit fand man sich in Berns großem Etablissement in einem hinteren Zimmer zusammen, das nach der Farbe der Möbel den Namen „das rote Zimmer" erhielt. Die Stammgesellschaft bestand ursprünglich aus Johann, seinen Künstlern und Philosophen. Die Gesellschaft vergrößerte sich aber bald durch ältere Bekanntschaften, die wieder erneuert wurden. So brachte die erste Rekrutirung einen Zuwachs von drei präsentablen früheren Klariten (Schüler des Klara-Gymnasiums): einen Postnotar, der gleichzeitig Bassist, Klavierspieler und Komponist war; einen Kammerschreiber der Hofverwaltung und den großen Triumph der Gesellschaft, einen Artillerielieutenant. Diesen gesellte sich später der unentbehrliche Freund des Komponisten, ein Lithograph hinzu, der die Musik des Freundes publicirte.

und ein Notar, der die Kompositionen sang. Die Gesellschaft war nicht ganz homogen, aber sie paßte sich dem Verkehr bald an.

Da aber die Laien keine Lust hatten, Vorlesungen über Kunst, Litteratur und Philosophie über sich ergehen zu lassen, so wurden die Gespräche auf allgemeines Gebiet übergeführt. Johann, der keine Probleme mehr diskutieren wollte, schlug einen skeptischen Ton an und schnitt alle Versuche zum Reden durch eine Wortvolte, einen Einwurf oder einen Zweifel ab. Sein äußerstes Warum hinter dem letzten Darum stellte die dreist-sicheren Schlußfolgerungen der Dummheit in klares Licht und ließ die Zuhörer ahnen, daß es hinter den bewiesenen und angenommenen Wahrheiten wenigstens die Möglichkeit derselben gab. Das Verständniß hiervon muß wohl dunkel als ein Samenkorn in den meisten Köpfen gelegen haben, denn in kurzer Zeit hatte sich die Skepsis entwickelt und damit eine neue Gesellschaftssprache ausgebildet. Neben diesem gesunden Zweifel an der Unfehlbarkeit des Urteils ging als natürliche Folge eine brutale Aufrichtigkeit in Sprache und Gedanken. Es hatte demnach keinen Wert von seinen Gefühlen als von etwas Lobenswertem zu sprechen, denn dies wurde sofort durch folgende Antwort abgeschnitten:

„Bist Du sentimal, Du Narr. Nimm Bikarbonat!"

Wenn jemand über Zahnschmerz klagte, wurde ihm geantwortet:

„Das weckt mein Mitleid durchaus nicht, denn ich habe niemals Zahnschmerz gehabt, und es beeinflußt

meinen Entschluß absolut nicht, euch nicht zum Schmaus einzuladen."

Man folgte nämlich Helvetius darin, daß man den Egoismus als die Triebfeder aller menschlichen Handlungen betrachtete, und daher hatte es keinen Sinn, bessere Empfindungen zu heucheln. Geld leihen oder Waaren auf Credit nehmen, ohne sicher zu sein, daß man sie auch bezahlen konnte, wurde mit Recht für Betrug gehalten und auch so bezeichnet. Ein Mitglied erscheint in einem neuen Ueberrock, der auf Credit gekauft zu sein schien, und wird freundlich gefragt:

„Wen hast Du um den Rock betrogen?"

Ein zweiter äußert bei einer anderen Gelegenheit:

„Heute habe ich Samuel um einen neuen Anzug betrogen."

Dies bildete natürlich gar kein Hinderniß, daß sowohl der Rock als auch der Anzug wirklich bezahlt wurde, aber weil der Käufer sich in dem Augenblicke, als er die Waare nahm, nicht für sicher hielt, betrachtete er sich als einen potentiellen Betrüger. Das ist doch strenge Moral und Selbstkritik.

Einmal mitten in einem solchen Gespräch mußte der Lieutenant in die Kaserne, um mit seiner Comgagnie einen militairischen Gottesdienst abzuhalten.

„Wohin gehst Du?"

„Ich gehe heucheln!" antwortete er aufrichtig.

Dieser Ton der Aufrichtigkeit nahm bisweilen den Charakter eines tiefen Verständnisses für die menschliche Natur und die Natur der Gesellschaft an. Eines Tages ging die Gesellschaft aus Johanns Wohnung um

die Mittagszeit fort. Es war Winter, und Mans, der überhaupt schlecht gekleidet war, hatte keinen Ueberrock. Der Lieutenant, der seine Uniform trug, wurde zwar etwas unruhig, wollte jedoch heute nicht verletzen. Als Johann die Thür öffnete, sagt Mans:

„Geht nur voraus, ich komme nach; ich will Jeans Stellung nicht durch meine Gesellschaft schädigen.“

Johann macht den Vorschlag, mit Mans den Strandweg zu gehen, während die übrigen die Ritterstraße benutzen sollen, aber nun ruft Jean:

„Ach, hab' Dich doch nicht und spiele nicht den Edelmütigen, Du genirst Dich ebenso wie ich, mit Mans zu gehen.“

„Ja, stimmt“, antwortet Johann, „aber . . .“

„Warum willst Du denn heucheln?“

„Ich will nicht heucheln; ich wollte nur versuchen, vorurteilslos zu sein.“

„Donnerwetter, was brauchst Du vorurteilslos zu sein, wenn's kein Andrer ist und es Dir schadet; es ist übrigens vorurteilsfreier, Mans seine Meinung zu sagen, als ihn zu betrügen.“

Mans war bereits davongegangen und kam ungefähr zu gleicher Zeit in das Restaurant, wo er ohne eine Spur von schlechter Laune am Mahle teilnahm.

„Dein Wohl, Mans, weil Du so intelligent bist“, — tröstete ihn der Lieutenant.

Der Gewohnheit, das, was man im Innersten dachte, ohne Rücksicht auf die Tagesmeinung auszusprechen, folgte auch das Abwerfen aller traditionellen Urteile. Durch die entsetzliche Gedankenverwirrung, in welcher

die Menschen leben, seitdem die Gedankenfreiheit durch Zwangsgesetze gefesselt worden ist, haben uralte Urteile über alte Menschen und Dinge fortleben können, obgleich sich aus den alten Weltanschauungen neue entwickelt haben. So hält man noch heutigen Tages eine ganze Menge von Kunstwerken für unübertroffen, obwohl Technik und Auffassung beträchtliche Fortschritte gemacht haben. Johanns Ansicht ging dahin, daß, wenn er im neunzehnten Jahrhundert seine Meinung über Shakespeare aussprechen solle, er durchaus nicht verpflichtet sei, die Meinung des achtzehnten Jahrhunderts, sondern die seines neunzehnten, wie sie sich nach den neuen Gesichtspunkten gestalten mußte, zu äußern. Das weckte am meisten Widerstand. Vielleicht deßhalb, weil die Gefahr, als ungebildet zu gelten, größer ist als die Gefahr, gottlos zu sein. An Christus wagten sich alle heran, denn er war der gelehrten Kritik zum Opfer gefallen, aber vor Shakespeare schreckte man zurück. Johann aber fürchtete sich nicht. Bei seiner vollständigen Kenntniß der Arbeiten des Dichters, dessen hervorragendste Werke er in der Originalsprache gelesen, und deren bedeutendste Kommentatoren er studirt hatte, unterwarf er die lose Komposition und die dürftige Charakterzeichnung des Hamlet einer Kritik. Seltsamerweise hatte auch der schwedische Shakespeareverehrer Schück durch eine, jetzt allerdings infolge der üblichen Gedankenverwirrung und notgedrungenen Feigheit erklärliche Inkonsequenz gegen den Hamlet, als Kunstwerk betrachtet, ebenso schwere Ausstellungen vorgebracht, nachdem er das Stück früher über alles Lob erhöht hatte. Wenn Johann damals das Buch

des Dozenten Schück hätte lesen können, dann hätte er nicht den Mut zu haben brauchen, um folgende Herabsetzungen zu unterschreiben: „Am ungenügendsten ist Hamlet . . . die Komposition ist oberflächlich und unzusammenhängend . . . Nachdem die Handlung zu ihrem Höhepunkt entwickelt ist, bricht sie plötzlich ab. Hamlet wird nach England geschickt, ohne daß diese Reise das Interesse irgendwie schärft. Noch schlimmer ist die Katastrophe. Ein Zufall ist die Ursache, daß Hamlets Rache zur Ausführung kommt, und dieselbe Laune der Ereignisse veranlaßt seinen Untergang . . . daß er in der Todesminute Claudius tötet, hat auch mehr das Aussehen einer privaten Rache für den gegen ihn gerichteten Mordversuch, als das eines Urteils, das im Namen der verletzten Sittlichkeit gefällt wird."

Und dann das Dunkel der Motivierung, die ja ein Bestandteil der Charakterzeichnung sein soll! — „So schwebt der Zuschauer in einer Unwissenheit über einen so wichtigen Punkt, wie es der Wahnsinn Ophelias ist. Und Hamlets eigene Verrücktheit! . . . Auch im Lear ist Edmunds Verrat so plump, daß sich kein einigermaßen vernünftiger Mensch hierdurch hätte betrügen lassen können!"

Wenn nun ein Drama gerade in den Teilen, auf denen die Komposition und die Charakterzeichnung aufgebaut ist, zerfällt, wie kann es dann unerreichbar sein? Die Ehrfurcht vor dem Alten und Berühmten hat denselben Grund wie das Schaffen von Göttern, und die Niederreißung des Alten dieselben Folgen wie Angriffe auf die Götter. Wie könnte sonst ein kluger, vorurteilsloser Mensch in Wut geraten, wenn ein anderer eine

von ihm abweichende Meinung über eine alte Größe hegt und ausspricht, eine Meinung, die er für die seinige hält? Das müßte ihm doch gleichgültig sein! Das nationale und intellektuelle Pantheon wird ebenso heftig von Atheisten wie von Monotheisten verteidigt. Vor dem großen, befestigten Rufe kriecht selbst der Steifnackige; hatte Johann doch einen pietistischen Geistlichen es aussprechen hören, Shakespeare sei ein reiner Dichter. Im Munde des Pietisten ist das eine Lüge. Der Determinist dagegen dürfte die Worte rein oder unrein nicht anwenden, weil diese Begriffe nicht existieren. Aber der arme Christusverehrer wagte nicht, ein Kreuz für Shakespeare zu tragen!

Nun, er hatte genug an dem für Christus zu tragen!

Die Methode Johanns, alte Zustände vom Standpunkt der Gegenwart zu beurteilen, schien indessen richtig gewesen zu sein, denn sie machte Schule. Dies ist das ganze Geheimniß seiner später von theistischen und atheistischen Theologen unverstandenen Art, alte Dinge und Personen mit Unehrerbietung zu behandeln, die sie in ihrer Einfalt für eine Eigenschaft hielten, welche man bei Kindern mit Widerspruchsgeist bezeichnet. Er klärte die verworrenen Begriffe der Gesellschaft und lehrte sie, ihre materialistische Weltanschauung folgerichtig anzuwenden. Wenn sie Materialisten sind, dann dürfen sie keine Worte gebrauchen, die dem Christentum entliehen sind, dann dürfen sie nicht wie Idealisten denken. Daraus entstand ein Schlagwort, das die ganze Unehrerbietigkeit gegen das Veraltete enthielt: Es ist alt! Als neue Menschen müssen sie neue Gedanken denken,

und neue Gedanken erfordern eine neue Sprache. Anekdoten und alte Witze wurden sofort ausgemerzt, Phrasen und geliehene Ausdrücke verschmäht. Man müsse roh sein und die Dinge beim rechten Namen nennen, ohne vulgär zu sein, keine Citate aus der jüngsten Operette, keine Witze anwenden, die im letzten Witzblatt gestanden haben. Dadurch gewöhnte sich jeder daran, aus seiner Vorratskammer das hervorzusuchen, was sich an ursprünglicher Beobachtung vorfand, und so fußten die Urteile auf dem neuen Gesichtspunkt.

Wenn nun Johann an allen Dingen zweifelte, warum sollte er nicht Zweifel an seiner demokratischen fixen Idee hegen? Vermutlich deshalb, weil sie sich nicht innerhalb seines Bewußtseins bewegte, sondern ein wie eine Krankheit ererbter Trieb war, und vermutlich auch deshalb, weil sich in ihm ein Gefühl des Gleichgewichts befand, das nicht eher Ruhe fand, als bis dieses Gleichgewicht außer ihm, in den speziellen Medium, in dem er lebte, verwirklicht war. Es ist ein Naturgesetz, dem ähnlich, das man mit Endosmose bezeichnet, das zwei Flüssigkeiten von ungleicher Dichtigkeit dazu treibt, die Scheidewand zu durchdringen und sich zu vermischen. Ein Gleichgewicht kann nicht eher eintreten, als bis die Dichtigkeit auf beiden Seiten der Membrane die gleiche geworden ist.

Alle Gesellschaftsklassen haben ungleiche Dichtigkeit, und deshalb besteht eine ewige Unruhe in der Gesellschaft. Nur die Demokratie oder eine vollständige Mischung kann Ruhe herstellen. Aber daraus muß nicht gefolgert werden, daß eine vereinzelte Klasse, die prole-

tarische allein, auf der Oberfläche schwimmt, sondern sie muß sich durch und in die oberen Klassin hineinsieben, so daß schließlich nur eine Mittelklasse vorhanden ist.

Diese Endosmose hatte Johann unter seinen Bekannten verwirklicht, zu denen sich Personen aus den verschiedensten Gesellschaftsstellungen zusammenfanden. So wurden Kaufleute und Bankbeamte, auch Lehrer und gelegentlich selbst Gelehrte herangezogen, bei älteren und renommirteren aber schien der Vermischungsprozeß mit größeren Schwierigkeiten vor sich zu gehen. Sie fanden den Ton cynisch, nicht als ob man von nur anständigen Dingen redete, sondern weil man sagte, was man dachte. Sie hatten eine Stellung in der Gesellschaft verlangt und eingesehen, daß die Stellung sowohl wie die Gesellschaft auf stillschweigende Vereinbarungen zu lügen oder wenigstens zu schweigen gegründet seien. Daher erschien ihnen die Aufrichtigkeit cynisch. Ja, es gilt noch heutigen Tages als cynisch, wenn man seine sogenannten Fehler oder Schwächen offenbart, sofern man nicht wie die Pietisten kokettirt, um zu zeigen, was man für ein ausgezeichneter Mensch geworden ist.

Johanns Entdeckung war der Automatismus der Menschen. Alle dachten dasselbe, urteilten auf dieselbe Art; und je gelehrter die Menschen waren, um so weniger Selbstthätigkeit übte ihr Gehirn. Dadurch stieg in ihm der Zweifel an der ganzen Bücherbildung auf. Alle, die aus Upsala kamen, hatten ein und denselben Gedanken über Rafael, ein und dasselbe Urteil über Schiller, obwohl die Charakterverschiedenheit der Urteilenden notwendigerweise Differenzen im Urteile hätte hervorbringen

müssen. Diese Menschen dachten also nicht, obwohl sie sich Freidenker nannten, sondern sie sprachen — mithin waren sie Papageien.

Aber Johann durchschaute es nicht, daß es nicht die Bücher als Bücher waren, die die Gelehrten zu Automaten gemacht haben. Er und seine ungelehrten Philosophen waren ja durch Bücher zur Selbstthätigkeit erwacht. Die Gefahr der Universitätsgelehrsamkeit besteht darin, daß sie unter dem Schutze der Regierung aus schlechten Büchern geholt wird, die von den oberen Klassen im Interesse der oberen Klassen geschrieben werden, folglich in der Absicht, das Alte und Bestehende zu feiern und jede weitere Entwickelung zu hindern.

Diese Skepsis hatte Johann indessen steril gemacht. Er hatte eingesehen, daß die Kunst mit der Entwickelung nichts zu thun habe, daß sie nur ein Umsatz des Phänomens und als Kunst um so vollkommener sei, sobald sie sich nur abbildend verhielt. Den Trieb, die Dinge umzubilden, behielt er noch, und er suchte seinen Ausdruck in der Malerei. Seine Dichtkunst dagegen zersprang, wenn sie Gedanken wiedergeben oder einem Ziele dienen sollte. Die Niederlage seines Stückes übte einen ungünstigen Einfluß auf seine finanzielle Lage aus. Die Freunde, die ihm Geld geliehen hatten, kamen eines Abends bei Johann zusammen, um sich das Stück vorlesen zu lassen, da sie aber von des Tages Arbeit ermüdet waren, schliefen sie nach dem ersten Akte ein

und baten, die Vorlesung aufzuschieben. Einer der Nichtschlafenden glaubte jedoch herausgehört zu haben, daß zu viel von Gottes Wort in dem Stücke enthalten sei, und das gehöre nicht auf die Bühne. Damit waren die Hilfsquellen erschöpft, und die Not drang unbestechlich, stocktaub heran. Nachdem Johann eine Zeitlang nichts zu Mittag gegessen hatte, war ihm das Leben überdrüssig, er wollte sich nach einen Broterwerb umsehen. Wo aber sollte er Brot in der Wüste hernehmen? Das Nächstliegende war, an einem Provinztheater ein Engagement zu suchen. Hier spielte Krethi und Plethi Heldenrollen in den Tragödien und machte sich oft einen Namen, der zu einer Anstellung am königlichen Theater führte. Kurz entschlossen packt er seinen Koffer, borgt sich das Reisegeld und fährt nach Gothenburg. Es war grade während des Novembersturms im Jahre 1872. Empfindsam für das Medium, in dem er lebte, faßte er sofort einen Widerwillen gegen die Stadt. Düster, korrect, teuer, hochmütig, verschlossen lag sie zwischen den Ringmauern und machte ihn, den lebhaften an die weiche und lachende Natur Stockholms gewöhnten Schweden, traurig. Sie war eine Kopie der Hauptstadt, aber in verkleinertem Maßstabe, und Johann fühlte sich in der Rolle der oberen Klassen gegenüber diesem in der Entwickelung stehenden Gemeinwesen. Aber er merkte doch, daß hier etwas vorhanden war, was der Hauptstadt fehlte. Am Hafen sah er eine Flotte, die fast ganz für das Ausland bestimmt war, und große Fahrzeuge unterhielten regelmäßig Verbindungen mit dem Kontinent. Die Menschen und die Gebäude erschienen nicht so

exclusiv schwedisch, und die Zeitungen hatten gewissermaßen ein wachsameres Auge auf die großen Bewegungen draußen in der Welt. Wie nahe ist es von hier nach Kopenhagen, Christiania, London, Hamburg und Havre! Hier hätte Stockholm liegen müssen, hier an einer Bucht des Weltmeeres, anstatt weit fort in einem Einschnitt des Binnensees der Ostsee. Fürwahr hier lag die Zelle zu einem neuen Zentrum, und jetzt verstand er auch, daß Stockholm nicht mehr der Mittelpunkt des Nordens war, sondern das Gothenburg daran war, es zu werden.

Aber gegenwärtig war dies für jemanden, der als Schauspieler in unbedeutenden Angelegenheiten kam, kein Trost.

Er suchte den Theaterdirektor auf; er stellte sich ihm als einen Menschen vor, der dem Theater einen Dienst leisten wolle. Der Direktor glaubte jedoch von dem augenblicklichen Personal ganz gut bedient zu sein, bewilligte ihm aber eine Probe in der Rolle, die Johann als Debut gewählt hatte. Es war Dietrichsons „Ein Arbeiter", der große Erfolg des Tages. Johann hatte zwischen Stephensons Lokomotive und seinem abgelehnten Theaterstücke eine große Aehnlichkeit entdeckt und hoffte, der Verachtung des Ingenieurs über das Jammern der Menge und die Besorgnisse der Gelehrten, über den Kummer der Verwandten wegen der verlorenen Existenz einen wahren Ausdruck geben zu können. Er probte an einem Abend bei Gaslicht und vor leeren Wänden. Natürlicherweise fehlte ihm jede äußere Anregung. Er fühlte es selbst und bat um eine Probe im Kostüm.

Das sei nicht nötig, erklärte der Director, er hätte genug gehört. Es seien Anlagen vorhanden, aber sie müßten entwickelt werden. Er bot ihm ein Engagement vom ersten Januar des folgenden Jahres mit zwölfhundert Kronen Gage an. Johann überlegte: zwei Monate in Gothenburg faulenzen und dann an einem Provinztheater Diener oder Volk spielen? Nein! Das wollte er nicht. Was blieb ihm zu thun übrig? Geld borgen und wieder nach Hause fahren. Und das that er auch.

Also wieder ein Fiasco. Seine Freunde hatten ihm ein Abschiedsfest gegeben, Reisegeld verschafft, mithin alles gethan, um ihm zu helfen, und nun kam er unverrichteter Sache nach Hause. Wieder wird er die alte, berechtigte Beschuldigung über sich ergehen lassen müssen, er sei unbeständig. Unbeständig sein in einer geordneten Gesellschaft, in der eine ausdauernde, einseitige Fachausbildung gefordert wird, damit man seine Mitbewerber überholen kann, in der jedes einrangirte Individuum ein Unbehagen fühlt, wenn ein Mitglied seines Kreises zu schwanken anfängt, das ist sehr unpraktisch. Es braucht nicht ein rein äußerlicher Egoismus zu sein, es kann ja die Aeußerung eines Solidaritätsgefühls sein, eine gewisse Umsicht für andere. Johann fühlte, daß er seine Freunde durch diese unzähligen Wandelbarkeiten beunruhigte, er schämte sich und litt darunter, aber er konnte nicht anders handeln.

Und so war er wieder zu Hause, saß an den langen Abenden im Roten Zimmer und hätte gar zu gern ge-

wußt, ob denn kein Platz in der sonst an Lebensbahnen so reichen Gesellschaft auch ihm anstehen würde.

Um die Weihnachtszeit sollte er wieder nach Upsala kommen, er war nämlich als Mitarbeiter an einem dort erscheinenden „Litterarischen Kalender“ zu einem Feste eingeladen.

Der Kalender, der bekanntlich mit einem einstimmigen Pereat begrüßt wurde, war als Exponent nicht bedeutungslos. Der Leser, den man dazu bewegen könnte, sich durch diese Blumenlese auf der Gemeindeflur hindurchzuarbeiten, könnte mit Berechtigung fragen: Was geht das mich an? Diese Poesie hätte wie die der Signaturen fünfzig, ja hundert Jahre früher geschrieben werden müssen. Sie war nicht nur indifferent, sie war auch schlecht. Schlecht, weil sie keine Entwickelung in den Wahrnehmungssensorien der Poeten verriet, indifferent, weil sie nicht auf dem Baum der Zeit gewachsen war.

Sie datirte aus dem Jahre 1872, und hier gab es kein Echo des Jubels von 1865, keinen Blutstropfen von 1870, keinen Duft des Brandgeruchs von 1871. Hatte diese Elitejugend geschlafen? Sicherlich! Und das Eigentümliche war, daß die Poeten, die man bisher für Antisignaner gehalten hatte, sich jetzt im Troß befanden. Die Studenten gemeinhin, die große Masse, waren Realisten, höhnische Skeptiker, wie es sich für Kinder der Zeit geziemt, aber die Poeten waren gläubige Idioten, die das Signaturideal im Herzen trugen. Sie waren Nachidealisten in Form und Gedanken, denn die neue Welt-

anschauung war zu diesen isolirten Individualisten, die noch ein romantisches Bohêmeleben führten, nicht gedrungen. Es waren Nachklänge. Aber ist die schwedische Poesie vorher etwas anderes gewesen, und konnte sie etwas anderes sein? Ist Tegnér etwas anderes als ein Nachklang Schillers, Oehlenschlägers, der Edda und der altmodischen Sagen; ist Atterbom etwas anderes als eine deutsche Spieldose, von Tieck, Hoffmann, Wieland, Bürger und so den ganzen Weg hinab, konstruirt? Aber dieser Litterarische Kalender war der Nachklang des Nachklangs; er bedeutete Träume von Träumen. Der Realismus, der durch Kraemers „Diamanten und Steinkohlen“ schon im Jahre 1857 seinen vorzeitigen Einzug in Schweden gehalten hatte und seitdem durch Snoilsky mit Jubel vorwärts gegangen war, hatte den Jungen keine Spuren aufgedrückt. Die schlaffe Poesie der Signaturen war der Ausdruck einer schlaffen Zeit gewesen, aber diese Poesie war der Ausdruck für nichts anderes als für die Unfähigkeit der Schriftsteller.

Johann hattte eine freie Bearbeitung von „An Bäsveigs Saga“ beigesteuert. In diesem mannhaften Aschenbrödel hatte er sich als das anerkannte faule Ei seiner Familie verherrlicht. Die nächste Veranlassung dazu bot die Mißachtung, die seine Gönner und Freunde aus dem Bürgerstande ihm nach seinem Mißlingen als Schriftsteller entgegengebracht hatten. Die Sprache zeichnete sich durch eine gewisse Rohheit im Ausdruck und durch den Versuch aus, das Niedrige zu adeln oder doch wenigstens den Begriff des Schmutzes von Dingen abzukratzen, die an sich nicht das waren, was man schmutzig

nannte. Da das Wort Naturalismus noch nicht im Schwange war, erhielt die Sprache das Epitheton roh und geschmacklos.

Aber von größerer Bedeutung als der Kalender und der Festschmaus war eine Bekanntschaft, die Johann zufällig auf der Reise machte. Er wohnte bei einem Kameraden, auf dessen Schreibtisch er ein Heft der „Svensk Tidskrift“ fand, in welcher Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ angekündigt wurde. Die Darstellung des Systems war von dem Finnen A. V. Bolin gegeben und verriet im Ganzen eine halbversteckte Bewunderung; aber der Redakteur Hans Forßell hatte auf seine gewöhnliche Weise am Schlusse eine Note hinzugefügt, da er auf etwas Neues gestoßen war, das aufzunehmen sein Gehirn nicht kapabel war.

Das war Pessimismus! Bewußtes Leben ist Schmerz, weil unbewußter Wille die Bewegungskraft des Weltprocesses ist, und das Bewußtsein den unbewußten Willen hemmt. Das war die alte Mythe vom Baum der Erkenntniß, dessen Früchte Wissen schenkten von dem, was gut und böse ist. Das war der innerste Glaube des Buddhismus, die Hauptlehre, des Christenthums: vanitas, vanitatum vanitas.

Die meisten großen, also bewußten Geister sind Pessimisten gewesen, die die Illusionen des Lebens von der Lust durchschaut und entschleiert hatten. Nur die Wilden, die Kinder und Durchschnittsmenschen können daher froh sein, weil sie sich des Truges nicht bewußt sind und sich daher, wenn man ihnen die Wahrheit sagen

will, die Ohren zuhalten, damit sie ihrer Illusionen nicht beraubt werden.

Johann fand alles in der Ordnung und hatte nichts Wesentliches einzuwenden. Es ist also wahr, was er so oft geträumt hatte, daß alles Trug ist! Dieser Verdacht hatte demnach unter dem Gesichtspunkt, den er von der Welt hatte, gelegen, wodurch ihm alles Große und alle Größen reduziert wurden. Dieses Bewußtsein hatte dunkel in ihm gelebt, wenn er als Kind, obgleich wohlgestaltet, gesund und stark, über einen unbekannten Schmerz geweint hatte, dessen Ursachen er nirgends, innerhalb und außerhalb seiner Person, zu verlegen vermochte. Darin liegt das Geheimniß seines Lebens, wenn er nichts bewundern, nichts liebgewinnen, für nichts leben konnte, daß er zu bewußt war, um sich täuschen zu lassen. Das Leben ist ein Schmerz, der nur durch die Beseitigung möglichst vieler Hindernisse für den Willen gelindert werden kann, sein Leben war deshalb so schmerzvoll, weil seine Klassenstellung, seine finanzielle Lage seinen Willen hinderte, sich zu äußern.

Betrachtete er das Leben und besonders den Gang der Geschichte, so fand er nur Kreise und die Wiederholung von Irrtümern. Der Mann der Gegenwart träumte von einer Republik, die die Griechen und Römer vor zweitausend Jahren gehabt hatten; die Kultur der Aegypter war zerfallen, als sie ihre Nichtigkeit durchschaut hatten; Asien schlief den ewigen Schlaf, nachdem es durch seinen unbewußten Willen zu Welteroberungen getrieben worden war; alle Völker haben Rausch- und Betäubungsmittel erfunden, um ihr Bewußtsein auszulöschen; der

Schlaf ist eine Wonne, und der Tod das höchste Glück. Aber warum nicht den letzten Schritt thun und sich das Leben nehmen? Weil der unbewußte Wille die Menschen fortwährend täuscht zu leben durch die Illusion, die in der Hoffnung auf ein besseres Leben enthalten ist.

Der Pessimismus als mechanische Weltanschauung ist konsequenter als der Transformismus, der in der mechanischen Entwickelung eine Entwickelung zu menschlichem Glücke sieht. Ist dies letztere nicht ein Ueberbleibsel und eine Transformirung der Vorsehung? Oder kann man glauben, daß die mechanischen, blind regierenden Naturgesetze in dem Gedanken an den Gang der menschlichen Gesellschaften zur Glückseligkeit arbeiten, wenn sie Eisperioden, Ueberschwemmungen, vulkanische Eruptionen ins Leben rufen, und darf man einen aufgeklärten Mann konservativ in herabwürdigender Bedeutung nennen, weil er nicht daran glauben kann, daß der Mensch die Naturgesetze überwunden hat und nun beherrscht, wie Stuart Mill sich scherzweise ausdrückt. Hat man schon sichere Mittel gegen Schiffbruch, Niederschläge auf den Feldern, ökonomische Krisen, Todesfälle in der Familie und Krankheiten gefunden? Und kann man nach Belieben die Neigung der Erdachse regulieren oder für die Ernte hinderliche Wolkenbildungen aus der Welt schaffen? Hat man bei dem jetzigen hohen Standpunkt der Forschung die Reblaus vertilgen, Ueberschwemmungen hindern, Aberglaube und Despoten entfernen, Kriege unmöglich machen können? Ist es nicht vermessen oder einfältig zu glauben, daß der Mensch, der selbst von den chemischen, physischen und physiologischen Naturgesetzen regiert wird, deshalb

über ihnen stehen soll, weil er es verstanden hat, sich ihrer zu seinem Vorteil zu bedienen, ebenso wie der Vogel es verstanden hat, den Wind zu seinem Fortkommen zu benutzen oder wie der Biber den Druck des Wassers zu seiner Beutejagd verwendet? Sind nicht die Flügel des Falken oder der Fliege vollkommere Bewegungsstoffe als die Eisenbahn oder die Dampfschiffe? Wie kann also der Mensch so einfältig sein, zu glauben, er stehe über der Natur, wenn er selbst ein der Natur so unterthanes Geschöpf ist, daß er nicht einmal frei wollen oder frei denken kann? Das erscheint als ein Ueberbleibsel aus früheren Stadien der Illusion. Und wenn die europäische Gesellschaft sich jetzt zum Atheismus entwickelt, so geschah es früher bei den Buddhisten zur Religionsfreiheit, so war es in niedrigeren Stadien in China zur Polygamie, bei den Australnegern zum Kollektiveigentum. Nein, Europa ist von allen großen Volksgruppen zuletzt zum Bewußtsein erwacht. Es befindet sich in diesem Zustand und wendet sich nicht wie ein Teil der Orientalen gegen stumpfen Quietismus, sondern thut es, um so weit als möglich die Schmerzen und Unannehmlichkeiten des Erdenlebens zu beseitigen, obwohl man die passendere Art noch nicht gefunden hat.

Der Irrtum der Industriesozialisten besteht darin, daß sie laut der Formel der vieldeutigen Entwickelungstheorie auf dem Bestehenden bauen wollen, denn sie glauben, daß das Bestehende aus Notwendigkeit besteht und zum Glücke aller errichtet ist. Aber das Bestehende ist nur zum Glücke einzelner zu stande gekommen, mithin eine Abnormität, und auf einer Abnormität bauen ist

dasselbe wie auf undrainirtem Boden Häuser errichten. Vermutlich ist diese Gesellschaftsform, nach der man verlangt, wie absurd sie auch sein mag, ein notwendiger Irrthum, durch den die Menschen einer besseren entgegen gehen werden. Ihre Gefahr und ihre Hoffnung auf einen Erfolg liegt darin, daß sie schon ein fertiges Programm besitzt und deshalb automatisch ist, wodurch sie wirken wird, wie etwa eine blinde unwiderstehliche Masse wirkt. Will sie die ganze Gesellschaft nach einer Minorität, der Klasse der Industriearbeiter, umbilden und alle Menschen zu Maschinenarbeitern machen, so darf sie es nicht für allzu falsch halten, wenn einige daran zweifeln, daß dies eine Glückseligkeit bedeutet. Dagegen kann der Sozialismus als Gesellschaftsreform nicht ausbleiben, denn Europa hat in seiner Selbstvergötterung nicht gesehen, wie weit es zurück ist. Mit asiatischer Regierungsform begabt, die bis in jede Einzelheit herrscht, eine mit asiatischem Aberglauben besudelte Religion nährend, mitten in einer grauenhaften Kapitalsklaverei lebend, die durch die bewaffnete Macht aufrecht erhalten wird, ordnet es politische und religiöse Verfolgungen an, verehrt es balsamirte Monarchen wie Pharaomumien, civilisirt es wilde Völker durch Ausschußfabrikate und Kruppsche Kanonen und vergißt, daß seine Civilisation einst vom Osten kam und damals besser war als jetzt, ebenso wie die Philosophie des Aristoteles viel besser war als unser heutiges Christentum.

Hartmann und der Pessimismus glauben, daß diese Verbesserung, die man Sozialismus nennt, kommen, nach ihm aber etwas anderes folgen wird.

Der Spießbürger ist Optimist, denn er ist nicht imstande, über die täglichen Erscheinungen hinaus zu sehen oder zu denken. Das ist ein Glück für ihn und kein Verdienst, denn er hat keine Wahl. Ja, er versteht nicht einmal, was Pessimismus ist, sondern glaubt, daß dadurch die Ansicht ausgesprochen werde, die diese Welt als die schlechteste der Welten betrachtet. Wie sollte jemand eine begründete Ansicht davon haben? Voltaire, der kein Pessimist war, schreibt ein ganzes Buch, um zu beweisen, daß diese Welt wenigstens nicht die beste der Welten für uns sei, wie Leibniz sich eingebildet hatte. Sie ist natürlich die beste für sich, wenn auch nicht für uns, und das ist ja gerade der Unterschied zwischen der Weltanschauung des Hypochonders und des Pessimisten daß der erstere die Welt als am wenigsten gut für sich hält, während der Pessimist davon absieht, was sie für das Individium bedeutet. Hartmann ist kein Hypochonder, wie man hatte glauben wollen, und sucht den Schmerz des Lebens so weit als möglich dadurch zu entfernen, daß er sich in den unbewußten Zustand versetzt.

Das jüngere Geschlecht unserer Zeit ist traurig, weil es zum Bewußtsein erwacht ist und die Illusionen von Gott und einem künftigen Leben verloren hat, aber es ist nicht hypochondrisch und arbeitet an der Verwirklichung des Eintritts der Welt in das letzte Stadium der Illusion oder in den neuen Gesellschaftszustand, als ob es von diesem eine Linderung des Schmerzes erhoffte, und um so fanatischer, je tiefer es ihn empfindet.

Angenommen, Hartmanns Philosophie sei ein Irrtum, und ein Skeptiker muß es annehmen, obwohl sie

alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, da ja die Grundbedingungen des Lebens, der Selbsterhaltungstrieb in der Entfernung des Schmerzes besteht und folglich der Schmerz die äußerste Bewegungskraft darstellt, so muß man eine historische Erklärung für die Entstehung und Ausbreitung dieser Philosophie suchen. Oberflächlichere Beobachter, wie der Spiritualist Caro, zögern nicht, die Inkonsequenz zu begehen, daß sie sie als aus körperlicher Krankheit hervorgegangen erklären. Die Sozialisten, die über die Ausführbarkeit ihrer Lehren Hoffnungen verbreiten müssen, bezeichnen sie als das Gefühl von dem bevorstehenden Untergange einer Klasse, die in Harmann ihren Repräsentanten gehabt hat. Aber Harmann glaubt an den Sozialismus und die neue Gesellschaft, obwohl nur als Uebergangsformen. Er ist nicht verzweifelt, nicht einmal melancholisch. Er scheint der erste Philosoph zu sein, der, vollständig von Christentum, Europäismus und Idealismus gereinigt, den Weltprozeß aus den Theorien der mechanischen Weltanschauung zu erklären sucht. So ist es, so geht es zu, sagt er rund heraus. Wir haben uns aus unbewußten Mineralien entwickelt, sind Eiweißkörper geworden, haben Nervenganglien mit Bewußtsein erhalten und schließlich Gehirne mit einem immer mehr erwachten Selbstbewußtsein. Je höheres Nervenleben, um so größerer Schmerz, um so höhere Eindrucksempfänglichkeit. Erst dem großen Gehirn unserer Zeit ist es es gelungen, klare Wahrnehmungen in sich aufzunehmen und so den Weltprozeß zu durchschauen.

Hartmann kann mithin als der zum höchsten Bewußtsein Gekommene betrachtet werden und wird deshalb

als der große Enthüller fortleben, vor dessen scharfen Blicken die Binde fiel. Es ist auch ein Irrtum, ihn den Propheten der Verzweiflung zu nennen. Der Christ und der Idealist werden sich vor der nackten Wahrheit leer und verzweifelt fühlen, aber den Transformisten überkommt dabei eine unaussprechliche Ruhe. Der Mensch wird bescheiden werden, wenn er seine Kleinheit als ein Atom messen kann, das auf kosmischem Staub placirt ist: er wird keine Götter mehr aus sich herausschaffen, sein Glück nicht auf ein kommendes Leben bauen, sondern grade durch den Pessimismus dazu getrieben werden, sein einziges Leben für sich und damit für alle andern so gut als möglich einzurichten. Er wird das Unnütze einsehen, über das Elend des Daseins zu jammern und zu weinen wie die Christen, er wird den Schmerz als ein Faktum auffassen und ihn, so gut er kann, vertreiben.

Hartmann ist Realist und hat mehr aus Bosheit den Namen Pessimist in veralteter Bedeutung erhalten. Ihn graut nicht vor dem Elend der Welt, und er sagt nicht einmal, daß es ein Elend sei. Er zeigt nur, daß das Leben nicht so groß, nicht so schön ist, wie die Menschen es sich vorzustellen lieben, und der Schmerz ist für ihn keine körperliche Qual, sondern nur ein Bewegungsvehikel. Es ist eine gesunde, lebenskräftige Weltanschauung, gegen die der Sozialismus bisweilen als Idealismus erscheinen kann, da er die Gesellschaft nach Wünschen und nicht nach Möglichkeiten umformen will.

Auf Johann indessen wirkte der Bericht über das System erfrischend. Es gab also ein System der Verrücktheit, und sein Bewußtsein war vorausgeeilt, als es den Verdacht hegte, daß die ganze Geschichte von geringer Bedeutung sei. Aber eine Weltanschauung fließt nicht auf einmal ganz und gar in ein Gehirn hinein. Es hinterließ auch hier nur gewisse Ablagerungen und einen Grundton. Als theoretischer Gesichtspunkt wurde sie noch von seiner religiösen, idealistischen Erziehung getrübt, verdunkelt von seinem angeborenen und ererbten Klassenhaß und von seinem Naturtrieb, das Gleichgewicht außerhalb seiner Person im Leben zu suchen. Wenn man Brot suchte, ist die Schwierigkeit, es zu erringen, groß, sucht man Ehre, ist der Widerstand ungeheuer. Die Ehre ist im Großen und Ganzen nichts, aber relativ für die kleinen Verhältnisse des Lebens bedeutet sie etwas Großes und Wünschenswertes. Das brgriffen die Spießbürger nicht und hatten manche vergnügliche Stunde, wenn sie ihn, den Pessimisten, nach Auszeichnungen sich abarbeiten sahen. Das fanden ihre Uhrwerksgehirne inkonsequent, weil sie nicht begriffen, daß die Ehre zwei Werte besitzt, einen absoluten und einen relativen.

4.

Der Redakteur.

(1873)

Die sechziger Jahre hatten mit schlechten Zeiten und schlechten Geschäften geendigt, aber mit dem Eintritt der siebenziger Jahre kam die gute Zeit mit guten Ernten, günstigen Konjunkturen für Holz und Eisen, allgemeiner erwachender Unternehmungslust bei dem sonst ziemlich lässigen Schweden. Buckle hatte dargethan, daß der Schwede und der Nordländer im allgemeinen unbeständiger sei, weil die Veränderlichkeit des Klimas der Arbeit starken Abbruch thut, so daß im Winter Landwirthschaft, Handel, Schiffahrt und Gewerbe aufhören, und die Menschen zum Müßiggang gezwungen werden, während der kurze Sommer eine fieberhafte Eile hervorpreßt. Darin liegt eine gewisse Wahrheit, denn der Schwede arbeitet ruckweise mit großem Eifer, läßt dann nach und fällt wieder in seine gewohnte Läßiigkeit zurück. Die günstige Zeit zu Anfang der siebenziger Jahre schien ihm zu Kopf gestiegen zu sein, so daß er von

dem damals in Deutschland und Oesterreich wütenden Schwindel ergriffen wurde. Die Eisenwerke erweiterten ihre Thätigkeit, kauften und bauten. Die Holzhändler hackten und sägten. Die Landwirte machten Hypothekenanleihen und brachen neues Land; Eisenbahnen wurden parallel an jeder Hausecke vorübergelegt; bisher unbenützte Reichtümer an Torf und Steinkohlen wurden ausgegraben, Aktien-Gesellschaften gegründet, oft in guter, bisweilen auch in minder guter Absicht. Man hat diese Zeit die Gründerzeit genannt. Die Aktien-Gesellschaft ist eine große, wohlthuende Erfindung und hat manche fruchtbare Unternehmung zustande gebracht, allein durch die Unverantwortlichkeit, die jede unpersönliche Verwaltung mit sich bringt, gab sie leicht zu einer Nachlässigkeit Veranlassung, vor der der Einzelne sich sehr hüten muß.

Durch einen Zufall wurde Johann plötzlich in eine Thätigkeit hineingeworfen, die es ihm gestattete, in der Nähe dieser ökonomischen Revolution zuzuschauen, die ihre Wirkungen bis weit in die Zukunft erstreckte und in der Krisis, die schließlich im Jahre 1878 ausbrach, ihren Rückschlag erhielt.

Eines Tages, als die Not ihren Höhepunkt erreicht hatte, erschien ein Delegirter des Roten Zimmers, sonst Jurist und Bankbeamter, bei Johann und fragte ihn, ob er, als schreibfähig, eine gute Idee zur Herausgabe einer Zeitung haben wolle. Das Interesse für das Versicherungswesen habe nämlich in den letzten Jahren in hohem Grade zugenommen, und die vielen verschiedenartigsten Versicherungsgesellschaften besäßen Agenten zu Tausenden im Lande, die einen selbstverständlichen

Abonnentenkreis der vorgeschlagenen Zeitung bilden würden. Johann antwortete der Wahrheit gemäß, daß er von derartigen Geschäften absolut nichts verstände. Der Freund wandte ein, daß er sich in kurzer Zeit hineinarbeiten könnte, und daß ihm außerdem ein Mathematiker und ein im Versicherungswesen sehr bewanderter Direktor zur Seite stehen würden, so daß er nur Herausgeber zu sein, die Artikel zu redigiren, die Korrekturen und den Druck zu besorgen habe. Nein, das wolle er nicht, denn in dem Falle wäre er nur ein Strohmann, und er könne nicht wissen, welche Aufträge man ihm übertragen würde. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, nach kurzer Zeit aber wieder aufgenommen. Jetzt bot man ihm Garantien. Die Gesellschaften hätten versprochen, das Unternehmen zu unterstützen, es handele sich also nicht darum, eine einzelne Gesellschaft zu stützen, sondern um die Beförderung des Versicherungswesens im allgemeinen. Er erbat sich Bedenkzeit, und da er keinen anderen Broterwerb hatte, so eröffnete er die Unterhandlungen. Die Garantien schienen verlockend, und bald bedeckte sich sein Tisch mit Büchern und Zeitungen, die er studiren mußte. Der Einblick, den er jetzt in das Geschäftswesen gewann, in den Zusammenhang der Versicherungsgeschäfte mit der Statistik, den Nativitäts- und Mortalitätsverhältnissen, der Massenarmut, mit Handel und Schiffahrt, lockte ihn zunächst. Hier wurden ihm die Augen geöffnet für die lebendige Arbeit, für allgemeinen Wohlstand und Glück, und er entdeckte ein Interesse in diesem Studium, das er früher nicht geahnt hatte. Zum ersten Male stieß er hier

auf den Arbeitersozialismus, der in sinnlosen Zügen dargestellt und als überflüssig bekämpft wurde, da man als Heilmittel bereits das Versicherungswesen besaß.

Aber Johann wollte das Unternehmen nicht eher beginnen, als bis er in das Wesen der Geschäfte eingedrungen war und ebensoviel wußte als sein Leiter. Daher nahm er die Mathematik wieder auf; er arbeitete sich durch Serien und Wahrscheinlichkeitsberechnungen durch, nach denen die Prämientabellen aufgestellt wurden. Als er sich orientirt fühlte, begann er die Probenummer zu redigiren Kritisch angelegt und fest entschlossen, die Augen wirklich auf alle Verirrungen gerichtet zu halten, begann er mit der Kritik einer entstehenden Gesellschaft, die die Prämien herabsetzen wollte und einen Anteil am Gewinn verhieß. Da der Aktienschwindel innerhalb des Versicherungswesens im Auslande in vollem Laufe war, und die Konkurrenz durch Herabsetzung der Prämien rücksichtslos betrieben wurde, ließ er einen Warnruf erschallen. Jede Herabsetzung der Prämien vermindert die Garantie der Versicherten und war demnach Schwindel. Für den Bestand der Zeitung war diese Warnung natürlich unklug, und es erhob sich eine natürlicherweise rücksichtslose Polemik, die in Beschuldigungen ausartete. Johann beteuerte, daß er die Frage unparteiisch beurteilen könne, da er weder Aktieninhaber noch Agent sei. Darauf erfolgte die Antwort, daß eine Aktiengesellschaft die Inhaberin der Zeitung sei u. s. w.

Die Thätigkeit des Redakteurs und der Erfolg der Zeitung erforderte es, daß er in eigener Person bei den Direktoren der Gesellschaften vorsprach, um sie zu inter-

viewen und Notizen von ihnen zu erhalten. Er begann bei der Seeversicherungsgesellschaft. Da dies nur wenige Jahre vor dem großen Krach war, wurde er mit Mißtrauen und Zurückhaltung empfangen. Man sprach von schlechten Zeiten, und die versprochenen Garantien wurden nicht sofort eingelöst! Man drehte sich und wand sich und gab Versprechungen — für die Zukunft. Von hier mußte er zur Börse.

Es war um die Mittagszeit, wo die Makler in voller Thätigkeit waren, als er zum ersten Male diesen summenden Kreis betrat. Zuerst hatte er ein Gefühl der Furcht. Was hatte er, der Poet, der durchgefallene Schriftsteller hier zu suchen? Man guckte ihn an, und er sah so unsicher aus wie ein Spion. Ein paar alte Bekannte unter den Kaufleuten lachten über ihn und fragten, was er hier eigentlich zu thun habe. Er wurde einigen Direktoren vorgestellt, aber frostig empfangen und mit Versprechungen abgespeist.

Zu gleicher Zeit fiel Johann die berühmte Rede Plimsolls im englischen Parlament in Bezug auf den Seeversicherungsschwindel, die Spekulationen mit alten Fahrzeugen und die maßlose Herabdrückung der Prämien in die Hände. Ohne sich zu besinnen, ohne die Folgen zu bedenken oder die Wunde, die er damit aufriß, beginnt er den Kampf mit den Seeversicherungsgesellschaften. Als er später die große Seeversicherungsaktiengesellschaft besuchte, in der die Direktoren ihre Sitzungen abhielten, mußte er ziemlich lange warten. Schließlich wurde er in das Zimmer der Direktoren eingelassen. Er stellte sich vor und fragte, ob sie auf seine Zeitung abonniren

wollten. Es wurde ganz still. Die Herren saßen mit niedergeschlagenen Mienen auf den Sophas. Endlich fragte der vollziehende Direktor die übrigen Herren nach ihrer Meinung. Sie antworteten unhöflich. Darauf verständigten sie sich, fünf Exemplare zu nehmen, obgleich sie vierzig zu nehmen versprochen hatten. Wenn Johann gewußt hätte, was er ahnte, daß er einen Kreis von zum Tode Verurteilten betreten hatte, die in dem Sturm Schiffbruch gelitten hatten, der im November, als er in Gothenburg war, gewütet hatte! Wenn er gewußt hätte, daß er in einem trüben Wasser gerührt, daß man ihn haßte und noch mehr fürchtete! Das erfuhr er aber erst später!

Die Zeitung, theuer gedruckt, sorgfältig redigirt, erschien zweimal monatlich. Es war eine ziemlich schwere Arbeit, die Materie zu studiren, zugleich die Artikel für die Zeitung zu schreiben, den Druck zu besorgen, Correktur zu lesen und zu expediren. Dazu kamen Ausgaben für den Laufjungen, Postporti, lithographische Arbeiten, Fahrten zur Druckerei, die sehr entfernt auf dem Söder lag, Zeitungslitteratur und Bücher. Während der Zeit mußte er auch standesgemäß leben, anständig gekleidet sein, Druck, Papier und Annoncen bezahlen; ferner schrieb er sich für seine Thätigkeit als Redakteur, Korrektor und Expedient eintausend Kronen gut. Er sah sehr bald ein, daß dies Unternehmen durchaus nicht rentiren würde, aber er verließ sich auf die Garantien, die sich mit dem Erscheinen der Zeitung schon einstellen würden. Unerschrocken ging er weiter, obwohl er fühlte, daß ihm der Boden unter den Füßen wankte.

Das „Rote Zimmer“ blühte, und neue Mitglieder fanden sich ein, jetzt hauptsächlich aus dem Handelsstande. Johann sah ihre Gesellschaft gern, denn es waren Männer der Wirklichkeit. Am meisten setzte es ihn in Erstaunen, unter ihnen mehr wirklich moderne und aufgeklärte Geister zu finden als unter den Gelehrten. Sie waren gebildet und lebten in dieser Welt, ohne sich um den Himmel und andere Luftgebilde zu kümmern. Sie waren befreit, ohne Buckle oder Hartmann gelesen zu haben, so daß Johann im Ernste daran zweifelte, ob die Bücher die Menschen oder die Menschen die Bücher machten. Sie lasen nichts weiter als Zeitungen; allerdings stand in den Zeitungen ja alles. Hier wurden alle Fragen diskutirt, hier wurde Tag für Tag jede faktische Reform besprochen, hier wurde die Weisheit der Bücher stückweise verkauft. Und diese Menschen besaßen so viel Talent! Ein Buchhalter war ein Virtuose auf der Violine und kannte die ganze Musiklitteratur. Ein anderer spielte genial Klavier, ohne es gelernt zu haben. Ein dritter improvisirte Verse. Bei ihnen befanden sich auch originelle Anlagen, die sich mit bloßem Vortrage nicht begnügten. Durch diese Männer wurde Johann in zwei Häuser eingeführt, in denen er die Verachteten achten und die Geachteten verachten lernte. Der eine Zusammenkunftsort war bei einem Maler, einem Wittwer, der mit seinen beiden Söhnen, die Kaufleute waren, zusammenwohnte. Hier wurde einmal bei einer Abendunterhaltung von den Professoren der Malerakademie ein Stück gegeben. Die jungen Leute hängten ein paar Zeuglappen auf und arrangirten so eine Bühne. Die Idee zum Stücke war

beim Glase Punsch am vorhergehenden Abend aufgeworfen worden. Die Rollen wurden verteilt, die Kostümirung bewerkstelligt, und nun galt es nur, auf die Bühne zu treten und zu spielen. Aber das sind ja Genies, da sie zugleich dichten und spielen. Und sie waren es auch. Obgleich das Stück einen burlesken Charakter hatte, mußte man doch auf das Stichwort antworten. Es muß hinzugefügt werden, daß diese jungen Leute vom aufgeweckten und begabten Stamm Israels waren, denn ein so lebhafter Esprit fehlt dem Schweden, der nebenbei auch ein schlechter Redner ist. An einem andern Abend bei Gelegenheit eines Geburtstages sollte vor einem Publikum von Großkaufleuten und Bankdirektoren gespielt werden. Johann sollte ein Stück, das der Gelegenheit angepaßt war, zusammensetzen. Und er setzte ein Stück zusammen, das allerdings für den Augenblick geeignet war, aber das vornehme Publikum nicht amüsiren konnte. Das dreiaktige Stück handelte von einer Anzahl herabgekommener Künstler, die eine Aktiengesellschaft gründen wollen. Die Gesellschaft kommt zustande und hat den Zweck, das Fortkommen junger Genies in der Welt zu sichern. Der Grundsonds und der Reservefonds, die von zwei angemalten Garderobethüren und der großen Studirmappe des Künstlers dargestellt wurden, enthielten drei Billets nach Newyork auf der White-Star-Linie. Die Gesellschaft geht nicht, die Direktion erhebt die Fonds und will verschwinden. Aber nun wird die Entdeckung gemacht, daß auch die Billets nicht garantirt sind. Die letzte Szene stellt den ausführenden Direktor dar, der sich vom Büreaudiener der Gesellschaft einen

„Dinerzuschuß“ leiht. Als der Vorhang fiel, hatte das Publikum bereits nach seinen Röcken gegriffen. Ein Direktor, der die Treppe noch nicht hatte hinablaufen können, wurde im Flur aufgefangen und dankte für den angenehmn Abend, indem er versicherte, daß das Stück sehr amüsant, aber ein bischen „sehr lang“ sei.

Hiernach war die Redakteurschaft Johanns so unpopulär wie nur je, und er fühlte, daß die Stunde der Krisis herannahte. Geschäftsmenschen sind ernste Leute und thun, als ob sie Satire nicht verständen.

Der zweite Versammlungsort war bei einem reichen Kaufmann, der unterhalten sein wollte. Da er ausgezeichnete Diners zum besten gab und nebenbei liebenswürdig war, ließ man sich nicht lange bitten. Hier entwickelte sich viel Talent; man hielt Reden beim Dessert und sprach improvisirte Verse; und was noch toller war, man komponirte aus freier Hand Jubelouverturen für Klavier und Streichinstrumente. Auch dieses Haus gehörte zu Israel, und man bewegte sich hier freier, wie es Johann schien, als unter Landsleuten mit religiösen, politischen und sozialen Vorurteilen, die einander neidisch bewachten und ihre soziale Stufenleiter immer mit sich führten. Hier dagegen traf man sich auf neutralem Boden; der Lieutenant von der Garde und der Handelsagent oder Probenreiter, wie er genannt wird; der Künstler ohne Namen und der Professor, der Bankdirektor und der jüngste Komtorist, der Doktor und der Buchhandlungsgehilfe. Da brennende Fragen noch nicht entstanden waren, blieb das Gesellschaftsleben ungestört, man sang,

tanzte, scherzte und spielte, mit einem Worte, man benutzte die schönen Künste zu dem Zwecke, dem sie dienen sollten: zum freien Spiel in Stunden der Ruhe und nicht zum Handwerk, zur Beförderung des Ehrgeizes oder zur Handelsware.

Johann fühlte sich in diesem demokratischen Kreise sehr wohl und bildete sich eine etwas idealisirte Vorstellung von den Kaufleuten, die er in einer historischen Figur zusammenfassen wollte. Zu diesem Zwecke wählte er zunächst Jacques Coeur, den Finanzminister Karls VII., in dessen Person er den Spießbürger verherrlichen wollte, dessen ungerechte Geringschätzung durch die Gelehrten zurückzuweisen er sich berufen fühlte. Später spukte ihm Lorenzo di Medici im Kopfe herum, der Kaufmann, Gelehrter, Künstler, Schriftsteller und Staatsmann war, aber unangenehme persönliche Erfahrungen mit den Kaufleuten ließen ihn seinen Entschluß ändern, und als er schließlich den Sozialismus beim Hinterbein ergriffen hatte, wollte er die ganze Klasse sofort als unnötig ausstreichen, was ja wohl übereilt gewesen sein mag.

Um diese Zeit lernte er bei seinen Illusionen von der Ausdehnung der Zeitung Geld von der Bank leihen. Der Redakteur als Entleiher, der Lieutnant und der Hofmann als Bürgen, das ging vortrefflich. Der Anfang war schüchtern, achtzig Kronen auf seinen Teil, die nach jedem Halbjahre mit einem Fünftel abgezahlt werden mußten; aber die Freunde entdeckten bald, daß es mehr Banken gäbe, und nun wuchs die Lawine. Geliehene Gelder haben die seltsame Eigenschaft, davonzufliehen; in der Phantasie wächst die Zahlungsfähigkeit, die Ver-

fallzeit scheint so unendlich entfernt, der redliche Wille wird durch die Hoffnung genarrt, und eines schönen Tages ist man kein ganz ehrenhafter Mann mehr.

Wenn man ein Darlehen erhält, dann müssen so viele Schulden bezahlt, so viele Freunde unterstützt werden. So viele ausgebliebene Diners und Soupers müssen dann nachgeholt werden; man hat eine Schuld gegen sich selbst, man hat eine Forderung an seine Person. Bei solchen Gelegenheiten gab es für die nicht zahlenden Mitgliedern des „Rothen Zimmers" offene Tafel. Hierauf wurde im Pianinozimmer, wobei Musik mit Scherz und gelehrten Gesprächen abwechselte, Versammlung abgehalten.

Bisweilen wurden kleinere Abendsitzungen im Wachtzimmer der Artilleriekaserne veranstaltet, wenn der Lieutenant der Gesellschaft du jour hatte. Dabei war es eigentümlich zu beobachten, wie die heimlichen Feinde der bestehenden Gesellschaft die hier aufgehängten Säbel und Helme betrachteten und befingerten. Man fühlte sich unter dem Schutze der Macht sicherer, und man fürchtete, die Säbel an den Wänden sich bewegen zu sehen. Wenn man das „Werda" der Wache hörte oder das Klirren der Sporen, so fuhr man wie erschreckte Schuljungen zusammen und fürchtete, den Major oder einen andern hohen Herrn eintreten zu sehen. Wenn dann aber der Punsch gebracht wurde, zog wieder Ruhe in die Gemüter, ein. Eines Abends machte der Sergeant die Meldung daß Feuer ausgebrochen sei.

„Zur Hölle mit Euch!" — lautet die Ordre, und in einem Augenblicke ist das Wachtzimmer leer.

Als die Gesellschaft später den Lieutenant an der Spitze seiner Truppe zu Pferd ausrücken sah, wagte sie nicht, über ihn zu lachen. Er, mit dem man sonst seinen Scherz trieb, und der sich selbst in seiner Eigenschaft als „Idiot“ geehrt fühlte, mit Künstlern und Talenten zu verkehren, stand jetzt über ihnen. Das ist die Philosophie der Uniform. Der Rock und die archaistischen Attribute der Macht wirken auch a..f den Skeptischsten unwiderstehlich. In Gesellschaft einer Uniform auf der Straße werden einem Grüße zu Teil, die einem sonst nicht geschenkt werden, und besonders die Kaufleute liebten es, sich mit dem „Goldriemen“ bei ihren Diners auf Hasselbacken zu zeigen. Sie wurden dann besser b:dient.

„Das heißt Kartusche, Du Hammel!“ — berichtigte der Lieutenant und zeigte ihnen dadurch offen, daß er den Charakter der Einladung zu würdigen verstand.

Bei solchen Festen durften Pelle oder Mans nicht zugegen sein. Aber der Kartuscheriemen kam den Kaufleuten teuer zu stehen, denn er hatte die üble Gewohnheit, auch gleichzeitig Geld von ihnen zu leihen, eine Gewohnheit, die allerdings nur der Deckmantel eines großen Elends war, einer falschen Stellung, die nur mit Mühe aufrecht erhalten werden konnte und oft die Veranlassung zu tragikomischen Scenen bildete.

Es war am Tage vor der Krönung Oscar II., als Johann um die Mittagszeit den Hofmann besuchte. Er saß gerade vor einem Packet, in dem seine Uniform (die kleine Hofuniform) soeben aus dem Leihamt gekommen war. Mit einem nassen Handtuch suchte er die Falten

herauszubringen und scheuerte an dem Gold seines Dreimasters, als der Lieutenant im Sturmschritt eintrat.

— 'Raus mit Eurem Gelde! Ach so, Du hast Deine schon! Ich muß bis morgen früh um acht Uhr meine Paradeuniform haben, sonst bin ich verloren.

— Bist Du denn auch bei der Krönung dabei?"

Auch? Willst Du denn mit?"

Ich stelle die Wache in Logårn.

— So! Aber damit ist mir nicht geholfen. 'Raus mit Eurem Gelde!"

Vor zwei Uhr, um welche Zeit das Leihamt geschlossen wurde, konnte nicht genügend Geld beschafft werden. Außerdem konnte der Lieutenannt selbst die Angelegenheit nicht arrangiren, das mußte Johann übernehmen. Er suchte einen Beamten in dessen Wohnung auf und bat ihn, Bündel Nummer so und so zu morgen früh bereit zu halten, damit es um sieben Uhr gegen eine Gratifikation eingelöst werden könnte. Darauf wurde eine Razzia nach Geld veranstaltet. Um die sechste Stunde stieß man auf einen Bankbeamten, der die Summe vorstreckte und in seinem Entzücken, das Sinnbild der Königswürde durchschaut zu haben, sie zum Souper einlud. In seiner Freude, gerettet zu sein, und um gewissermaßen den minder glänzenden Eindruck zu verwischen, den seine Tranzaltien hervorgerufen hatte, bezahlte der Lieutenant den Kaffee.

„Jetzt lasse ich Dich nicht los," sagte er zu Johann, „jetzt folge ich Dir, wohin Du gehst." Ich lege mich auf die Diele Deines Zimmers, mit der Uhr in der

Hand setze ich mich auf einen Stuhl an Deinem Bette. Und betrinke Dich heute nicht zu sehr.

Inzwischen wurde der Kaffee ausgetrunken und nun tüchtig gekneipt. Dann ging man zu Mädchen.

„Du mußt mir etwas Geld leihen!“ — sagte Johann — „bis morgen früh, da Du den Fond doch einmal berührt hast. Ich weiß schon, woher ich's wieder nehme.“

In seinem Rausch gab er das Geld. Als die Uhr fünf schlug, fühlte Johann einen kräftigen Arm, der ihn aus dem Bette hob.

„Du, auf! Auf, auf, auf, zum Teufel, es ist fünf. Wenn Du das Geld nicht schaffen kannst, bist Du ein Mann des Todes.“

Er zog seinen Säbel und schwang ihn über dem Kopfe des Schlaftrunkenen.

Nun entstand ein Rennen durch die ganze Stadt, denn die Haustüren waren zum Teil noch nicht geöffnet. Endlich war es Johann gelungen, die verlangten siebenzehn Kronen aufzutreiben, und nun ging es zum Leihamt. Das Bündel wurde in eine Droschke gepackt und der Lieutenant aus dem Basacafé geholt.

Als sie in dessen Wohnung in der Regeringsgata angelangt waren und die Kleider aufgebunden hatten, zeigten sich dieselben in einem so zerknülltem Zustande, daß jede Hoffnung schwand. Außerdem waren sie zu eng, und der Waffenrock ging am Halse nicht zu. Die Minuten waren kostbar, denn in einer halben Stunde mußte das Opfer beim Major sein.

Nachdem er die Uniform angezogen hatte, nahm Johann eine Haarbürste, tauchte sie in reines Wasser und besprengte Rock und Hosen, worauf er die Falten, so gut es sich machen ließ, ausbürstete. Die Uhr schlug! Noch eine viertel Stunde, und jede Rettung war vergebens.

Der arme Mann lief so, wie er war, davon, hinaus auf die Straße, in den schönen Maimorgen hinein und sah aus, als ob er direkt aus den Regen gekommen wäre.

Des Abends traf Johann Pelle und Mans im „Roten Zimmer."

„Nun, habt ihr Jean und Ludwig gesehen?"

„Ja gewiß," — grinste Pelle. — „Jean hatte den Helm über die Augen und saß im Wichs auf einem schwarzen Pferde, und Ludwig ging mit Degen und Dreimaster und kommandirte die Lakaien."

Und in den Zeitungen lasen sie von dem glänzenden Zuge, von den prächtigen Uniformen, von der Militairparade! Es wäre ein unvergeßliches Fest gewesen, stand in der Zeitung, das sicherlich ein Andenken hinterlassen würde! Und so war es auch thatsächlich, denn Johann konnte seitdem keinen königlichen Aufzug mehr sehen, ohne an das Leihamt zu denken.

5.

Seelennot.

(1873.)

Mit dem Eintritt des Sommers reiste Johann wieder auf die Insel in den Schären hinaus, wo er vor zwei Jahren als Student gewohnt hatte. Als er jetzt diese Landschaft wiedersah, wo er von einer anderen Zukunft geträumt hatte, fühlte er sich seinem augenblicklichen Ich gegenüber fremd. Aber er vermochte nicht zu entscheiden, ob er sich in der Entwickelung oder im Rückschritt befand. Hier, in derselben Stube, in der er jetzt die Zeitung redigirte, hatte er „Der Abtrünnige“ gedichtet. Er fragte sich, ob seine gegenwärtige Arbeit so nützlich sei, daß sie die Bedürfnisse seiner Seelle erfüllen konnte. Ist es Idealismus, daß er darauf antworten mußte, er sei von seinem Berufe herabgestiegen?

Auch eine andere Gesellschaft stand ihm zur Seite. Ein Bankbeamter, der seine Stellung aufgegeben hatte, um sich zum Abiturientenexamen vorzubereiten, und ein alter Runabruder, dessen Anschauungen er für antiquirt

hielt. Aron, so hieß der angehende Student, besaß eine rege Intelligenz, das war keine Frage, aber es gab zwischen ihm und Johann Klassen-Differenzen, die sie einander fremd machten. Der Kaufmann war Aristokrat; aber Besitztum galt ihm als Grenzmal zwischen den Klassen; er hatte sich von einer Menge von Vorurteilen frei gemacht, aber einen Haufen von Autoritäten beibehalten, eine Menge kleiner Freimaurerzeichen im Zusammenleben bewahrt, die die Oberklasse erfunden hatte, um die Ihrigen zu erkennen; er hielt auf Vornehmheit, auf Formen. Ein kleiner Betrug thut nichts, wenn er nur vornehm begangen wird; eine verletzende Beschuldigung wird verziehen, wenn sie nur in eine schickliche Form eingekleidet wird. Die Bauern, mit denen Johann sich duzte und vertraulich verkehrte, hielt er für niedrige Tiere, und arme Leute verachtete er. Mit Mans und Pelle hatte er verkehrt, weil in diesem Umgang Originalität und „Stimmung“ lag, wie er sich ausdrückte. Noch niemals hatte Johann ein so ausgebildetes Bewußtsein von Race-Ueberlegenheit gesehen, und er merkte bald, daß Feuer und Wasser zusammengetroffen waren. Am Abend des Mittsommerfestes wurde in der Stube nach einer Ziehharmonika getanzt. Aron nahm die starkgebauten und häßlichen Mädchen um die Mitte und drehte sich mit ihnen im Tanz. Aber bald hatte er es satt bekommen und betrank sich gegen seine Gewohnheit. Darauf lief er verzweifelt aus der Stube und auf einen Hügel. Johann folgte ihm, um ihm zu helfen.

„Ach“, — schrie er, — „das ist ja entsetzlich! Mit solchen Kühen muß ich tanzen, und ich hätte jetzt auf

Skärjätra sein können, hätte mit meinem entzückenden Mädchen in feinen Sommerkleidern nach dem Klavier tanzen können. Du hast die Rosa nicht gesehen, Du! Oh! Wangen wie Sammt, Hände wie Lilien und diese Arme! Aber das hier ist ja Erniedrigung!" — Er weinte.

Johann konnte darauf nicht antworten. Seine aristokratischen Gefühle hatten niemals diese Richtung genommen, denn nach seiner Meinung waren alle Menschen im Grunde genommen ungefähr gleich, die Racen-Differenz konnte nicht so groß sein, da der Sohn eines Bauern ein Genie werden konnte. Er suchte nach einer Erklärung und glaubte vor einem Rätsel im geheimen Reiche der Seele zu stehen. Wie konnte dieser junge Mann sich so hoch über diesen Mädchen fühlen, die zwar grob gebaut, in Folge von zu schwerer Arbeit schief und krumm waren, aber dennoch Seelen mit recht feinen Gefühlen besaßen. Johann hatte auf dem Boden einen Liebesbrief gefunden, den eins dieser Bauernmädchen geschrieben, einen Brief, der von geadelten Gefühlen, von einer Empfindungsfähigkeit und einer Ursprünglichkeit zeugte, die der Rosa sicherlich fremd war. Wie kam Aron dazu, sich ihnen gegenüber vornehm zu dünken und sie mit Kühen zu vergleichen? Sein Vater war ein armer Weber gewesen und zu Reichtum gelangt; er selbst hatte auf einem kaufmännischen Kontor begonnen und dann eine Stellung in einer Privatbank gefunden. Ihm steckten demnach die Geburtsvorteile nicht zahlreicher Generationen in den Knochen. Aber er hatte gut gelebt, fein gegessen und feine Kleider gehabt.

Sind dies Eigenschaften, die einen Klassenunterschied schaffen wie die Bildung? Wahrscheinlich! Oder betrog ihn in diesem Falle sein ästhetischer Sinn? Sicherlich, denn der Schein der Schönheit hat schon manchen vorher und manchen nachher genarrt! Aber er mußte doch auch ein schlechter Menschenkenner sein, da er unwissende, leere Puppen über tüchtige Seelen setzte. Johann hatte einmal im Sturm mit einem Knecht und einer Magd gesegelt und in der Seenot das mutige, in ihrem Fache überlegene Mädchen bewundert. Sie besaß also große und in ihrem Leben hervorragende Eigenschaften, die allerdings im Leben gebildeter Herren keinen Wert hatten. Weshalb mußte sie schlechter sein, weil sie ihnen nicht gleich war?

Im Zusammenleben trat eine Disharmonie ein, aber man vermied jeden Ausbruch.

Indessen übten die Landschaft und die Erinnerungen eine solche Wirkung auf Johann aus, daß er an der Redaktion der Zeitung Unlust empfand. Die Gedanken arbeiteten, und das Bedürfniß zu dichten, drängte sich ihm auf; aber er hatte den Mut verloren. Außerdem befand sich seine Seele in einem solchen Zustand des Schmelzens, daß er keinem Gedanken eine Form geben konnte. Er nahm daher die Malerei wieder auf, aber vor der Natur gelang ihm nichts. Er fand die Farben der Landschaft banal und wollte etwas anderes geben, das schöner war als diese ewig wiederkehrenden Stimmungen und Beleuchtungen, die auf einige wenige Formeln zurückgeführt werden konnten.

Die alten Gedanken standen wieder auf und die nie ruhende Frage, ob man die Bildung nicht demokratisiren, den Klassenunterschied nicht aufheben und die Gleichheit der Menschen nicht erstreben könne, um Frieden und Glück auf Erden zu verbreiten. Aber jetzt weckte jeder Gedanke sein Gegenteil, und alles löste sich in einem endlosen Widersinn auf.

Seine Aufzeichnungen aus dieser Zeit geben eine Vorstellung von seinen seelischen Kämpfen und von seinem ständigen Triebe, die Widersprüche des Lebens zu lösen. Sie enthalten das ganze Programm seiner zukünftigen Schriftstellerei und beweisen gerade durch diese Widersprüche, daß die Vorarbeit des menschlichen Gedankens noch nicht geleistet war, um die Fragen lösen zu können. Der Kerngedanke schien zu sein: man behauptet, das Geschlecht schreite vorwärts, aber die Individuen entarten, werden Maschienenteile, nervös, unglücklich und zeigen die Unmöglichkeit, im Leben auszukommen. Müßte man nicht mehr an das Individuum denken und vollkommene Menschen zu machen suchen, anstatt ein vollkommenes Geschlecht, mit idiotischen Individuen? Die Bildung, die Kunst müßte demokratisirt und in das Leben verwebt werden; jeder Mensch müßte Handwerker, Familienvater, Künstler, Dichter, Geistlicher und Staatsmann sein, also ein vollkommener Mensch. So ungefähr wollte er es haben!

Dies ist das Geheimniß seiner später so schlecht verstandenen, verrufenen und entstellten Angriffe auf die Kultur. Die Kultur, so sagte man, beruhe ja gerade hauptsächlich darauf, daß die Individuen Maschienenteile

seien. Dann fort mit der Kultur, meinte Johann, dann laßt uns wenigstens ganze Maschinen sein! Wie kann ein Geschlecht, das aus Individuen besteht, glücklich sein, wenn seine Teile, die Individuen, unglücklich sind? Und wie kann eine Gesellschaft Bestand haben, wenn ihre Glieder durch Klassenunterschiede, Klasseninteressen und daraus folgende ewige Mißverständnisse gesondert sind? Gerade diese detaillirte Arbeitsteilung macht jede Reform unmöglich, weil die Menschen verschiedener Klassen einander nicht verstehen, weil ihre Urteile durch widersprechende Interessen gefärbt sind. Was ist dieses „Ganze“, das vorwärts gehen soll, wenn die einzelnen Teile sich verschlechtern? Was für ein Babel ist die moderne Gesellschaft, in der man soviele Sprachen spricht, daß das Ende vom Liede eine Sprengung werden und jeder seinen eigenen Gang gehen wird? Ein englischer Philosoph hat leider die Entwickelung als gleichbedeutend mit der Evolution vom Gleichartigen (homogeneity) zum Ungleichartigen (heterogeneity) charakterisirt. Das ist nur eine Erklärung der Entstehung und der Natur der Verrücktheit, aber es ist kein Beweis dafür, daß das Verrückte klug sei. Ein französischer Philosoph ist weniger philosophisch, aber scharfsichtiger gewesen, denn er faßte die Krankheitserscheinung als einen Antagonismus der Interessen auf in folgenden Sätzen:

„Ueberall sieht man jede Klasse daran interessirt, den anderen Böses zu schaffen, weil das Einzelinteresse im Gegensatz zum Kollektivinteresse steht.

„Der Gesetzkundige hat ein Interesse daran, daß in

allen wohlhabenden Familien Zwietracht entsteht und dadurch gute Prozesse hervorgerufen werden.

„Der Arzt kann seinen Mitbürgern nichts anderes wünschen als gute Fieber und schöne Katarrhe.

„Der Soldat wünscht einen schönen Krieg, der die Hälfte seiner Kameraden tötet, damit er ein gutes Avancement hat.

„Der Getreidekäufer will eine gute Hungersnot, die die Brotpreise um das Zehnfache und noch mehr steigert.

„Der Weinhändler wünscht einen guten Hagelschlag auf die Weinernten.

„Der Architekt, der Maurer und der Zimmermann wünschen eine gute Feuersbrunst, die einige hundert Häuser in Asche legt.

„Die menschliche Gesellschaft führt die Menschen mit Notwendigkeit dahin, sich gegenseitig zu hassen im Verhältniß zu ihren sich kreuzenden Interessen, sich einerseits gegenseitig offen Dienste zu leisten, dafür aber im Geheimen so viel als möglich Schaden zuzufügen."

Diese Interessen, so gut als möglich zu vereinigen, ist die Aufgabe des Sozialismus; und sie beginnt damit, die oberen Klassen zu beseitigen, wodurch der Klassenunterschied vermindert wird. Was er sonst noch beabsichtigt, ist durch die bekannten, einschlägigen Schriften allen zugängig gemacht. Johann aber suchte nach seinem Sinne eine Lösung, deren Wert bis auf weiteres unentschieden bleiben mag.

Der elfte Juli hatte für die Chronik des Roten Zimmers eine besondere, fatale Bedeutung erlangt. An diesem Tage sollte nämlich die erste Abzahlung auf das Reichsbankdarlehen stattfinden. Schon im Anfang des Sommers hatte der gewöhnliche Abschiedsgruß gelautet: Vergiß den elften Juli nicht! Am neunten hatte Johann seinen Anteil nebst dem Schuldschein an den Lieutenant geschickt, der das Darlehen umschreiben sollte. Am zwölften atmete er auf wie nach einer Gefahr. Aber am fünfzehnten erhielt er einen großen stattlichen Brief mit einem roten, kolossalen Siegel. Er enthielt die Nachricht von dem Bevollmächtigten der Reichsbank, daß das ganze Darlehen, weil nicht umgeschrieben, bei Gefahr der Pfändung zur augenblicklichen Zahlung verfallen sei. Die Freunde hatten also versagt! Am selben Tage kam der zweite Bürge zu ihm, um ihm zu verkünden, daß Alles hoffnungslos sei. Freund Jean sei insolvent, habe in seiner Not Johanns Anteil geräubert und könne die Sache nicht ändern.

Zugleich kam eine Rechnung aus der Druckerei für die Zeitung mit der Drohung, daß die Zeitung nicht länger gedruckt werden würde, wenn er nicht Zahlung leisten würde. Die Summe betrug 800 Kronen. Johann schrieb nun an die Gesellschaften und ersuchte auf das Bestimmteste um die versprochenen Garantien. Sie blieben aus. Da packte ihn ein gastrisches Fieber. Seine Phantasien bewegten sich um ein großes Haus und ein rotes Siegel. In den nassen Flecken der Decke sieht er den Bevollmächtigten der Reichsbank mit

den Insignien des Gesetzes, dem Schwert, der Wagschaale und den Fascen.

Schuldig! Hörte er eine Stimme in sich und außer sich! Schuldig der Bank der Nation! Furchtbare Gläubiger, eine ganze Nation. Er hatte das Geld des Volkes verbraucht und seine Vertreter betrogen. Er wollte sich damit verteidigen, daß er den elften Juli stets in Gedanken gehabt, daß er seinen Anteil abgeschickt und keinen Menschen hatte betrügen wollen! Es half ihm Nichts, die Gewissensqualen wüteten. Das Bett war von Schweiß durchnäßt, und um trocken zu liegen, mußte er sämmtliche Betten hinauswerfen. Dann sammelten sich andere Schatten um sein Fieberlager. Die Abonnenten und der Buchdrucker und hinter ihnen der Postdirektor, der die Staatsgelder einkassirt hatte und nun seine Verpflichtungen nicht erfüllen konnte. Vergebens gab er den unsicheren Garantien der Gesellschaften die Schuld, vergebens beteuerte er seinen guten, aber schwachen Willen! Die Gläubiger bewachten ihn Tag und Nacht! Sie besaßen ja Stücke seines Körpers, der mit ihrem Gelde verpflegt worden war; sie besaßen Teile seiner Seele, die von diesem verpfändeten Körper genährt wurde. Warum gab es die gerechte und billige Strafe der Schuldhaft nicht mehr? Die Gläubiger besaßen ja den Körper, den sie gefüttert hatten; warum sollten sie ihn nicht ins Gefängnis setzen dürfen? Er wollte eine reelle Strafe haben; sie sollte das Gleichgewicht wieder herstellen; sie sollte die Gewissensqualen lindern.

Seine Energie erwachte wieder, er wollte aufstehen, gesund werden, in die Stadt fahren und etwas vornehmen.

Eines Mittags, als die Kameraden badeten, stand er aus dem Bette auf, taumelte, in eine Decke eingehüllt, zum Ufer hinab und warf sich ins Wasser. Er stieg heraus und verfiel wieder in Fieberphantasien. Die Kameraden zeigten dem Kranken eine beispiellose Gefühllosigkeit. Sie kamen und gingen in das Krankenzimmer schlugen die Thüren hart zu und zankten sich im Zimmer Bisweilen bat er sie um einen Rat, um ein Wort zum Trost. Sie lachten über seine Gewissensskrupel und meinten, er solle sich die Geschichte nicht so sehr zu Herzen nehmen. Sie sahen nur die Folgen. Eine gerichtliche Klage würde keinen Zweck haben, da er Nichts besaß.

Da Johann durch die Krankheit, die sein Gehirn um und um gekehrt hatte, seine Gedanken nicht in Ordnung bringen konnte, stiegen alte Ideen wieder in ihm auf. Einen Gott als Urheber hatte er niemals ausgelöscht, wenn er ihn auch nicht anrief. Er suchte eine Ursache für sein Unglück, und da die Religion ihn gelehrt hatte, Alles außer sich anstatt in sich zu suchen, so dichtete er sich einen bösen Gott, der die Geschicke der Menschen lenkte Alte und neue Erinnerungen an Ormuz und Ahriman stiegen in ihm empor, und bald hatte er ein System fertig. Es erschien ihm so einfach, daß diese Welt der Lüge, des Betrugs und der Schmerzen von einer bösen Macht regiert sei, der der Höchste die Gewalt überlassen hatte. Er kämpfte also gegen den bösen Gott, und der gute Gott saß da, die Hände im Schooß, und sah zu. Diese Fieberreligion hing ihm lange an und war ihm eine Art von Trost, weil sie ihn für die Kämpfe, in die er durch seinen Mangel an Voraussicht geraten war, unverantwortlich machte.

Als er die Krankheit überstanden hatte, befiel ihn als eine Folge derselben das Wechselfieber, und diese Krankheit begleitete ihn viele Jahre hindurch, untergrub seine Kräfte, raubte ihm Mut und Lebenslust und verleidete ihm das Leben.

Er verfaßte nun ein Cirkular an die Gesellschaften, in dem er anzeigte, daß die Zeitung aus Mangel an Mitteln zu erscheinen aufgehört habe. Sie habe sich nicht rentirt, und darum sei sie eingegangen. Auf dieses Rundschreiben hagelte es scharfe Briefe, und er hatte Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Sein Vermögen war zu Ende, Existenzmittel fehlten ihm, und sein Leben war bedroht. Jetzt wollte er sich das Leben nehmen.

An einem stürmischen Nachmittage nahm er ein großes Segelboot, takelte es und segelte allein nach Dalarö, um noch einmal mit einem Runabruder zusammen zu sein der ihm sehr sympathisch war, den er aber lange nicht gesehen hatte. Die Fahrt war mühsam, da er allein zwei Segel und Ruder bedienen mußte. Als er ans Land gekommen war, suchte er den Kameraden auf; sie aßen und tranken, aber das Gespräch wollte nicht so in Fluß kommen, wie Johann es gewünscht hatte. Er wollte in Spöttereien, im Hohn und in Verwünschungen über die Erbärmlichkeit des Lebens schwelgen, aber Rejd hatte nicht die Erziehung des „Roten Zimmers“ genossen und gab keine Resonnanz Er hate den Idealismus durch einen spießbürgerlichen, nüchternen Blick für die Realität des Lebens ersetzt. Unzufrieden und enttäuscht stand Johann vom Tische auf, ohne daß es ihm gelungen wäre, sich auch nur einen Rausch anzutrinken, und so ging er wieder mit seinem

Boote aus. Der Wind blies recht scharf, und es war dunkel. In schneller Fahrt schoß das Boot über das Wasser. Es lag nach der Seeseite über, so daß das Wasser darüber hinwegspülte. Er machte ein Segel fest, setzte sich auf die Seeseite und wollte das Boot kippen lassen. Aber als er die schwarzen Massen, dunkel und kalt wie der Hauch des Todes, luvwärts heranbrausen sah, sprang er auf die Luvseite hinüber, legte den Stoven gegen den Wind und machte die Schotborns fest. Der Selbsterhaltungstrieb war größer als die Todeslust, und jedesmal, wenn das Boot kippen wollte, rettete er sich. Als er schließlich Ornö passirte und das eiserne Kreuz erblickte, das zur Erinnerung an einige Ertrunkene hier errichtet worden war, hatte er eine heftige Furcht, daß das Boot kentern würde. Bald sah er den Schein des Lichtes in den Hütten und sehnte sich, wieder von Wärme umgeben zu sein.

An das Land gekommen, empfand er eine starke Lust zu leben und fühlte, daß ihm noch ein großer Fonds von Kräften geblieben sei. Als er die Stube betreten hatte und die Haushälterin allein im ganzen Hause fand, weil die Kameraden zur Stadt gefahren waren, steigerte sich seine Lebenslust. Drei Tage lang lebten sie, ganz allein im ganzen Hause, wie Verheiratete, und Johann fühlte sich wieder aufleben. Ein unsichtbares Band entstand zwischen ihnen, und da sie die einzige Person gewesen war, die ihm während seiner Krankheit Teilnahme erwiesen hatte und jetzt freundlich und zuthunlich war, so gewann er sie so lieb daß er sie Tage lang ansah, mit ihr sprach und allen ihren Bewegungen folgte.

Die Leidenschaft mischte sich in seine Neigung, und bald fühlte er sich mit stärkeren Banden an dieses Weib gefesselt, als er je gewollt hatte, mit Banden, so stark, daß es fast um ihn geschehen war, als sie sich bald darauf einem Anderen ergab. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, und die Eifersucht wütete in der alten Weise. —

Was ist Eifersucht? Der Weise sagt: das Gefühl des Eigentumsrechtes, Haremsvorstellungen. Ja, aber wie kann dann ein Weib eifersüchtig sein, das die Männer weder im Harem gehabt noch als Eigentum besessen hatte. Verletzte Eigenliebe, sagt ein Anderer. Zum Teil, das muß man zugeben, aber eher doch verletzte „Nächsten"-Liebe.

Johann hielt sich zunächst für den Gegenstand eines Verrats. Sie hatte ihm Versprechungen gegeben und nicht gehalten. Ferner fühlte er sich, weil übergangen, gekränkt. Warum wurde er übergangen?

Dazu kam noch etwas Anderes. Er hatte Teile seiner Seele in der Seele dieses Mädchens deponirt; er hatte sie wie seinesgleichen behandelt, sich für ihr Schicksal interessirt und ihr für ihr Wohlwollen seine Dankbarkeit bezeigt. Das alles hatte sie fortgeworfen, darüber machte sie sich vielleicht in diesem Augenblicke lustig. Dann hatte er sein Blut mit ihrem Blute vermischt, hatte ihr Impulse gegeben, die zarten Saiten seiner Nerven im Einklang mit den ihrigen gestimmt, und nun kam ein Anderer und rührte herum, wo er hatte ordnen wollen, unterbrach seine elektrische Leitung, stimmte die Saiten auf einen anderen Ton, zerstörte seine Arbeit und brachte Disharmonie in

seine Seele, die er unvorsichtigerweise auf die Seele eines Weibes hatte pfropfen wollen. Ausschließlich physisch konnte diese Wahrnehmung nicht sein, denn auf öffentliche Mädchen, wobei nur sein Körper beteiligt war, war er nicht eifersüchtig. Es war eine Erschütterung seines ganzen Seelenkomplexes, die hier vor sich ging. Es war ein Teil seiner selbst, der von einem Andern in Besitz genommen wurde, ein Teil seiner Eingeweide, mit denen man jetzt spielte; und nun wollte er seine Hälfte zurück-zurückholen, ohne die er, das glaubte er zu fühlen, nicht leben konnte.

Er wollte sie von sich fortamputiren, aber sie saß bereits fest wie ein Gewächs. Allmählich schämte er sich über seine Schwäche, daß er seine Vernunft von der Leidenschaft hatte tyrannisiren lassen. War es denn möglich, daß er in dieses Weib verliebt war, daß er es riskiren wollte, mit ihr als Medium sein Ich zu vervielfachen und zu vergrößern? Oder war er denn sicher, daß sie nicht einen neuen Betrug beging und er dadurch sein ganzes Leben lang die Pflanzen anderer Menschen pflegen mußte? Er hatte ja eher Veranlassung, das Gegenteil zu glauben. Er verachtete sie und schämte sich. Sie hatte einen Teil seines Körpers genommen, wo er auch seine Seele geben wollte.

Als sie am nächsten Morgen an den Tisch kam, sah sie genirt aus, und Johann sprach nicht mit ihr.

Aber hiernach brach der Sturm von neuem los. Er ging hinaus in den Wald, um sich zu beruhigen, aber jetzt war die Landschaft nicht mehr eine Quelle des Genusses wie früher. In der Beobachtung der Farben und Zeich-

nung, oder wie die Bäume in der Luft sich stellten, wie das Terrain sich in den Farben ausmalte, konnte er nicht mehr genießen. Es versetzte ihn nicht mehr in Stimmung, es waren nur Motive und Studien. Die Natur war tot für ihn, wie sie auch für den Bauern tot ist. Wie oft hatte er die Bauern beklagt, weil ihnen der Schönheitssinn fehlte, so daß sie in der Färbung des Sees nur eine Prophezeihung von gutem oder schlechtem Wetter sahen. Wie oft hatte er im Walde die Fischer von einem schönen Boot oder einem schönen Balken sprechen hören, wo Johann eine prächtig gezeichnete Kiefer oder eine feingewachsene Tanne sah. Vielleicht ist der Schönheitssinn eine niedrigere Art, die Dinge wahrzunehmen, da er falsche Vorstellungen, die nicht vorhanden sind, in sie hineinlegt? Ist nicht der Bauer ein klarsehender Realist, der den Nutzen aller Dinge begreift? Und wie war andererseits Johann dazu gekommen, den Genuß der Natur zu verlieren? War nicht sein neuer Gesichtspunkt als artistisch ebenso subjectiv praktisch wie der des Bauern, wenn er jetzt nur Studien und Motive sah? Betrachtet der Käufer eines Waldes, der Förster, der Ackersmann, der Landschaftsmaler, der Botaniker, der Jäger und der Poet denselben Wald nicht mit verschiedenen Augen? Ja, gewiß, aber wer betrachtet ihn am richtigsten? Wer sieht auch wirklich, was der Wald ist? Der Botaniker vielleicht, der nur eine Sammlung von Phanerogamen und Kryptogamen findet, die aufgelöste Mineralien und Gase in ihre Gefäßbüschel umsetzten! Dann sieht wohl der Künstler am falschesten und oberflächlichsten, da er nur die Oberfläche, die Zeichnung und die Farben

sieht? Aber was hatte er als Poet gesehen? Seine Gefühle, die sich im Halbdunkel, im Farbenspiel der Massen wiederfanden, die Erinnerungen in seinem Innern weckten, wo alle Funktionen der Seele ohne Abhängigkeit vom Willen arbeiteten.

Aber wo er auch ging, am Ufer, durch Wald und Flur, flossen Zeichnung und Farben zusammen, als ob er alles durch Thränen gesehen hätte. Seelische Erschütterungen, Gewissensqualen, Reue, Scham fingen an, ihn aufzulösen, und sein Bewußtsein ging aus den Fugen. Alte Gedanken von einer verfehlten Aufgabe, von einer Menschheit, die durch Fehler und Irrtümer litt, tauchten wieder auf. Das Leiden vergrößerte sein Ich, und der Eindruck, daß er gegen eine böse Macht kämpfte, reizte seine Widerstandskraft zu wildem Trotz; seine Kampflust gegen das Schicksal erwachte, und gedankenlos nahm er eine lange, spitzige Stange aus einem Haufen Zaunsträucher. In seiner Hand wurde sie zu einem Speer und zu einer Keule. Er brach in den Wald ein, schlug die Zweige rings um sich her ab, als ob er sich mit dunklen Riesen schlagen würde. Pilze zertrat er mit seinen Füßen, als ob er ebenso viele leere Zwergschädel in den Boden gestampft hätte. Er schrie, als ob er hätte Füchse und Wölfe aufjagen wollen, und: auf! auf! auf! rollten die Rufe durch den Tannenwald. Schließlich kam er an eine Felsenplatte, die sich ihm fast senkrecht entgegenstellte. Er schleuderte seinen Speer, als wenn er sie hätte niederwerfen wollen, dann stürmte er hinauf. Sträucher knackten unter seiner Hand und stürzten, mit der Wurzel aus den Boden gerissen, den Berg hinab;

Steine fielen hinunter; er setzte den Fuß auf jungen Wachholder und peitschte ihn, bis er gebrochen, wie zertretenes Gras, am Boden lag. Darauf drängte er sich empor und stand auf der Bergplatte. Da lagen die Schären und hinter ihnen das Meer in einer unermeßlich großen Rundsicht. Er atmete auf, als ob ihm jetzt erst freier Raum gegeben wäre. Auf dem Berge stand eine gebrochene Kiefer, die größer war als er. Mit dem Speer in der Hand kletterte er hinauf, und auf der Spitze, die einen Sattel bildete, ließ er sich wie ein Reiter nieder. Dann löste er seinen Leibriemen, band ihn um einen Zweig, stieg vom Baum hinunter und trug einen großen Stein hinauf, den er in den fest zugezogenen Riemen legte, der so eine Schleuder vorstellen sollte. Jetzt hatte er nur den Himmel über sich. Unter ihm erhob sich der Tannenwald, Kopf an Kopf, wie eine Armee, die seine Burg erstürmte; und hinter dem Walde raste die See und wälzte sich ihm entgegen, Welle auf Welle, wie eine Kavallerie weißer Kürassiere; und wieder hinter diesen lagen die Schären wie eine ganze Flotte von Monitoren.

„Kommt nur!“ — rief er und schwang seinen Speer, — kommt zu Hunderten, zu Tausenden! — schrie er. Und er gab seinem hohen Holzpferde die Sporen und schüttelte seinen Speer.

Der Septemberwind strich vom Wasser her, und die Sonne ging unter. Der Wald unter ihm verwandelte sich in eine murmelnde Volksmenge. Er wollte zu ihr sprechen! Die Menge aber murmelte nur unverständliche Worte und antwortete nur „Holz“, wenn er zu ihr redete.

„Jesus oder Barrabas!“ brüllte er. — „Jesus oder Barrabas!“ „Natürlich Barrabas“, — antwortete er selbst, nachdem er auf eine Antwort gelauscht hatte. Es wurde finster, und er fürchtete sich. Er stieg aus dem Sattel und ging nach Hause.

War er toll geworden? Nein! Er war nur ein Poet, der draußen im Walde gedichtet hatte anstatt am Schreibtisch. Aber er hoffte, wahnsinnig zu sein, er wünschte, daß die Finsterniß sein Licht auslöschen sollte, da er keine Hoffnung mehr hatte, die Finsterniß zu erhellen. Sein Bewußtsein, das die Nichtigkeit der Welt durchschaut hatte, wollte nicht mehr sehen; es wollte lieber in Illusionen leben, wie der Kranke, der glauben will, daß er wieder gesund werden wird, und es darum hofft! In dem Gedanken, daß er verrückt sei, wurden seine Gewissensqualen betäubt, und er fühlte sich nicht verantwortlich wie ein Verrückter. Daher gewöhnte er sich daran zu glauben, die Scene auf dem Berge sei ein Ausbruch gewesen, und schließlich glaubte er es wirklich viele Jahre lang, bis er eine neue Psychologie gelesen hatte, die ihn darüber aufklärte, daß er gescheit sei. Ein Verrückter hätte nämlich nicht so logisch mit Wald und Keulen bildliche Vorstellungen hervorrufen und sie niemals mit seiner inneren Stimmung in solche Uebereinstimmung bringen können, daß sie das Material zu einem recht gut formulirten Gedicht bildeten, einem Gedicht, das sich auf dem Papier gut ausnehmen könnte, wenn man es ein wenig arrangirte. Ein verrückter Mensch würde zwar Feinde hinter den Bäumen gesehen haben, aber keine Gläubiger, keine Meinungsgegner; eben nur Feinde, Mörder; er hätte sie

vielleicht auch in Personen umgewandelt, die das mangelnde Gedächtniß mit den geschehenen Vorgängen nicht in Zusammenhang zu setzen vermochte. Er hätte Neger oder Hottentotten gesehen, mit einem Worte Figuren ohne logischen Zusammenhang mit der Wirklichkeit, und diese hätten vollkommen körperliche Form angenommen, was die Tannen für ihn nicht thaten. Er hatte gedichtet! Das war alles!

Zum siebenten Male mußte Johann in das Vaterhaus zurückkriechen und sich als den verlorenen Sohn präsentiren, aber jetzt gab es kein gemästetes Kalb zu schlachten, und die Geduld war zu Ende. Er sah, daß er durchaus nicht willkommen war, trotzdem er krank war. Man zeigte ihm ganz offen Mißachtung, und die jüngeren Geschwister hatten gelernt, in ihm einen Thunichtgut oder noch Schlimmeres zu sehen. Diese Ungerechtigkeit der sie sich schuldig machten, ohne sie zu verstehen, kränkte und brannte ihn. Er selbst wußte, daß er in seinem Berufe hervorragend, daß er als dramatischer Schriftsteller praktisch ebenso gut sei wie die Größen des Tages. Aber wie sollte er das beweisen?? Den „Abtrünnigen“ hatte er umgearbeitet, jedoch mit der Aufforderung zurückerhalten, das Stück der Akademie einzureichen; und sintemalen seine Eltern an die Akademie glaubten und er nichts Unmoralisches darin erblickte, in der Akademie zu konkurriren, reichte er das Stück mit einem sonderbaren Vorwort ein.

Aber der Aufenthalt zu Hause wurde ihm unerträglich. Von einem barmherzigen Kaufmann borgte er sich noch einmal eine Summe Geldes und fuhr nach Sandhamn, um etwas zu schreiben, ohne zu wissen was, und dann wieder aufzutauchen.

6.

Im Nothafen.

(1873).

Krankheit, Scham, vereitelte Hoffnungen, erwiesene Mißachtung, alles, was das Leben an Widerwärtigkeiten zu bieten hatte, war auf ihn eingestürmt. Johann empfand es als eine persönliche Verfolgung einer persönlichen bösen Macht. Er war zu schwach, um sich das Leben zu nehmen, und doch nicht stark genug, um hoffen zu können.

Die Leidenschaft für das Weib glühte noch in ihm; er wollte sich davon zu befreien wie von einer Fessel, die ihn tyrannisiren und zu Boden drücken wollte. Jetzt, in der Entfernung suchte er über diese Sache nachzudenken. War es wirklich eine Neigung für sie persönlich? Hätte es nicht ebenso gut eine andere Frau sein können? Vermutlich, aber da draußen in der Einöde war sie die einzige gewesen, die, so wenig es auch sein mochte, einen Anstrich von Bildung besaß. Draußen unter den Bauern waren ihm ihre städtische Kleidung, ihre Sprache,

ihre Gesichtsfarbe, ihr ganzes Aeußere sehr kultivirt erschienen, und in der Liebe ist der Mann immer unbewußt Aristokrat. Hatte er nicht im Sommer vorher an demselben Platze eine leise Neigung für ein Mädchen mit weißem Teint, feinen Gesichtszügen und weißen Zähnen verspürt, und hatte sie ihn nicht aus demselben Grunde, oder weil sie die am feinsten Entwickelte in der ganzen Umgebung war, gefangen genommen? Johann war es noch erinnerlich, wie einfach und häßlich sie ihm eines Sonntags erschienen war, als „Familientöchter" aus Dalarö zu Besuch gekommen waren und sich ihm dadurch Vergleichungspunkte dargeboten hatten. Es war demnach nur der Mangel an etwas Besserem gewesen! Und nie konnte er sich durch diese Neigung herabgezogen fühlen? War er nicht in diesem Falle ein ebenso großer Aristokrat wie Aron? Wie kam es, daß er, der Sohn einer Magd, es für eine Schande hielt, daß er sich zu einer Magd hingezogen fühlte? Giebt es denn wirklich ein Zeitgesetz der Seelen, und ist die Bildung wirklich eine Entwickelung, und eine höhere? Oder sitzen die Vorurteile des Klassengefühls so tief? Warum nennt man es Vorurteile, da dieses strafende und mißbilligende innere Urteil mit gleichen Symptomen wie das Gewissen auftritt! Was hätte seine Mutter gesagt, wenn sie gelebt und erfahren hätte, daß er sich mit einer Magd vereinigen wollte? Sie hätte, indem sie ihren Ursprung vergaß, vor Kummer über die Erniedrigung des Sohnes geweint. Es giebt also ein Gesetz, das dem Menschen als eine Pflicht gebietet, sich zu erhöhen, wie es heißt. Ist dies aber ein Gesellschaftsgesetz, ein konventionelles,

willkürliches, oder ist es ein Naturgesetz? Leistet der Racehengst nicht Widerstand, wenn man ihn mit einer Bauernstute kopulieren will? Allerdings braucht dies nicht darauf zu beruhen, daß der Hengst höher entwickelt sei, sondern vielmehr darauf, daß die Stute von anderer Art sei. Und dieses soziale Höhere ist wirklich das Höhere, es ist das Bessere, weil es oberhalb placirt ist? Seine Mutter war emporgekommen, Frau geworden, hatte die Sprache und Sitten der Mittelklassen gelernt, — hatte sie sich aber darum so entwickelt, daß sie wirklich eine höhere Art gewesen war? Sie hatte nicht säugen können und war an den Folgen der Kindbetten gestorben; also gehörte sie einer aussterbenden Art an, die ihre Glieder der Geschlechtsfolge nicht am Leben erhalten konnte! Es ist wahrscheinlich ein konventionelles Gewissen, das Johann für die Mißheirat strafte.

Als indessen einige Tage verstrichen waren und er die Stadtmädchen gesehen hatte, verdunkelte sich das Bild des Mädchens sehr schnell und verschwand. Sei es nun, daß er sich darüber schämte, daß sein Schmerz auf so losem Grunde aufgebaut war, oder daß man ihn belogen hatte, oder daß sein Kummer der illusorischen Unterlage bedurfte, genug, als die Wunde ihrer Heilung nahe war, riß er sie wieder auf. Für manche Menschen (wir dürfen nicht sagen: für alle, weil es Ausnahmen giebt) soll es ein Bedürfniß sein, vor sich selbst interessant zu erscheinen. Was ist das für ein Bedürfniß? Ist es das Gefühl, daß man sich im Kampfe um die Entwickelung der Gattung in der Differenzirung befindet? Das Gefühl, über anderen zu stehen? Oder auf dem

Wege zu sein, die anderen zu überholen? Warum thut man sich bisweilen groß mit seinen Sorgen, seinen Fehlern? Um nicht ein Teil der homogenen Masse sein zu müssen und dafür die Illusion zu haben, heterogen zu sein?

Als Johann nach Sandhamn gekommen war, hatte sich die Seifenblase in nichts aufgelöst.

Johann hatte Sandhamn aus verschiedenen Ursachen als Versteck gewählt. Er hatte hier als Student bei einer Jagd in guter Gesellschaft, froher Stimmung, bei Gesang und Becherklang ein paar unvergeßliche Sommertage verlebt. Wie die Landschaft seine Stimmung färbte, so gab seine Stimmung die Farbe auf die Landschaft ab und wirkte dadurch auf ihn zurück. Bei Sandhamn hatte er das offene Meer mit Leuchtturm und Brandungen und im Herbst vielleicht mit Schiffbrüchigen; eine öde Natur ohne Laubbäume, wo man kaum sehen konnte, ob es Sommer oder Winter war, denn die Kiefern waren immer grün und der sandige Boden immer weiß. Ferner lag es von Stockholm entfernt, und da die Fahrwege schlecht waren, schützten sie ihn vor Besuchen. Es gab hier eine Posthalterei, und da wollte er wohnen. Außerdem hielt er die Lotsen für ein naturfrisches Volk, das, ebenso wie er, teilweise außerhalb der Gesellschaft stand und am offenen Meere, fern von der Civilisation und von Verkünstelung lebte.

Er kam an, mietete sich ein Zimmer von einem

Lotsen und wollte zu schreiben anfangen. Aber einen Umstand zog er dabei nicht in Betracht, daß er nämlich seit langer Zeit, seit dem Sommer 1868, den Oberaufseher der Zollstelle kannte. Die Bekanntschaft erneuerte sich von selbst, und Johann fand einen herzlichen mannhaften Freund, der gerade das war, was Johann zu sein wünschte, ein Wirklichkeitsmensch. Er hatte eine heitere, durch die Erfahrung gewonnene Weltanschauung, die zwar auf klares Sehen gegründet war, sich aber den kleinen Bedürfnissen des Lebens angepaßt hatte. Hier hatte es für Johann keinen Sinn, über die Nichtigkeit des Lebens zu jammern und zu klagen.

„Schämst Du Dich nicht, mein Junge, bist so groß und kannst das Leben immer noch nicht loben," — schalt der erprobte Mann in seinem väterlichen, liebenswürdigen Tone. — „Glaubst wohl, ich weiß nicht, daß alles Humbug ist, wenn man's vom großen Gesichtspunkt aus sieht, aber vom kleinen, mein Sohn, da bedeutet's immer was, leben zu können. Ist's Deine Absicht zu leben, dann steck' die Pfeife in den Sack, wenn Du was zu essen hast!"

Das hieß fest zugegriffen, und die Methode paßte für Johann ausgezeichnet.

„Du bist vierundzwanzig Jahre alt und bist noch nichts," — fuhr der Freund fort. „Du wirst doch was werden wollen, wie andere Menschen, wenn Du auch Schriftsteller zu werden gedenkst, denn davon lebt man nicht!"

Das war gesunde Vernunft, und sie überlegten zusammen.

„Sieh Dir mal den Jungen an," — fuhr er fort und zeigte auf den Telegraphenkommissar, — „der hätte in seiner Stellung Zeit, ein ganzes Bücherregal voll zu schreiben. Eine solche Beschäftigung würde ganz gut für Dich passen."

Die Worte fielen auf einen gut vorbereiteten Boden, und ehe eine Woche vergangen war, saß Johann an einem Telegraphenapparat, der dem königlichen elektrischen Telegraphenamt gehörte. Darauf reichte er ein Gesuch um Anstellung bei dem Amte ein, und nach einem Monat sandte er bereits Wettertelegramme aus Sandhamn ab.

Durch den Umgang mit zwei verheirateten, im Dienst des Staates angestellten Männern gewöhnte er sich allmählich daran, den kleinen Gesichtspunkt an das Leben anzulegen. Leben ist eins und Dichten ein anderes. Im Leben dichten endet mit Hungersnot und Gerichtsklagen; also: das Leben für sich und das Dichten für sich.

Aber ohne Schwierigkeiten vermochte er nicht Maschienenarbeiter zu sein. Sobald er vom Büreau loskam, ging er nach Hause und malte, jetzt stets das Meer.

Wenn er den Versuch machte, einen ganzen Tag zu schwänzen, so wurde er durch zweckdienliche Mittel geholt, das heißt, man nahm ihn freundlich beim Ohr und rief ihn zur Ordnung. Man behandelte ihn wie einen Kranken oder wie ein Kind, und da er willenlos und im Innern zerwühlt war, sah er dankbar zu den beiden guten Menschen auf, die sich ohne einen Funken von Eigeninteresse seiner annahmen und ihm einen

Willen einflößten. Daneben war er der Gegenstand einer unbegrenzten Gastfreiheit in den beiden Familien, wurde in einen Kreis von Schiffskapitänen, Lotsen und Tauchern hineingezogen und kam täglich mit Personen in Berührung, die sich in der schweren Arbeit des Tages und des Lebens abmühten. Alle waren thätig, heiter und mit ihrem Loose verhältnißmäßig zufrieden. Sie kannten keine Romantik, keine Schwärmereien, aber viel Pflichten und viel Mühen. Das heißt leben.

Unter ihnen war Jahann der letzte. Willig erkannte er ihre große Ueberlegenheit in der Kunst des Lebens an und sah ein, daß er auf diesem Gebiete, mit ihnen verglichen, ein armer Schlucker sei, aber er kannte ein anderes Gebiet, auf dem er ihnen überlegen war; dieses Gebiet war ihnen jedoch fremd, denn er hatte noch keine Gelegenheit gehabt zu beweisen, was er könnte. Nach seiner Meinung gab es übrigens auch noch andere berechtigte Lebensbahnen wie die des Beamten, des Seemanns und des Kaufmanns, und das Leben des Litteraten und des Künstlers war ja aus dem Hauptbuch der Gesellschaft noch nicht gestrichen.

Im November fand unter pittoresken Umständen ein Schiffbruch statt, und Johann war bei dem Seeprotest und bei den Schmausereien zugegen. Die ganze Scenerie war so neu und malerisch, daß ihn die Lust anwandelte, sie zu schildern, aber Pinsel und Farben reichten nicht aus, so

daß er zur Feder greifen mußte. Er schrieb ein paar Korrespondenzen für die liberale Morgenzeitung in Stockholm.

Durch die Beschäftigung mit der Malerei hatte sich sein Blick gewissermaßen zugespitzt, so daß er die Details scharf auffaßte und durch ihre Anhäufung und Anordnung in dem Leser eine starke Vision des Geschilderten hervorrufen konnte. Eine leise Skepsis, mit einer Dosis Sentimentalität gemischt, gab dem Stil etwas Lustiges, und ohne es zu wissen, hatte er gerade den Ton getroffen, der für die Menschen der Zeit nötig war, um sie aufhorchen zu lassen. Die Briefe machten ein gewisses Glück. Aber sie gaben Johann zugleich eine Lehre.

Am Tage ihres Erscheinens war Johann in Geschäften in der Stadt gewesen. Am Abend fuhr er auf einen Bugsierdampfer, der mit Lotsen besetzt war, zurück. Er hatte allerdings schon vorher durch den Verkehr mit ihnen eingesehen, daß sie durchaus keine Naturmenschen, sondern hochmütige königliche Beamte waren. Er hatte sie nie von dem erhabenen Schauspiel des Meeres als von etwas Schönem, Stimmungsvollem sprechen hören; er hatte nie gehört, daß sie einen Schiffbruch als etwas anderes betrachteten, denn als ein gutes Geschäft. Und er hatte sich diese Leute als eine Art von Helden vorgestellt, die ihr Leben opferten, um Notleidenden beizustehen und sich und ihre Familie zu versorgen. Und nun bekam er von Lebensgefahren nichts zu hören. Seit Menschengedenken war kein Lotse im Dienst auf dem Meere ertrunken, höchstens mal einer innerhalb der Schären im betrunkenem Zustande.

Nun saßen die Herren königlichen Lotsen im Hinter-

salon und tranken Branntwein, als ein alter Mann aus der Gesellschaft die Zeitung hervorholte und laut zu lesen begann.

„Es soll etwas über Sandhamn drinstehen," sagte er, indem er nach dem Artikel suchte. Dann las er. Johann glaubte, anonym zu sein, aber er war es nicht. Indessen thaten die Lotsen, als ob sie nicht wüßten, daß er der Verfasser sei. Und der Alte las vor, während die übrigen zuhörten.

Er las in einem Athem, ohne Interpunktionszeichen, so daß alles in einem sonderbaren Mischmasch zusammenschlug. Johann fragte sich erst, ob es überhaupt möglich sei, etwas zu verstehen, wenn man so vorlas. Daß Ungebildete immer laut lesen und das Verständniß erst durch das Ohr in sich aufnehmen, war ihm nicht unbekannt. Er sah sehr bald ein, daß man ihn furchtbar mißverstanden hatte. Scherzhaftes ging spurlos an ihnen vorüber und wurde einfach hervorgepredigt; die Satire nahm man für Ernst, und gefühlvolle Stellen wurden wie Witze mit Lachsalven begrüßt. Sie verstanden anscheinend nicht ein Atom. Aber eine faktische Angabe, die nicht ganz exakt war, weckte lebhafte Diskussion und Unwillen gegen den Verfasser.

Johann begann es zu fühlen, was es heißt, von Ungebildeten nicht verstanden zu sein. Und für sie sollte er schreiben! Wie hoffnungslos, wie zwecklos!

Als die Lektüre beendet war, glaubte Johann, etwas sagen zu müssen.

„Wer kann das geschrieben haben?" — fragte er.

„Ja, wer kann das sagen?" — meinte der Alte.

„Es ist nicht schlecht gemacht,“ fuhr er fort, — „aber wie kann er wissen, was draußen bei Gillöga geschieht?“

Es wurde ruhig im Salon, und alle schlugen die Augen nieder, als ob sie ihre Gedanken bei der häßlichen Insinuation über die Ursachen des Schiffbruchs verbergen wollten.

Die Arbeiter des Meeres sind im solchen Falle ebenso gebildet wie die Gebildetsten, weil sie nämlich zu schweigen wissen, wenn es nötig ist, und weil sie ihre Leidenschaften ganz gut in Schranken halten können.

„Habe ich etwas gesagt?“ — nahm der Alte das Wort wieder auf, als das Schweigen anhielt. — „Kommen Sie, nehmen Sie jetzt ein Butterbrod, wenn es so einem Herrn mundet!“

Johann wollte sich diesen Menschen, die er noch immer bewunderte, nähern und erklärte, daß es ihm schon schmecken würde, denn er sei nicht verwöhnt, und wie er in Upsala habe hungern müssen, so habe es vielleicht keiner von ihnen gethan.

Die Sache war die, daß keiner von ihnen gehungert hatte; daher glaubten sie, hungern zu müssen sei schmutzig, und hatten ihn in demselben Augenblicke unter ihren Füßen. Ein älterer Lotse glaubte, die Gelegenheit sei gekommen, wo er zuhauen könne.

„Ja, hungern, ja, das kann man schon thun, wenn

man Vaters Geld in Punsch versäuft! Ich kenne die Herren Studenten!"

„Der ist nicht so dumm," — dachte Johann, aber er sagte es nicht laut.

Später im Herbst ereignete sich noch ein Schiffbruch vor dem Leuchtturm. Der Lotse war mit Gefängniß bedroht, und nun wurde Johann gebeten, dem armen Kerl durch schriftliche Anführung mildernder Umstände zu helfen. Diese mildernden Umstände waren auch vorhanden, da der Lotse zu Hause Kindbettwache gehabt und ein paar Nächte nicht geschlafen hatte. Erst schilderte er das Abenteuer in der Zeitung, dann setzte er eine Verteidigungsschrift in Form eines Gnadengesuches auf. Aber als er auf das Gericht kam, hatte der Lotse bereits alles bekannt, so daß seine Widerrufung als ein Widerspruch hätte ausgelegt werden können und die Sache nur noch verschlechtert hätte. Die Verteidigungsschrift mußte zurückgezogen werden, und die Angelegenheit nahm ihren Lauf. Später benutzte Johann das Ereigniß als Motiv zu einer Novelle, aus der hervorgehen sollte, wie unzuverläßig die Art sei, auf die der Poet die Wirklichkeit betrachtet, und wie falsch ein Urteil werden könne, wenn es vom Gefühl diktirt sei.

Johanns Briefe hatten indessen den Erfolg, daß ihm eine ganz vorteilhafte und ehrenvolle Anstellung bei der Zeitung angeboten wurde. Er verließ Tele-

graphenamt, Freunde und Versteck, um direkt ins brennende, öffentliche Leben hinauszutreten.

Er hatte sich nach diesem Augenblicke gesehnt, wo er in Reih und Glied eintreten und sehen würde, welche Früchte seine Fertigkeiten trügen, aber er hatte auch davor gezittert, und mit dem Gefühl der Sehnsucht trennte er sich von dem ruhigen, gastfreien Sandhamn, wo ihm gute Menschen begegnet waren, die ihm eine Freistatt gewährt hatten, als er wie ein Schiffbrüchiger auf die unfruchtbare, aber freundliche kleine Sandinsel verschlagen wurde.

7.

Das öffentliche Wort.

(1873—74.)

Nun war er wieder in die Gesellschaft eingereiht und fühlte die Ruhe der Beschäftigung, den Zwang des Stundenschlags. Wie schön war es, daß er um neun Uhr in sein Bureau gehen, sich an seinen Schreibtisch setzen, die Pfeife anzünden und die dänisch-norwegische Post öffnen konnte, um gemächlich die Zeitungen zu lesen. Die Arbeit bot sich ihm von selbst dar, sie legte sich ihm vor und stopfte sich ihm in den Mund. Und dann war er nicht mehr allein; er hatte drei Kollegen im Zimmer. Der eine sah die Stockholmer und die Provinzialzeitungen durch; der zweite las die ausländische Post, und der dritte ging in der Stadt umher, um zu hören, was geschehen war. Es kam ihm so vor, als ob er in einer kolossalen Turmuhr säße und jedes Ticken der Zeitenuhr hörte, wobei allerdings die Gefahr bestand, daß man von innen die Zeiger nicht sah.

Das Zeitungsbüreau bezauberte ihn wie ein Obser-

vatorium, von wo man hinausschaute über die Welt, und wo man die Weltgeschichte emporwachsen sah; und seine Geringschätzung für die hochmütige Universität, dieses Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, diese Kathedrale in einem Kristallpalast nahm durch Vergleiche noch mehr zu. Auf seinem Schreibtische lagen alle die nützlichen, aber von der Halbbildung mit erheuchelter Verachtung betrachteten Nachschlagebücher, aus denen er auf alle Fragen eine Antwort schöpfen konnte. Er lernte das Konversationslexikon schätzen, diesen Ersatz für das unzuverlässige und überbürdete Gedächtniß, einen Ersatz, den er an die Stelle der Schule setzen wollte. Hier konnte niemals ein Streit um eine Thatsache entstehen, denn man brauchte das Buch nur aufzuschlagen, um sofort volle Gewißheit zu haben, während man sonst auf einem vergessenen und unbewiesenen Faktum endlose Streitigkeiten aufbauen konnte. Später während seines Bibliothekdienstes sah er zu seiner Verwunderung, wie die gelehrtesten Männer sofort den „Brockhaus“ befragten, während die Ungebildeten stundenlang nach einem einfachen Faktum suchten.

Es war eine schöne Arbeit, die nie einförmig wurde. Es lag in ihrer Natur, immer neu zu sein. Jeden Morgen und jeden Abend brachte die Post neue Nachrichten, und alle zwei Stunden verkündigte der Telegraph, was in der Welt Neues passirt sei. Aber diese Position eines Mannes, der den Lauf der Welt überschaute, verlockte ihn natürlich, den großen Gesichtspunkt anzulegen, wodurch Dinge von Wichtigkeit für das armselige tägliche Leben wie Bagatellen behandelt wurden, Weltereignisse das Aussehen von Geringfügigkeiten annahmen, historische

Fakta zu Notizen wurden. Personen, die in die Entwickelung eingriffen, erschienen von oben gesehen in einer Verkürzung und konnten daher leicht lächerlich erscheinen.

Zugleich mit seinem Eintritt in die Zeitungswelt machte er die Bekanntschaft mit der neu-amerikanischen Litteratur, die seiner Skepsis eine unerwartete Handhabe bot. Die amerikanischen Humoristen wurden übersetzt und mußten in den Menschen der Gegenwart wohl ein paar gespannte Seiten angeschlagen haben. Das Publikum nahm diesen Scherz für Scherz, Johann aber nahm ihn für Ernst, denn er war ernst. Alles wurde vom Standpunkt der Gegenwart behandelt und untersucht, und folglich alles richtig! Der Realsinn des Amerikaners hatte im Kampfe ums Dasein die wahre Bedeutung des Lebens durchschaut; von allen Hallucinationen, allen Idealen und aller Romantik gesäubert, sah er die relative Richtigkeit des Lebens und die absolute Nichtigkeit des Himmels ein, und nun hatte er nur noch ein breites Lächeln für die ganze alte Kultur. Nicht Rang, Größe, Talent oder Reichtum lockte ihm Bewundrung ab; Verflossenes, Altes, nichts flößte ihm Achtung ein. Napoleon und Washington, Michel Angelo und Beecher Stowe wurden wie Kneipbrüder behandelt; Revolution und Reaktion, Reformation und Renaissance waren Bewegungen, gleichgiltig ob vorwärts oder rückwärts; das unterdrückte Weib und die unterdrückten Neger lockten ihm keine Thräne ab; die Zeitungspresse, aus der die amerikanischen Schriftsteller hervorgegangen waren, wurden mit derselben Verachtung behandelt wie jedes andere Geschäft; Dogmen und Kunsttheorien, Grund und Lynchgesetze, alles wurde über einen

Kamm geschoren; Achtung vor der Persönlichkeit gab es nicht; der Glaube an richterliche Gerechtigkeit und an die Liebe für das allgemeine Wohl war fortgeblasen und wurde durch den Taschenrevolver ersetzt. Es war der Vorbote jener Gedankenanarchie, die später einmal eintreten wird, der Bücherabschluß mit der alten Weltanschauung, der Anfang des Niederreißens.

Als nun Johann diese Anschauungsmethode auf die Redaktion der Tageszeitung anwenden wollte, geriet er in Widerspruch mit der Aufgabe einer Zeitung.

Die schwedische Zeitungspresse war im Anfang der siebenziger Jahre, mit wenig Ausnahmen, noch naiv und ehrenhaft und kannte keine andere Einnahmequelle als die Abonnenten, das heißt die Meinungsgenossen, deren Interessen durch den Text und die Annoncen befördert werden. Die Revolverpresse mit der Reklame, dem gekauften falschen Zeugniß, und die Reptilienpresse mit der gekauften Schmähung waren aus Amerika und Preußen noch nicht eingeführt. Man lobte nicht für Bezahlung, und man lästerte nicht um einer Beförderung oder eines Titels wegen. Aber man hatte natürlicherweise mit einem Freunde mehr Nachsicht und nahm auf einen Feind weniger Rücksicht. Man verstand es wohl, einem Bedrängten oder einem Kameraden durch eine unschädliche Erwähnung zu helfen, aber man verstand nicht, sich dafür bezahlen zu lassen. Eine nützliche Erfindung, eine gute Waare wurde gratis gelobt, weil sie vielen Nutzen brachte, und man sah nicht so genau darauf, ob auch der einzelne dadurch viel gewinnen würde.

Als nun Johann sich über Personen, Dinge und

Fragen äußern sollte, vergaß er den kleinen Gesichtspunkt anzuwenden und dachte nicht daran, wie das gedruckte Wort, nicht reiflich überlegt, einem Gesellschaftsmenschen in seinen theuersten Interessen, den sozialen und ökonomischen, schaden könnte. Als er über das Theater zu schreiben anfing, das gleichfalls in sein Ressort gehörte, sprach er rund heraus seine Meinung aus, wie sie in ihm durch Erziehung, Studien und Temperament entstanden war. Aber er bedachte nicht, daß es sich um die Wohlfahrt des Individuums handelte, daß die Existenz eines Schauspielers von einem strengen Urteile abhängen könnte.

Als man ihm diesen Vorwurf machte, erkannte er die Berechtigung dieses Tadels an, andererseits aber verfocht er sein Recht und seine Pflicht, die Meinung zu sagen, da man von ihm verlangte, daß er es thue. Wenn man jemanden lobte, so werde man von anderen getadelt, was also solle dann als Richtschnur dienen, wenn nicht seine eigene Meinung? Es wäre für die wirklichen Verdienste ebenso schlimm, wenn die untüchtigen gelobt werden. Wollten die Künstler lieber, daß man nicht von ihnen spräche? Nein, sicher nicht, in dem Falle beklagten sie sich, daß man sie totschwiege! Es bliebe also nur übrig, daß man seinen eigenen Weg ginge, obwohl es für ihn sehr unangenehm wäre, den Henker zu spielen und Kritiken von seinen Kritikern zu empfangen, die oft viel strenger und unhöflicher wären als seine eigenen.

Noch schlimmer war es, als er Referate über den Reichstag veröffentlichte. Die bereits korrumpirte Land-

mannspartei, die im Jahre vorher (1873) sich auf Kompromisse eingelassen hatte, flößte ihm keine Achtung mehr ein. Als er auf der Tribüne saß und auf die Hunderte von Personen hinabsah, die das Land repräsentiren sollten, fand er es verhältnißmäßig richtig, daß die Bauern in einem ackerbautreibenden Lande hier wie draußen die Mehrheit bildeten, während die Städter in der Minderheit waren; aber zugleich fühlte er sich den Interessen dieser Mehrheit gegenüber fremd, weil sie durch den so gefeierten Gang der Entwickelung den sogenannten Kulturinteressen feindlich gegenüberstanden. Wenn sich Anträge wegen Ackereinfriedigungen und Posthaltereien mit Anträgen wegen der Pensionen von Beamten oder Zuschüsse zum Theater kreuzten, sah er ein, daß es sich hier nur um mehr oder weniger private Interessen drehte, und daher behandelte er den ganzen Reichstag en canaille.

Hier tauchte nicht eine einzige Frage auf über die Erweiterung politischer oder religiöser Freiheit, nicht ein Vorschlag zur Reformirung des Unterrichts, nicht eine Stimme für soziale Verbesserungen. Lokalgeschäfte, Dynastie-Interessen, Ehrgeiz, Raufereien um die Zerstückelung der fetten Bissen des Staates, das war die ganze Politik.

In einer Frage jedoch gelang es ihm, wenigstens für einen Augenblick, den Schimmer einer Revolution zu sehen; es war der Sturm der Bauern gegen die Beamtengewalt, formuliert in Graf Posse's Rede gegen die verlangte Theuerungszulage für die Beamten. Einen Augenblick war er versucht, den Grafen als einen Volkstribunen anzusehen, der mit den Massen gegen das

Königtum und die Büreaukratie anstürmte, aber als die Sache mit einem Vergleich und einer, wenn auch verkürzten Gehaltserhöhung der Beamten endete, glaubte er nicht mehr an den Volkstribunen, und die ganze Politik im schwedischen Reichstage hielt er in Bezug auf die Zukunftsarbeit für gleichgiltig. Durch seine unehrerbietige Art, über die Verhandlungen des Reichtages zu referiren, zog er sich manchen Tadel zu, und als er eines Tages in das Büreau kam, ohne einen Stimmungsbericht der Plenarsitzung geliefert zu haben, indem er erklärte, daß nichts von Wichtigkeit geschehen sei, wurde er, da er keinen Sinn für die Politik besäße, an eine andere Stelle gesetzt. Als er nun aber über Versammlungen von Gesellschaften, über Vereinszusammenkünfte, Ausstellungen, Festlichkeiten und so weiter berichten sollte und seine Augengläser nicht in den rechten Winkel stellen konnte, bekamen die Leser die merkwürdigsten Begriffe von den kleinen Angelegenheiten des Tages und wurden fortwährend vor den Kopf gestoßen.

Eines Tages mußte er sich über Kunst äußern, und da ihm noch der Kopf von Tocqueville und der Demokratisirung der Kunst voll war, machte er die unvorsichtige Bemerkung, daß ein Farbendruck nach einem Meisterwerk Correggios eher dreißig Kronen wert sei als das Original eines Akademieschülers achthundert. Die Folge davon war, daß er in einem demokratischen Witzblatt, das in Kunstfragen aristokratisch und theologisch war, als ein Esel abgezeichnet wurde, der der Kunst, die von einem Schüler der Akademie der freien Künste repäsentirt wurde, Fußtritte versetzte.

Ein andermal zeigte er das Erscheinen einer christlichen Zeitschrift mit der Erklärung an, daß der Herausgeber eine schwere Verantwortung übernähme, indem er solche „Irrtümer" verbreitete. Der Herausgeber erschien darauf in der Redaktion und verlangte eine Erklärung. Der Redakteur vermochte ihm keine andere Aufklärung zu geben, als daß der betreffende Rezensent die christlichen Lehren vermutlich für Irrthümer hielte. Und es ist sicher, daß er es that. Und warum sollte er nicht seine Meinung aussprechen, wenn alle andern es durften?

Die Folge dieser wiederholten Beschwerden war die, daß Johann ermahnt wurde, eine geeignete Anschauungsweise anzunehmen, aber das war ihm unmöglich. Da er alles für bedeutungslos hielt, konnte er nichts ernst oder hoch nehmen, sofern er nicht eine Vorwärtsbewegung sah, einen Schritt zu etwas Besserem, aber dann kargte er auch der guten Sache wegen nicht mit dem Lobe.

So bot sich ihm eine gute Veranlassung, das königliche Theater aus dem Schlendrian, in dem es dahinlebte, aufzurütteln, als eine fremde Schauspielerin ein Gastspiel gab, aber diesmal ging die Klugheit mit der Begeisterung, etwas Geniales zu sehen, durch, und er verschloß seinen Stücken damit für Jahre hinaus das Theater.

Während aller dieser Ereignisse fühlte er eine Verantwortung, eine unangenehme Verantwortung in seiner Rolle als Richter. Er wußte, daß Verletzte und Geschlagene schrieen, und durch eine schlechte Theatergesellschaft, die in Stockholm gastirte, war er sogar mit Prügel bedroht. Er hatte nämlich geschrieben, daß sie

falsche Waaren feil hielten, da sie die gleichen Preise wie das Schauspielhaus forderten und ihre Sache miserabel ausführten. Er wußte, daß die Macht des öffentlichen Wortes bedeutend sei, aber wie sollte er dem abhelfen? Er zeichnete seine Artikel, alle wußten, wer sich dahinter verbarg, und er war auch bereit, die Verantwortung zu übernehmen. Sollte das Publikum nicht daran gewöhnt werden können, die Verehrung für den gedruckten Buchstaben zu unterlassen? Es war ja nur eine subjektive Meinung, und man konnte ihm doch nicht verwehren, seine Meinung zu äußern. Wie man gesehen, haben die Uebertreibungen der letzten Jahre in dem Mißbrauch der Preßfreiheit die Wirkungen dieses Mißbrauchs abgeschwächt, so daß der Tyrann zunächst den Tyrannen tötete. Außerdem hatte die neuere, ausgebildet skeptische Philosophie die Menschen gelehrt, daß es objektive oder absolut wahre Urteile nicht giebt, so daß hierdurch jede Kritik darauf zurückgeführt wurde, was sie thatsächlich ist: auf ein mehr oder weniger wohlbegründetes Urteil eines Einzelnen.

Die hartnäckige Weigerung des Publikums, dieser despotischen Gewalt einer Minderheit Achtung zu schenken, ist gleichzeitig ein Heilmittel gegen eine aufwachsende Aristokratie gewesen, in die einzutreten dem ersten besten kühnen Gesellen freistand, und dadurch ist die Presse, vielleicht gegen ihren Willen, gezwungen worden, einigermaßen demokratisch zu sein, da ihre Mitglieder mehr oder weniger unzufrieden mit einer Gesellschaft waren, die ihnen volles soziales Ansehen versagt hatten. Und sie hat fernerhin gerade durch den Umstand, daß sie in

ihrem überwiegenden Teile von Unstudirten und geradezu Ungebildeten geleitet wurde, 'ein heilsames Gegengewicht gegen die Entstehung einer Gelehrtenaristokratie gebildet.

Die Unmöglichkeit, den Zaum in den Mund zu nehmen und in die Sielen zu kriechen, stellte sich für Johann immer mehr heraus. Seine Stellung an der Zeitung wurde unhaltbar, und nach einem geringfügigen Streite nahm er seinen Abschied und ging. Er ging, ohne zu wissen, wohin er gehen sollte, und nun stand er wieder auf der Straße!

In seiner Stube angelangt, fühlte er sich wie ein Ausgestoßener und war von der vollen Gewißheit durchdrungen, daß er von dieser Gesellschaft nichts mehr zu erwarten hatte, in der er, da er jetzt von ihrer Verkehrtheit überzeugt war, unmöglich einen Platz finden konnte. Und als er jetzt seine gebrochenen Hoffnungen überblickte, von dem Tage an, an welchem er aus Upsala davongeflohen war, sah er, wie der Fortschritt rückwärts gegangen war. Die Reaktion war nach dem Tode Karls XV. hereingebrochen. Bei der Krönung des neuen Königs in Drontheim hatte sich der deutsche Kronprinz auf einer Flottenabteilung vor dem Hafen befunden und war zu den Festlichkeiten eingeladen worden. Einige Wochen später hatte er Stockholm besucht, und dieselben Hurrahschreier, die als Preußenhasser vor ein paar Jahren die Marseillaise gesungen hatten, huldigten ihm jetzt.

Man sah demnach bereits einen Umschlag in der Politik voraus, die seit Oscar I. Schweden an die liberaleren Westmächte angeschlossen und bei diesen eine Stütze gegen die halbasiatischen Despotien im Osten und Südosten gesucht hatte. Und als einige Jahre später der König die beiden Kaiser in Berlin und Petersburg besuchte, hatte man die volle Gewißheit, daß die gefährlichen Nachbarn Schwedens Freunde geworden waren, wodurch sie gefährlicher wurden, als wenn sie gleichgiltig geblieben wären. Als man ferner Zeuge der Inspektionsreise des Feldmarschalls Moltke in Schweden und der Vermählung des schwedischen Kronprinzen mit der Enkeltochter des deutschen Kaisers gewesen war, schien die Opferung vollständig zu sein. Der Anschluß an Preußen wurde als reine Dynastiepolitik betrachtet, nachdem Frankreich Republik geworden war, und die Militairvorlagen, die dann auf jeden Reichstag hinabregneten, wurden mit dem Toast des schwedischen Königs in Berlin in Zusammenhang gebracht, in dem die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß die schwedischen und preußischen Armeen sich noch einmal als Waffenbrüder treffen möchten.

Im Innern des Reiches merkte man das Wehen neuer Winde. Schon bei den Krönungsfestlichkeiten in Upsala hatte der bisher unbekannte Kleinstadtlehrer Wirsén die Studentenschaft dem Königspaare zu Füßen gelegt und sie zur unmittelbaren Verfügung des Regentenhauses gestellt, und bald sieht man die ganze junge Litteratur auf vier Füßen.

Die religiöse Befreiungsarbeit wurde in den Windeln erstickt. Der Dozent Scheele hatte die bekannte Legende

von der Austreibung des Teufels mit nach Hause gebracht; Beskows Kirche war im Jahre 1867 mit einem Wunder eingeweiht worden (die bekannte Taube, die durch die Kirche flog); und der Justizminister Adlercreutz war Vorsitzender der Evangelischen Vaterlandsstiftung geworden. Derselbe Beskow hatte seinen Namen einem Schulunternehmen geliehen, und in diesem Institute wurden die Prinzen erzogen. Die Dichter stimmten ihre Drehorgeln für den neuen Sonnenuntergang; das Freimaurertum blühte als das Ritterhaus der Bürgerschaft; das königliche Theater spielte Militairstücke; die Landmannspartei schloß mit der Reaktion Kompromisse ab; der Geschäftsschwindel nahm zu, und die Aesthetik blühte. Die ganze Maschinerie ging rückwärts, und der Zug rollte den Berg hinab.

Es war hoffnungslos, jetzt an eine Arbeit nach vorwärts zu denken! Und ebenso hoffnungslos, den Rückwärtsgang aufhalten zu wollen.

Das Leben war Johann unerträglich, als er sah, daß alle die Fahnen verließen; wenn er jetzt einen Ruf erschallen ließe, wäre er mit lautem Gelächter empfangen worden. Aber in ledigen Stunden erwachte die Hoffnung wieder wie ein Strahl, und er überblickte sein reiches Material für die Attacke, die er vorbereitete.

„Wenn ich dreißig Jahre alt bin, werde ich einen Roman schreiben!“ — pflegte er oft nach einer durchschwärmten Nacht zu sagen.

„Wovon wird er handeln?“ — fragte man ironisch.

„Das werdet Ihr sehen!“

Nun kam die Hungersnot wieder, und er nahm ohne Bedenken eine Anstellung an der Wochenzeitung der Bauernpartei an. Ohne Illusionen, als er anfing, fühlte er jedoch bald seine getäuschten Hoffnungen noch übertroffen. Auch die Bauern waren müde geworden, und aus einer Oppositionspartei hatten sie sich im Laufe der Jahre durch die Berührung mit der „Intelligenz" korrumpirt.

Seine Beschäftigung bei dieser Zeitung währte nur ein paar Monate. Es war die Zeit der tiefsten Not, Krankheit und Demüthigung, die er je durchlebt hatte. Aber das Schicksal oder wohlwollende Menschen lenkten seine Schritte auf eine neue Bahn, die für den zukünftigen Schriftsteller von großer Bedeutung wurde. Im Herbst desselben Jahres wurde nämlich sein Gesuch beim König um Anstellung als außerordentlicher Amanuensis in der königlichen Bibliothek bewilligt.

8.

Königlicher Sekretär.

(1874—75.)

Auch in der Zeitungspresse gab es eine Rangliste, und Johann war durch seinen Uebergang von einer täglich erscheinenden zu einer Wochen-Zeitung auf der sozialen Skala gesunken. Zu Hause wagte er sich nicht zu zeigen, denn hier hielt man ihn wirklich für heruntergekommen, und seine früheren Kollegen von der Tageszeitung sahen mitleidig auf ihn herab. Seine alten Freunde betrachteten ihn mit Mißtrauen, da er seine Verpflichtungen weder als Schuldner noch als Schriftsteller eingelöst hatte. Krankheit, die als Folge des Fiebers auftrat, warf ihn jeden dritten Tag nieder und zernagte ihm allen Mut, alle Kraft. Er wurde nun wirklich milzsüchtig und menschenscheu, so daß Tage kamen, an denen er aus Furcht vor Menschen nicht in das Restaurant ging, um zum Mittag zu essen, und an anderen Tagen aß er nichts aus Mangel an Geld. Es war ein elendes Leben, so elend, wie es vielleicht nur der niedrigste Proletarier

führt. Bisweilen lag er den ganzen Tag auf dem Sopha, die Gedanken drehten sich im Kreise, und er hoffte, daß der Tod oder der Wahnsinn ihn befreien würde, aber um die Abendstunde kam der Hunger und jagte ihn auf. Die Nacht nahte heran, und er hatte die Kraft nicht mehr, noch einmal zwölf Stunden zu hungern. Da sprang er auf, im Kampfe gegen seinen Stolz bedeckte sich sein Körper mit kaltem Schweiß, und er suchte irgend jemanden auf, der sein Leben für diesmal rettete.

Das „Rote Zimmer" war aufgelöst. Die Künstler waren ins Ausland gereist; der Lieutenant hatte seinen Abschied genommen und sich einem unbekannten Schicksal entgegen nach Paris begeben. Drei andere waren nach Amerika gegangen. Einige waren untergegangen. Die neue Art, das Leben zu betrachten und seine Nichtigkeit zu durchschauen, hatte ihnen einen Ekel vor der Tretmühle der Gesellschaft eingeflößt und sie daran gewöhnt, das winzige Leben vom großen Gesichtspunkt aus zu betrachten.

Er war jetzt total bankerott. Er glaubte nichts, hoffte nichts, wollte nichts. Da kam der Zufall in der Form eines fremden Willens und faßte ihn am Kragen.

„Du mußt in die Bibliothek hineinzukommen und an Deinen Platz zu gelangen suchen!" — sagte der.

„An meinen Platz! Es giebt keinen Platz für mich!"

Hätte ihn nicht ein anderer geschickt und ihm Selbstgefühl gegeben, er hätte sich nicht mehr erheben können. Er gehorchte blindlings, und bald war er wieder einregistrirt, diesmal mitten in die oberen Klassen.

Da die Bibliothek dem Kultusministerium unterstellt

war und gewissermaßen ein Annex desselben bildete, so fand er sich eines schönen Tages mit dem gesetzlichen Titel eines königlichen Sekretärs und a. o. Amanuensis der königlichen Bibliothek aus der Proletarierklasse emporgehoben.

Zweimal kam das Wort: königlich darin vor, und er lachte in seinem Innern, wenn die Vorgesetzten oder die Büreaudiener ihn mit „königlich“ anredeten. Und als er das königliche Schloß betrat, in dem das Amtslokal belegen war, kam er sich wie ein Dieb vor, der die vorbereitenden Untersuchungen für einen Einbruch anstellte. Er war sehr erstaunt darüber, gut behandelt zu werden, da seine Gesinnungen bekannt waren, aber er merkte bald, daß so kenntnißreiche Menschen nicht konservativer waren als er, daß eine leise Skepsis überall herrschte, daß man aber nichtsdestoweniger leben mußte, die Luft mag noch so dick sein, da „kein Mensch es ändern könne.“

Als er jetzt zum ersten Male den Bibliotheksaal, der so groß war wie Berns Salon, betreten hatte, war er verblüfft. Hier war ein Meer, in das er sich kopfüber stürzen wollte, um es bis auf den Grund auszutrinken. Vor dieser unermeßlichen Arbeit menschlichen Geistes wurde er demütig und glaubte, daß hier alle Rätsel des Lebens gelöst werden könnten. Wo sollte er beginnen? Zuerst ging er zu den Philosophen. Er kannte sie, und keiner hatte dem, was Schopenhauer und Hartmann gesagt hatte, etwas hinzuzufügen. Er irrte herum von Regal zu Regal, wenn aber ein Buch älter war als fünfzig Jahre, so war sein Inhalt in die neuen

Bücher übergegangen und somit überflüssig. Hier gab es also kein neues Wort zur Lösung des Rätsels des Lebens, das bereits gelöst war, da man die Entdeckung gemacht hatte, daß das Ziel des Lebens die Erhaltung des Lebens sei, bis der Tod auftrat. Folglich blieb nur übrig, das Leben zu erhalten. Zu dem Zwecke mußte er sich zu einem tüchtigen Bibliotheksmenschen ausbilden und sich eine Specialität schaffen, die er souverän beherrschen konnte, und die die anderen Beamten nicht beherrschten. Und zugleich wollte er ein ganz neutrales Gebiet wählen, das ihn lockte, die Gegenwart zu vergessen, die nicht aufhörte, ihn zu quälen, weil immer noch ein Funke von Hoffnung, daß es besser werden könne, unter der Asche seiner ausgebrannten Illusionen fortglimmte. Zu dem Zwecke sah er sich aufs Geratewohl um, und da man ihm ohne weiteres einen eigenen Schlüssel zu allen Räumlichkeiten gegeben hatte, konnte er sich überall, wo es ihm beliebte, zu jeder Stunde des Tages aufhalten.

Mit den neuen Titeln kam soziales Ansehen, und Johann merkte bald, wie die alten Gesichter einen neuen Ausdruck annahmen, aber er war zu kurz, um nicht den früheren Gegnern ihr Recht einzuräumen. Er war ja vorher ein Proletarier gewesen und hatte sich in der Gesellschaft, die sie bewunderten und hochachteten, als untüchtig erwiesen, weshalb sollten sie ihm da nicht Geringschätzung zeigen? Von ihrem Standpunkt war das nur folgerecht. Jetzt war er etwas, und jetzt nickte man ihm freundlich zu: willkommen bei uns! Er bemerkte auch, daß seiner Person gewissermaßen ein wenig Macht anhaftete.

Wenn er zum Beispiel allein am Ausleihetisch saß, und ein Forscher, ein Professor aus Upsala, ein höherer Beamter kam, die er abfertigen mußte, so schien es fast, als ob er über dem Bittsteller stand, der um eine Aufklärung oder ein Buch ersuchte. Nicht einer der Leihenden konnte es vermeiden, dupirt zu werden, erst durch das Schloß und dann durch die Bücher. Alle sahen mehr oder weniger demütig aus, wenn sie das innere Zimmer betraten.

Und mit dem sozialen Ansehen kamen vornehme Bekanntschaften, und Credit in Geschäften und auf dem Arbeitsmarkt. Er lebte jetzt von Beiträgen für die Zeitung und Uebersetzungen und suchte sich in seine Rolle als Beamter, so gut er es vermochte, hineinzuversetzen.

Das gesuchte Opiat fand er eines Tages und zwar eins von vortrefflicher Beschaffenheit. In der Handschriftensammlung stieß er zufälligerweise auf eine chinesische Büchersammlung. Da es gedruckte Bücher waren, durften sie unter den Handschriften nicht stehen. Er meldete sie daher zur Uebersiedelung an.

„Transportiren Sie die Bücher," — antwortete der Vorgesetzte, „und katologisiren Sie sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

Das Wort fiel auf einen guten Boden, und Johann warf sich auf die chinesische Sprache. Schon das seltsame Aeußere der Bücher: der gelbe Umschlag, so gelb wie ein südländischer Sonnenschein, und die schönen großen Titel, die er nicht verstand, die aber menschliche Gedanken ausdrückten, lockte ihn. Das Wunderland weit fort vom Westen, das Vaterland der Weisen, das farbenreiche

Leben und die immer fruchtbare Natur packten ihn, und er ertränkte seine Hoffnungen und seine Verzweiflung in dem Ruhe schenkenden, moschusduftenden Studium. Nach einjährigen, kopfzerbrechenden Studien lieferte er den Katalog, nicht ohne eine gewisse Siegesfreude, ab. Er war „Sinologe“ und besaß das ausschließliche Privilegium auf die chinesische Sprache.

Darauf suchte er den Schweden den Stoff auf die mannigfachste Weise zugängig zu machen, indem er in der chinesischen Litteratur nach Angaben über Schweden und seine Bewohner, und in der schwedischen Litteratur über China und die Chinesen suchte. Das Resultat war ein Aufsatz, über den im französischen Institut Bericht erstattet wurde, eine Korrespondenz mit Sinologen auf der ganzen Erde, Medaillen und Mitgliedschaft in gelehrten Gesellschaften. So gelang es ihm, sich allmählich einen heilsamen Idiotismus zu verschaffen, der ernstlich jede Intelligenz auszulöschen im Begriffe war. Auf seinem neuen Pfade kam er bereits so weit, daß er nach einem russischen Orden strebte, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauchte, als die Ereignisse seinen langen Schlaf unterbrachen und ihn in diejenige Bahn, die seine eigentliche war, hineinwarfen. Die Zeit war zur Reife gelangt, die Umstände hatten sich geändert, ein Unwetter zog sich zusammen, und vereinzeltes Krachen in der Ferne verkündigte eine Erderschütterung, deren Herannahen nicht aufgehalten werden konnte.

Um sein Unglück voll zu machen, hatte er seit seinem Eintritt in die Morgenzeitung eine Geliebte gehabt. Bei einer Orgie, die seine Kollegen und ihre Geliebten gefeiert hatten, war er ihr begegnet. Da Johann und sie die einzig Unpaarigen waren, wurden sie zusammengeworfen. Sie wurde Frau titulirt, galt als verheiratet, aber kinderlos, und ihr Mann war nie zu sehen. Man behauptete, daß er mit anderen Mädchen lebte. Es bestanden demnach keine Hindernisse für die Verbindung, die ohne die mindesten Schwierigkeiten geschlossen wurde, besonders da der Widerstand fast gleich Null war. Sie begannen ohne Sentimentalität und ohne jeden Idealismus. Aber in Ansehung des großen Unterschiedes in Bildung und Neigungen gab es zwischen ihnen nicht viel Berührungspunkte. Sie wollte sich jeden Tag amüsiren und erschien so oft in Johannes Wohnung, daß sie seinen Arbeiten hinderlich wurde. Schließlich war er ihrer überdrüssig, aber er wollte nicht mit ihr brechen. Er schickte daher einen Kollegen zu ihr, der seine Rolle übernehmen und ihn befreien sollte. Dies gelang ihm bei der ersten Attacke, und damit hätte die Angelegenheit erledigt sein können. Aber als Johann die Nachricht empfangen, daß der Kollege seine Mission ausgeführt hatte, erwachte die Eifersucht, oder was es sein mochte, in ihm, und er war außer sich. Er fühlte, daß er an diese unbedeutende Frau festgewachsen war, und war verzweifelt. Er suchte sie wieder auf; er flickte die Verbindung wieder zusammen und trat in eine schmachvolle Sklaverei ein, da sie jetzt bemerkte, daß sie ihm unentbehrlich geworden war. Er

zog an seiner Kette, die jetzt schwerer wie früher war, weil sie schändlich war.

In einem Anfall von Wuth beschließt er, sich zu rächen und sie fühlen zu lassen, wie es schmeckt, ver stoßen zu sein. Zu diesem Zwecke schreibt er ihr einen Brief, in dem er erklärt, daß er, ihrer müde, sich an eine andere gebunden habe. Die Wirkung war unfehlbar. Sie kam in die Zeitungsredaction und drängte sich, bleich wie eine Leiche, krank, vor Eifersucht entstellt, in sein Zimmer ein. Er wurde von Mitleid erfaßt und begleitete sie. Sie benutzten ein Dampfboot nach dem Thiergarten. Sie weinte und erklärte, daß sie ihn liebe- Sie bittet um Gnade; sie will ihm treu und seine Sklavin sein. Sie küßte seine Hände und kroch ihm nach. Das Resultat war eine neue Versöhnung. Aber mit seinem Eintritt in die Bibliothek als Beamter stellte sich eine neue Veränderung ein. In ihr erwachte jetzt die Furcht, ihn zu verlieren, da er zu steigen verhieß, und ihr Unterklasseninstinkt mahnte sie, ihn unten zu halten. Er aber suchte sich dadurch ans Land zu retten, daß er die Gelegenheit nach einer großen und reinen Neigung aufsuchte. Damit meinte er ein Mädchen seines Standes, seiner Bildung, mit dem er sich verloben und später verheiraten könnte. Trotz aller Skepsis saß in ihm di Madonnenverehrung noch fest, und er erblickte in einer solchen Verbindung seine Rettung. Nicht als ob er glaubte, ein Weib finden zu können, das seine Gedanken verstand, — es gab ja kaum einen Mann, der das vermochte, — aber es mußte jedenfalls ein Weib sein, das, das — was? Das eine Pension besucht hatte, un-

schuldig, unzugänglich war, wer weiß, was noch alles? In der Liebe ist der Mann Aristokrat, jedoch nicht so sehr wie die Frau. Er kann jede beliebige Frau heiraten, aber lieben nur eine Frau aus derselben Klasse oder aus einer höheren Klasse. Was beweist das anders, als daß die Klassenvorurteile sich so tief bei ihm eingefressen hatten, daß sie unbewußt seine Wahl beeinflußten, als er sein Geschlecht fortsetzen wollte. Anstatt eine starke Mutter zu suchen, sucht er eine auf der Gesellschaftsskala Höherstehende. Daher werden keine höher entwickelten Menschen geboren, sondern der Gesellschaft besser angepaßte Mitglieder, woraus die Folge entsteht, daß die Gesellschaft an Stärke gewinnt, das Geschlecht aber verliert. Er konnte sich nicht in eine Frau mit groben Formen, häßlichen Nägeln oder großen Füßen verlieben. Er wollte zu der Frau, die er liebte, aufsehen. Was bedeutet das: aufsehen? Also wollte er zur Schönheit, Geburt, Stellung, Vermögen, zum Unzugänglichen aufsehen. Demnach sozial aufsehen. Aber seine Begriffe von einer Frau, die wert ist, geliebt zu werden, enthielten auch: Weiblichkeit, Mütterlichkeit, gerade diejenigen Eigenschaften, zu denen der Mann aufsieht, weil sie ihm fehlen, weil er sie nie erreichen kann, das Komplement, dasjenige, wodurch die Frau dem Manne überlegen ist. Die Geschlechtsdifferenzirung, die von aseruirten Individuen unserer Zeit im Begriffe ist, ausgelöscht zu werden, deutet Degeneration an: Das Geschlecht muß sinken, wenn die Ungleichheiten vernichtet werden, und jeder Versuch, die Frau dem Manne gleich zu machen, wird die Geschlechter nur noch mehr von einander entfernen, und dann erst

wird die Frau dem Manne wirklich unterlegen sein. Das sollten in erster Reihe wenigstens die Evolutionisten verstehen, aber die sind hauptsächlich in dem Irrtum stecken geblieben.

Indessen, als Johanns Geliebte von neuem die Oberhand zu gewinnen suchte, indem sie ihm untreu wurde, beschloß er, sich einer großen Leidenschaft in die Arme zu werfen und zu dem Zwecke nach langer Trennung seine Schwestern aufzusuchen, die nun große Damen waren und mit erwachsenen Mädchen Verkehr pflegten.

Es war an einem Sonnabend Nachmittag im August, als er sich ankleidete, um nach Drottningholm zu fahren, wo seine Familie wohnte. Es klopft an die Thür, und er öffnet der Geliebten, die in Gesellschaft eines Freundes eintritt.

„Wo willst du hin?“ — fragt sie.

„Ich besuche meine Schwestern in Drottningholm!“

Bei dem Worte: Schwestern horchte sie auf und blitzte mit den Augen.

„Du hast sie ja früher nie besucht,“ — sagte sie.

„Nein, aber jetzt werde ich's thun!“

„Wo wohnen sie?“

„Auf Drottningholm!“

„Sind viel Sommergäste da?“

„Sehr viel!“

„Und auch junge Mädchen?“

„Ja gewiß!“

Er sah im Spiegel, daß ihr Gesicht einen schrecklichen, wilden Schmerz ausdrückte, wie das eines verwundeten Thieres.

„Kannst du nicht bei uns in der Stadt bleiben?“ — fragt sie bittend.

„Nein, das kann ich nicht. Verzeih', aber ich muß jetzt zum Dampfboot!“

Sie bat und bettelte, und der Freund spielte den Edelmütigen und half ihr dabei. Johann fühlte Mitleid mit ihr. Es war die Verzweiflung der unteren Klassen, daß es ein Gebiet gab, welches ihnen nicht zugänglich war. In diesem Punkte litt er mit ihr, und für einen Augenblick vergaß er ganz, wie er ihr Sklave gewesen und wie sie ihn getreten hatte. Aber er blieb tapfer und ging. Sie begleiteten ihn die Straße hinauf und baten ihn, in der Stadt zu bleiben.

Bei Norrbro versuchte sie schließlich zu drohen.

„Gut, dann gehen wir nach dem Thiergarten,“ — sagte sie.

„Geht nur,“ — antwortete Johann, — „Adieu und viel Vergnügen!“

Sie trennten sich. Als er nach Drottningholm gekommen war und die Schwestern traf, fühlte er sich wie befreit. Er hatte den Park, das Schloß, die Seen und den Hain seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen, und wie gewöhnlich wirkte dieses äußere Medium so stark auf ihn, daß alte Gedanken, Vorstellungen und Gefühle in ihm aufstiegen. Der Glockenturm stand noch am alten Platze, und jetzt läuteten die Glocken wie damals, als er zum erstenmale vom Klara-Kirchhof hier hinaus auf Sommerwohnung kam. Dort oben auf dem Mühlberg stand noch das weiße Haus, aber die Mutter war nicht mehr da. Alles war ebenso schön, rein und luftig, aber

ihm dünkte, als käme er aus dem Schmutz. Was bedeutet das Wort: Schmutz? Die Geschlechtsliebe ohne Gesellschaftsgesetze ist schmutzig geworden, der Armut hat man den Stempel: schmutzig aufgedrückt, Freiheit von Aberglaube und Vorurteil hat das Aussehen von Schmutz angenommen. In welchem Schmutz hatte er denn sonst gesteckt? Das bedeutet einen großen Rückfall in Kindheit und Vorurteil! Ist die Mutter rein, die Glocke des Pagoden, die zu Götzendienst und Fetischismus ruft, heilig, sind seine selbstischen, kleinlichen, geilen Kindheitsgedanken rein gewesen? Sicher nicht! Aber jetzt erschien es ihm so!

Und als er seine Schwestern wiedersah, von denen die älteste der Mutter glich, da empfand er ein so reines Gefühl für diese jungen Weiber, daß der Glaube in ihm aufstieg, alle Gefühle für andere Weiber seien unrein.

Er sprach mit ihnen von ihren Bekanntschaften und erfuhr, daß ein Mädchen, für das er in seiner Jugend geschwärmt hatte, immer noch eine gewisse Neigung für ihn empfand. Wirklich! Und nun stieg ihr Bild empor, jung, schön, und vor allem rein. Er kam sich wie ein Sünder, wie ein Lump vor und wollte sie, die er so viele Jahre nicht gesehen hatte, anbeten.

„Wo lebt sie?“

„In Stockholm; und sie besucht jeden Dienstag die Vorlesungen in der Musikakademie.“

Er wollte gleichfalls hingehen.

„Ja, thue das, wir treffen uns dann dort!“

Johann kehrte ruhig, stark und voll froher Gedanken in die Stadt zurück. Es war, als ob alles Böse von

ihm gewichen wäre. Möge er jetzt nur kommen, der böse Engel, er würde ihn schon zurückschlagen. Er mietete sich ein Pianino, fing an zu spielen und zu singen und kaufte sich Rosen für sein Fenster. Dann ging er an die Umarbeitung von „der Abtrünnige.“ Er hatte die alte Geliebte mehrere Tage nach der Trennung nicht gesehen, als er eines Abends durch den Berzelius-Park ging. Eine Gesellschaft von Damen und Herren, die betrunken waren und lärmten, kam ihm entgegen. Am Arm eines langen Artillerieoffiziers hing sie, seine Geliebte. Als sie Johann erblickte, drehte sie sich ihm zu und schlug eine helle Lache auf. Er fühlte das Unangenehme darin, aber er ging ziemlich ruhig weiter. Als er sich am folgenden Nachmittage ankleidete, um in die Musikakademie zu gehen, klopfte es an seine Thür! Johann öffnete sie halb und rief hinaus: empfange nicht Darauf verriegelte er die Thür. Nun begann ein auffälliges kompliciertes Poltern im Korridor. Erst klopfte es mehrmals. Dann wurde es ruhig. Dann schlug die Korridorthür zu, wie wenn jemand auf immer geht. Kurz darauf wurde sie wieder geöffnet und nun wütend an die innere Thür gedonnert. Die Fräuleins aus der gegenüberliegenden Wohnung kamen heraus; Worte wurden gewechselt, dann war es ruhig.

„Sie wollen sehen, wie ich nach der gestrigen Begegnung aussehe!“ — dachte Johann.

Darauf kleidete er sich an und ging aus. Als er aber auf die Straße kam, wurde er von zwei trippelnden, kurzen Schritten eingeholt.

„Wann kann ich Dich sprechen?“ fragte sie, halb triumphirend, halb bittend.

„Nie!“ — antwortete er und kehrte ihr den Rücken zu. Sie folgte ihm, die Arsenalsstraße hinauf, erst bittend mit erloschener Stimme: dann schimpfend wie eine Straßendirne. Jedenfalls war das das Ende, und athemlos, erregt, kam er in dem Saale der Musikakademie an, wo er die Schwestern traf und diejenige zu sehen bekam, die er bereits anbetete.

Damit war seine Liebesgeschichte abgeschlossen. Sie war reich an Episoden, von denen manche für den Liebhaber wenig rühmlich waren. Jetzt, wo er mit ihr gebrochen hatte, war er froh, von einer in jeder Beziehung schmählichen Verbindung befreit zu sein, in der er die Rolle des Diebes gespielt hatte, da er einem andern die Früchte stahl, wenn er auch nicht der Verführer gewesen war. Um das Weib war es nicht schade, denn sie hatte ursprünglich die Liebe zu ihrer Laufbahn erwählt, sich wohl darin befunden und war eine genußsüchtige Männerverderberin. Eigentümlich, aber, wie es scheint, nicht ungewöhnlich war es, daß er auf den Mann nie eifersüchtig, seiner Geliebten dagegen die ganze Zeit hindurch treu gewesen war. Was ist denn Eifersucht? Ernest Feydeau hat in dem bekannten Roman „Fanny“ einen Liebhaber geschildert, der auf den Mann eifersüchtig war, aber wie eine lächerliche Figur auf dem Balkon sitzen blieb.

Wenn er nun Anlagen zum Frauenhasser gehabt hätte, dann würde er natürlicherweise kein Weib mehr angesehen und das ganze Geschlecht verdammt haben,

aber er war ein Frauenverehrer, und deshalb suchte er sofort eine andere auf.

Die Frucht seiner musik-akademischen Vorlesungen war ein glühendes Feuer. Er sah sie und liebte. That er das wirklich? Oder dichtete er? Nach Verlauf einiger Zeit, nachdem er sie mehrmals gesehen hatte, schickte er folgenden Brief ab, der um Eröffnung der Bekanntschaft bat. Der Brief ist an einzelnen Stellen geziert, erscheint an anderen aufrichtig und ist im übrigen die teufelverehrende Verzweiflung der Nachromantik, die im Weibe die Retterin den Engel sah, charakteristisch. Es giebt eine ganze Gruppe von Liebhabern, um nicht zu behaupten, alle, die das Herz eines Weibes dadurch zu gewinnen suchen, daß sie sich wie vom Teufel besessen präsentiren, um von der Liebsten Erlösung zu erbetteln. Daß es unbefriedigter Trieb sein sollte, der um Erhörung fleht, ist sehr unwahrscheinlich und erfordert Untersuchung. Ein jüngeres Geschlecht, das sich mit dem Glauben an Gott abquält, hat den Frauenkultus beibehalten. Ist es die Mutter, der Ursprung (=Gott), den sie verehren, oder sind sie in diesem Punkte Idealisten? Die Schwierigkeit für junge Männer der oberen Klassen, eine Geliebte aus derselben Klasse zu finden, ist immer groß gewesen, und daher ist die Mißachtung der Huren und die Ueberschätzung der Familientöchter im gleichen Verhältniß gestiegen. Er suchte eine ebenbürtige Frau, um sich zu kompletiren, aber da steigt das ökonomische Problem herauf und erweist sich als ein Rätsel der Sphinx: antworte oder stirb! Der bewußte Kulturmensch, der Alles durchschaut, suchte jetzt in der Frau den un-

bewußten Menschen mit dem er noch einmal die „goldene" Kinderzeit in neuer Auflage durchleben könnte. Das zerrissene Band zwischen ihm und der Mutter wollte er wiederanknüpfen, denn der Mann kann ohne Weib nicht leben, wohl aber das Weib ohne Mann. Er wollte von ihr neuen Zufluß von Naturkräften haben und ihr dafür seine Gedanken geben — wenn sie sie haben wollte. Er wollte ihr Gefühlsleben an sein Gedankenleben anlöten und damit den vollständigen Typus eines Menschen bilden, oder vielleicht glaubte er das nur? Genug, er schrieb seinen Brief, vorsichtig in der Form eines Briefes an einen Freund abgefaßt, um für den Fall der Rücksendung sich keiner abgewiesenen Brautwerbung ausgesetzt zu haben.

„Auszug aus einem Brief an Freund X.

Dienstag, den 20. April 1875.

Heute war der erste Frühlingstag. Ich ging vor die Stadt, wo es ruhig, einsam und häßlich ist, wo kein Baum dem Auge die Aussicht verdunkelt, dem Auge, das das Himmel-Nichts sucht, wo kein Strauch an die Schlange, keine Blume an den Stachel erinnert, wo kein Vogel ein Spottlied auf die Bosheit des Schöpfers singt und den lähmenden Gedanken an ein höheres Wesen erweckt, wo der Verzweifelte das Herz der verwüsteten Natur an seinem Herzen schlagen fühlen kann. Alles war zerstört, denn die Sonne schien, und es war Frühling. Du hast mir die Freude des Winters nicht gegönnt! Weshalb blieb mir die Finsterniß nicht, die Finsterniß für meine Gedanken, das Eis für mein Herz?

Was haben die Vögel hier zu thun? Ich möchte sie alle in ein großes Bauer setzen und ihnen Safranbrot geben, damit sie sterben; wäre ich Gottes Sohn, so würde ich meinen Vater bitten, daß er mir eine Glocke machte, so groß, daß alle Hummeln und Bienen, die oben auf der Sahlweide herumsummen, Platz darin finden, damit ich sie dann durch schlechten Tabak zu Tode rauchen könnte; man gebe demjenigen, der die erste Lerche schießt, einen Dukaten, — hundert für die erste und das Doppelte für die folgenden — dann die unglückseligen Schmetterlinge, die sich einen ganzen Tag mit dem Leben herumschleppen, — wäre ich bei ihrer Erfindung dabei gewesen, ich hätte sie mit Insektenpulver auf den Flügeln geboren werden lassen anstatt mit dem gepriesenen Staube — warum wird auf Wiese und Wald das Unkraut nicht fortgeschaufelt — warum wird der Verkauf von Blumen nicht bestraft wie das Betteln — warum muß der Himmel so abscheulich blau sein, wenn es auf der Erde soviel Schmutz giebt — genug!

Es wurde Mittag.

Wird es denn nie aufhören, daß man mich wie ein wildes Thier verfolgt, wird denn niemals Friede in meine unruhige Seele einziehen? Wann wird Bosheit und Mißgeschick ermüden? Du kennst meine Vergangenheit! Eine Kindheit habe ich nicht gehabt; was weiß ich von der Freude der Jugend? Ich habe nicht eine Erinnerung in der ich in düsteren Stunden ausruhen könnte, und da-

bei besitze ich zuviel Lebenskraft, um zu dem Entschluß kommen zu können, daß ich zu existiren aufhöre! Ich wurde müde und versuchte zu schlafen. Es war am Nachmittage. Unruhige Träume quälten mich — ich sprang auf — ich mußte ins Freie — es war ein enfetzliches Gefühl der Einsamkeit — ich fürchtete mich im Dunkeln, obwohl die Sonne hoch am Himmel stand. — Wohin sollte ich gehen? — Ich mußte hinaus in das Gewühl unter die Menschen, gleichviel unter welche. Da erinnerte ich mich, daß ich ein Billet zu den Vorlesungen in der Musik-Akademie besaß, wohin ich meiner Schwester zu kommen versprochen hatte, wo ich aber bisher noch nie gewesen war. Der Anblick zweier glücklicher Menschen quälte mich! Ich eile hin! Ich befinde mich kaum in der Thür, als ich jene entsetzliche Angst empfinde, die mich jedesmal packt, wenn ich unter vielen Leuten bin — ich will wieder umkehren, als ich jemanden sehe, der mich grüßt. Es war eine junge Dame. Ich erwiederte den Gruß linkisch wie gewöhnlich, vergesse jedoch nicht, mich davon zu überzeugen, ob auch sie jenes Hohnlächeln für mich übrig hat, an das ich so gewöhnt bin — denn alle Damen glauben, ich sei nicht bei Verstande und lachen mich deshalb aus! Nein, mein Gott! ich begegne nur zwei freundlichen Blicken, die so sanft dreinschauten, daß es mir in die Seele schnitt! Ich erkannte sie wieder und schämte mich! Zehn Jahre sind verflossen, seitdem ich nicht mit ihr gesprochen habe, oder sind es acht? — Erinnerst du dich, daß ich manchmal, wenn ich in alten Erinnerungen suchte, von einem kleinen Mädchen in * * * sprach, das ich draußen unter Kiefern Sommer für Sommer

aufwachsen sah, und, nachdem sie aufgewachsen war, nicht wiedergesehen habe! Es giebt also doch eine Erinnerung, bei der ich verweilen kann! Wie sauer waren mir jene schönen Sommertage geworden, da ich mit den entsetzlichen Jungen eingesperrt wurde, wenn ich nicht jenes kleine Kind gehabt hätte, von dem ich Geduld lernte. Sie hatte eine kleine Schwester, der sie die Mutter ersetzen sollte — die armen Kinder besaßen keine Mutter mehr. — Niemals war sie böse oder der Kleinen müde, immer war sie diejenige, die unter den anderen Frieden stiftete. Im letzten Sommer war sie kein Kind mehr, und wie schön sie war! Ich kann mich nicht erinnern, mit ihr gesprochen zu haben, obwohl ich täglich in das Haus kam — ich getraute mich nicht, und sie antwortete so kurz — ich war schüchtern und mußte sie erschreckt haben. Wie oft wurde ich von dem liebenswürdigen alten Herrn ausgescholten, weil ich beim Brettspiel nicht aufmerksam war! Sie trug die Schuld daran, aber niemand wußte es! Und dann ging ich hinaus in die Welt und vergaß alles, und dann kam der und jener, und thaten mir weh — aber es geschah mir recht! . . .

Ich ging in den Saal — ich fürchtete mich nicht mehr vor den vielen Leuten. Ich war nicht mehr allein; mir war so wohl zu Mut, man sang, ich hörte nicht, was; es wurde mir so weich und warm ums Herz, und ich schämte mich meiner Schwäche nicht! Der Saal lag im Halbdunkel, aber durch das Dunkel sah ich einen Lichtstrahl, das war ihr bleiches Gesicht mit den reinen, milden Zügen — sie war schwarz gekleidet; hatte sie Trauer, oder trug sie an einem Kummer? Um ihren

Mund liegt es wie Wehmut; auf der Brust trägt sie ein Stahlkreuz; jetzt wendet sie das Gesicht fort, aber das Kreuz strahlt und funkelt im Licht der Lampen; warum soll es ein Kreuz und nicht ein Stern sein? Was ist das für eine Musik, die durch den Saal dringt — ich darf die Sängerin nicht ansehen — sie ist vermutlich abscheulich; ich darf nicht auf die Worte hören, sie sind sicherlich einfältig — ein schrecklicher Mensch beugt sich vor und verdunkelt mir alles, es wird wieder dunkel, so nächtlich dunkel; aber wieder blitzt es auf, die Finsterniß verschwindet, und ich begegne ihrem Blicke! . . .

Erschüttert, glücklich, verzweifelt ging ich nach Hause! In der Luft sang es, in meinem Herzen jubelte es, alle bösen Gedanken wichen von mir, ich fühlte, daß ich schlecht sei und wollte wieder gut werden. Ich warf mich auf das Sopha und weinte — zum ersten Male seit sechs langen, entsetzlichen Jahren. Gesegneter Frühling!!

Sonntag den 25. April.

Was für Tage habe ich erlebt! Ich lebe wieder! Heute morgen hob ich ein Innenfenster aus und ließ die Frühlingsluft ins Zimmer strömen! Das Eis in der Bucht dort unten ist verschwunden, und die Sonne scheint so herrlich! Alle Glocken singen jubelnd über die Dächer hinweg zu meinem Bodenfenster hinauf — der Wind flüstert hinter den Gardinen; die Wetterfahne auf dem Dache, die mich den ganzen Winter hindurch mit ihren Klageliedern ermüdet hat, knarrt jetzt so lustig in ihren Angeln — die Schiffe unten im Hafen flaggen, und alles atmet Freude und Sonnenschein und Frühling,

und wieder höre ich die wunderbare Musik, die jubelnd in meinem Herzen singt, in meinem von der Zeit gealterten, vertrockneten Herzen!!!

Und ich ging hinaus ins Freie — nicht dahin, wo es so erschreckend öde und häßlich ist, nein, fort in den Hain, wo die Blumen warten, um Pfingsten zu feiern — und suchte unter dem dürren Laube nach einem Leberblümchen und küßte es und segnete es und flüsterte dabei ihren Namen! ! !

Und im Haselbusch saß ein Sänger und fragte nicht, ob ich mich nicht schäme! O, du lieblicher, kleiner, häßlicher Vogel du, der du so schön singst, und zu dem ich so schlecht gewesen, höre mir zu, ich will Dich ein Lied lehren, das Steine rühren wird; aber spute dich, denn der Sommer ist kurz! Setze dich hierher auf den Zweig; jetzt kommt der Wind, und ich flüstere es Dir zu! ! ! — Aber du darfst es jetzt nicht weitersagen! Im Herbst, wenn du von uns ziehst, dann sollst du es singen über Meer und Land; vielleicht ist es dann ein Trauergesang über eine begrabene Liebe, vielleicht, vielleicht! . . .

Dienstag den 27. April.

Ich habe sie wieder gesehen! Warum ist es nicht täglich Dienstag?

Dienstag den 4. Mai.

Man hat mich ausgeforscht! Man findet mich so verändert; man hat auch mich auf — einer Straße gesehen, wo ich nichts zu habe, sagt man, wo ich aber einen Freund habe, der Nummer fünfzehn wohnt. Man hat mich in einem Blumenladen gesehen, wo ich eine Azalie, eine Rose, ein Stiefmütterchen, ein Vergißmeinnicht und eine

Reseda gekauft habe. Die Nachbarn können nicht schlafen, denn der königliche Sekretär hat sich ein Pianino angeschafft und singt.

O, ich verabscheue diese Vorlesungen, wo man von einer Menge von liebenswürdigen, aber unleidlichen Menschen dasjenige ausstellen soll, was man am allerheiligsten hält!

Wie soll ich sie sehen, mit ihr sprechen können! Schließlich, — warum half ich ihr nicht beim Anziehen des Mantels — und ich fürchte mich so, daß ich mich lächerlich mache. Ich machte mir auf der Straße zu schaffen — sie hatte Gesellschaft, auf Kungsbacken überholte ich sie, ich kam mir so schüchtern vor, wie kein junges Mädchen es gewesen wäre!

Jetzt kommt das Schreckliche! Ich habe erfahren, daß sie als junge Dame Mode ist, daß alle junge Herren um sie herumscherwenzeln, daß sie bereits verschiedene Anträge abgewiesen habe, daß sie kalt ist! Aber, mein Gott, darf ich denn wagen, mir mehr zuzutrauen als die anderen? Ach, wenn sie mich nur kennte, wenn sie nur wüßte, was sie mir schon ist, und was sie mir gewesen ist, sie würde einen Menschen nicht untergehen lassen wollen — ja, ich fühle es, wenn dies zerspringt, dann sinke ich wieder hinab!

Ich bin jetzt eine Zeitlang so glücklich gewesen — das zeigt Unglück an!

Sonntag den 9 Mai.

Kann es denn wahr sein? Wenn es so wäre, dann hat es doch etwas zu bedeuten? Ich war heute bei den Schwestern. Ich erhielt einen Brief oder ich

nahm einen Brief von Jenny S. an meine Schwester, der vom 6. Juni 1873 datirt war. Ich wage nicht von seinem Inhalt zu sprechen, aber ich werde an einen Vers von Heine erinnert. Ob sich der Gottlose damals etwas gedacht hat, als er Folgendes schrieb:

Sie liebten sich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn.

Die Aufschrift hatte sie gemacht: ** ***

Ich werde heute Nacht ungewöhnlich lange wachliegen und lesen. . . .

Wehe mir, wenn sie wüßte, daß ich den Brief gelesen habe.

Das Weib verlangt immer, daß der Mann glauben soll, er werde von der, die er liebt, verabscheut!

Dienstag den 11 Mai.

†

Sie war nicht da! Wenn ich nur wüßte, warum! Die Schwester sagt, es findet nur noch eine Vorlesung statt. Man denke!

Das hat mich auf ernste Gedanken gebracht. Etwas muß gethan werden! Was? Soll ich ihren Bruder aufsuchen, meinen alten Schüler, ihm sagen, was ich auf dem Herzen habe — oh! er könnte es nie so darstellen, wie ich wollte! Sie verkehrt mit meiner Cousine! Dahin gehe ich unter keiner Bedingung! Sie hat einen Vormund! Da kommt der schwierige Punkt! Ihr Vormund hat kein Recht über ihr Herz, und ich kann doch nicht um sie werben, da sie mich nicht kennt. Ich will ihre

Bekanntschaft machen, von ihr hängt es ab, sich mir zu verweigern! Verhaßte Gesellschaftsgesetze verbieten mir, sie zu suchen, ihre Wege auszuspioniren, und ich hasse alles, was krumm ist. Soll ich die Hände in den Schoß legen und alles ruhig gehen lassen? Nein, ich zerbreche die gesellschaftlichen Gesetze, das Schlimmste ist, sie werden wieder geflickt. Sie muß es erfahren, daß ich sie liebe, nicht wie ein Jüngling, sondern wie ein Mann, das heißt fürs Leben! Aber wie? Tod und Verzweiflung

Dienstag den 18. Mai.

Vielleicht zum letzten Male! O, es ist, als ob man mir das Herz aus dem Leibe gerissen hätte! Heute zeigte sie ihren Freundinnen einen Brief. War es einer . . . Sie sieht nicht grausam aus; nur schlechte Naturen können mit heiligen Dingen spielen!

Hat sie mich nicht geahnt? Keinen Blick in der Stunde des Abschieds, der mir die Hoffnung hätte geben können, zu leben! Liebt sie einen anderen?!

Ich habe meinen Entschluß gefaßt. An eine junge Dame zu schreiben, hat man kein Recht. Nun gut, ich schreibe an einen anderen, an den unbekannten Freund, den ich vergebens gesucht, aber nie gefunden habe, und sie darf die Briefe lesen! Schickt sie mir diesen Brief bis zum Sonnabend Abend, den 29. dieses Monats, nicht zurück, dann habe ich das Recht, sie aufzusuchen, wo es auch sein mag, dann hat sie mir die Erklärung gegeben, daß sie mich nicht verabscheut, daß sie keinen anderen liebt, daß sie mir gestattet, ihre Bekanntschaft zu machen

— nichts weiter. Im andern Falle, — möge Gott mir helfen!

Den 24. Mai.

Du hast jetzt meinen Brief gelesen, unbekannter Freund, und Du antwortest mir nur mit der prosaischen Frage, ob ich heiraten könne, denn du wüßtest, daß man in meinen Jahren nicht lange verlobt ist. Ja, antworte ich! Meine ganze frühere Arbeitskraft ist wieder erwacht, und damit und mit dem frohen Muthe verschwindet alles Mißgeschick. Ich bin a. o. Amanuensis der Königlichen Bibliothek, ich bin Lehrer, Litterat und denke Schriftsteller zu werden. Du erinnerst dich, daß ich vor drei Jahren ein fünfaktiges Stück „Ein Abtrünniger“ geschrieben habe, das mein Gesellenstück werden sollte. Du weißt, daß der kleinliche Tadel des Königlichen Theaters mich verdroß, und daß ich im Zorn die Arbeit beiseite warf, obwohl ich wußte, daß die Aufführung von mir abhing, sobald ich die notwendigen Aenderungen annehmen wollte. Jetzt habe ich mit neuen Kräften die Arbeit wieder aufgenommen, und wie anders sehe ich jetzt die Dinge! Was dem Stücke fehlt, jene Innigkeit, jene Liebe, wie ihr es nennt und die ich nie verstehen konnte, — ja, jetzt weiß ich, was sie ist — und jetzt muß ich das Stück umarbeiten — in Versen. Uebermorgen werde ich es *** vorlesen, er wird es verstehen, denn er hat viel gelitten. Du siehst, daß meine Zukunftsillusionen die Unterstützung der Wirklichkeit haben!

Und dann fragst Du mich, woher ich wüßte, daß ich liebe, Was versteht man in der Religion unter dem Glauben? Nicht ein Festhalten an gewissen Lehren,

sondern die Umbildung zum Besseren eines Menschen in dem Grade, daß er nicht mehr das ist, was er war! So ist meine Liebe! Glaubst du, daß ein schönes Gesicht diese Wiedergeburt bei mir hatte bewirken können? Glaubst du, daß ein paar blaue Augen dem Verstande eines Zweiflers Klarheit bringen, ein hartes Gemüt züchtigen, den Haß langer Jahre schmelzen. den Hohn verstummen lassen, dem Spotte zu schweigen gebieten, den Glauben an die Menschheit wiedererwecken, neue Kräfte zur Thätigkeit rufen und einem unseligen Geiste Frieden geben? Nein! Ein Schwert ist durch meine Seele gegangen, Gott ist es, der sie gesandt hat, ein Leben zu retten, — das ist mein inniger Glaube, und in ihm habe ich gewagt, was ich gewagt habe!

Wenn du am Sonnabend Abend meine Adresse brauchen solltest, so folgt sie hier anbei."

Etwas Kindliches liegt in dem ganzen Briefe, und es klingt wie die Reue über einen Zweifel, wie die Sehnsucht zurück nach dem Unbewußten. Wenn ein Kamerad aus dem Roten Zimmer den Brief gelesen hätte, würde er sagen: welch' falscher Teufel, dichten zu können! Ja, das ist die Frage: was ist das Wahre, und was ist das Falsche? Seine Seele war wie die Jahrringe eines Baumes: das alte Holz lag im Innern, aber man sah es nicht eher, als bis das junge, das darüber lag, fortgerissen war. Jeder Mensch, der sich

zu klarem Sehen entwickelt hat, wird, obgleich er das Bewußtsein als einen Fortschritt empfindet, das unbewußte Gefühlsleben als einen verlorenen Genuß entbehren, und für den, der mit Hallucinationen begonnen hat, ist Bewußtsein Schmerz. Die Bibelsage verlegt ja den Ursprung der Sünde, des Todes und des Schmerzes in den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß. Das ist ja Hartmann's Philosophie in nuce. Unsere heutige Jugend, die mit klarem Verständniß von der relativen Richtigkeit des Lebens geboren wird, leidet nicht, denn sie hat nichts zu entbehren. Johann dagegen, ein Halbblutromantiker, entbehrte den unseligen Unwissenheitsrausch, in dem er aufgewachsen war. Daher konnte er sich lange dem Bewußten verschließen, wieder Kind werden, spielen, tollen, glauben, hoffen und so weiter; bisweilen verlöschte seine Skepsis von selbst, und er blieb zeitweise bis tief in sein späteres Leben hinein kindlich, was besonders der Fall war, als er selbst zum täglichen Umgange Kinder bekam. Als Uebergangsformation behielt er sowohl den Artcharakter des Romantikers als auch des Naturalisten bei, wie die Blindschleiche, die noch an der Haut die rudimentären Füße der Eidechse hat. Diese Doppelnatur ist der Schlüssel zu seiner Persönlichkeit und zu seiner Eigenart als Schriftsteller.

Den Brief bekam er zurück, aber die Geschehnisse hatten sich über ihn gestürzt, so daß er nicht die Zeit hatte, den Schlag zu fühlen. Eines Tages während seiner Werbungsgeschichte erhielt er einen Brief von einer unbekannten Dame, die ihn um eine Zusammenkunft bat,

indem sie sich als die durchreisende Braut eines seiner Jugendfreunde präsentirte. Er fand sich ein und lernte eine junge Dame kennen von guter Familie, gebildet, gutgekleidet, von einer etwas ungewöhnlichen Art, geradezu, ohne unweiblich zu sein. Sie wurden sofort gute Bekannte, und um sie zu beruhigen, erzählte Johann ihr von seiner beabsichtigten Werbung. Sie betrachtete sich demnach als nicht feuergefährlich und wurde vertraut. Sie besuchten die Theater oder trafen sich in Familien, und alles war gut und aufrichtig. Aber während ihres letzten Aufenthalts in Stockholm hatte Johann den Brief von seinem Ideal zurückerhalten. Er war natürlich Mann genug, um ihr davon nichts zu erzählen, aber da er nun wieder bankerott war, warf er sich über das Nächstliegende. Er wollte sie dem Freunde nicht abspenstig machen, aber er wollte sie lieben, tief, rein, aus der Entfernung, hoffnungslos. Er wollte und mußte ein Weib haben, das er verehrte. Verehren, das war jetzt seine Schwäche, nachdem sich der Gottesbegriff verdunkelt hatte. Er selbst war zu schwach, um an sich zu glauben, und sein Ehrfurchtssinn, der keine Nahrung fand, seitdem er die Ehrfurcht vor allem verloren hatte, brach in diese Anbetung aus. Freunde hatte er nicht mehr, und daher mußte er um jeden Preis verehren, anbeten, lieben. Als die Stunde des Abschieds sich näherte, konnte er nicht länger schweigen, sondern sagte ihr kalt und ruhig ungefähr Folgendes:

„Wenn Sie noch dem russischen Zaren angehörten, aber Sie gehören einem Freunde an. Nehmen Sie ihn, meinen Freund, aber Sie können mir nicht verbieten,

Sie zu lieben. Ich verlange nichts, als daß ich Sie aus der Entfernung verehren darf. Muß ich ihn deshalb um Erlaubniß bitten? Geht das ihn etwas an? Ich habe die Absicht, Ihnen zu schreiben. Sie brauchen nicht zu antworten. Er soll die Briefe lesen, wenn er will!“

Dies erschien ihr spaßhaft und originell, und sie antwortete nichts darauf. Und so kam der vorletzte Tag. Am Morgen erhielt er ein Billet ungefähr folgenden Inhalts:

Ich war gestern in einer Familie in der —straße und las Ihren „Abtrünnigen“ (Sie sind mir deshalb doch nicht böse!) Da man dort auf das Höchste für das Theater interessirt ist und mit Leuten vom Theater verkehrt, wurde man auf den Verfasser sehr neugierig und bat mich, Sie vorzustellen, wenn Sie die Familie mit Ihrer Bekanntschaft beehren wollten. Da Sie glauben, für Ihr Stück etwas thun zu können, bitte ich Sie inständig, mich heute um drei Uhr zu treffen, um diesen Besuch zu machen.

Ihre ***

P. S. Sie müssen kommen. Es sind einfache, herzliche Menschen, die Sie bereits lieben.

Darauf antwortete Johann: nein! Er war schüchtern, stolz und wollte die Menschen nicht benutzen. Zu Unbekannten gehen und von anderen Dingen reden, wenn man die Absicht hatte, die Menschen für seine Zwecke zu gebrauchen, das wollte er nicht.

Sie mußte allein gehen.

Der letzte Tag brach an. Sie gingen zur sonnigen Mittagszeit die Drottninggata entlang, und er wurde

gerade ausgescholten, weil er nicht gehorcht hatte, als eine junge Dame plötzlich stehen bleibt und wie eine gute Bekannte grüßt. Darauf wird der königliche Sekretär der Baronin *** vorgestellt.

„Warum wollen Sie nicht zu uns kommen?“ — fragte sie keck und vorwurfsvoll.

Er antwortete nicht, denn er konnte nicht lügen.

„Aber jetzt müssen Sie es mir versprechen?“ — enschied sie fragend.

Er versprach es, und sie trennten sich. Seine Dame ging über die Straße, um in einem Laden etwas zu kaufen, und er wartete vor der Thür.

Als er sich umdrehte und die Straße hinaufsah, bemerkte er noch die feine Gestalt der jungen Dame; unter dem blauen Schleier auf dem kleinen japanischen Hute ringelte sich mildes, goldgelbes Haar auf die weiße Halsrüsche hinab. Er sah ihr lange, lange nach, bis sie im Gewühl der Menschen verschwand.

„Nun?“ — fragte die Madonna, die aus dem Laden trat und ihm einige Packete zu tragen übergab.

„Wie alt mag sie sein?“ — fragte Johann.

„Drei und zwanzig Jahre.“

„Sie sieht aus wie sechzehn.“

„Werden Sie aber auch sicher hingehen? Versprechen Sie es mir?“

„Ich verspreche.“

Sehen Sie, — ich bin eine Hexe; wissen Sie, daß alle Finnländerinnen es sind? Und nun vermache ich Sie meinem Freunde in der — straße; Sie werden die Menschen lieb gewinnen, und die Menschen werden Sie

lieb gewinnen. Es ist schade um die kleine Baronin; sie hat eine unwiderstehliche Lust fürs Theater, aber sie darf nicht, wissen Sie . . .

„Warum nicht?"

„Natürlicherweise ihrer Stellung wegen, oh, da giebts eine Menge Eitelkeit und eine Menge Vorurtheile. Doch nun adieu; treffen wir uns heute Abend am Dampfer?"

„Natürlich!"

Am Abend steht er an der Landungsbrücke, und als die Ketten rasseln und die Maschine stampft, wechseln sie die letzten Worte:

„Leben Sie wohl! Und besten Dank für den herrlichen Maimonat."

„Leben Sie wohl! Versprechen Sie mir, hinzugehen . . ."

„Ja, ja, ja, ich verspreche, ich gehorche Ihnen ja wie ihr Sklave! Ich werde hingehen!"

Der Dampfer ging in See, Taschentücher wurden geschwenkt, und er stand einsam am Ufer.

———

YB 46841

Digitized by Google

YB 46841

Digitized by Google

Digitized by Google